Das Vermächtniß Kains.

Novellen

von

Sacher-Masoch.

Das
Vermächtniß Kains.

Novellen

von

Sacher-Masoch.

Erster Theil. Die Liebe.

Erster Band.

Dritte Auflage.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1878.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Inhalt.

Das Vermächtniß Kains.

„Deines Bruders Blut schreiet zu mir von der Erde. Deßhalb sollst du verflucht sein, unstät und flüchtig."
Jehowah zu Kain.
I. Buch Moses IV. 10–12.

Der Wanderer.

Prolog.

1869.

„Gott allein weiß, wie lange diese Pilgerschaft noch dauern wird."
Iwan Turgènjew.

Bedächtig, die Flinten auf der Schulter, schritten wir, der alte Heger und ich, durch den Urwald, welcher in schweren, dunklen Massen am Fuße unseres Gebirges lagert, und seine Riesenglieder weithin in die Ebene streckt. Der Abend ließ das scheinbar unbegrenzte Gebiet schwarzen jungfräulichen Nadelholzes noch finsterer und schweigender als sonst erscheinen; weithin war keine Stimme eines Lebenden, kein Laut, kein Rauschen eines Wipfels zu vernehmen, und weithin kein Licht außer von Zeit zu Zeit ein blasses mattgoldenes Netz, das die scheidende Sonne über Moos und Kräuter gespannt hatte.

Der Himmel, wolkenlos, blaßblau, wurde nur in einzelnen Stücken zwischen den unbeweglichen, ehrwürdigen Fichtenhäuptern sichtbar. Ein schwerer Geruch feuchter Fäulniß schwebte in den riesigen Nadeln und Halmen, nicht einmal unter unsern Füßen knisterte es. Wir gingen auf einem weichen nachgiebigen Teppich. Manchmal erblickte man eines jener verwitterten grün überzogenen Felsstücke, wie sie an dem Abhange der Karpathen tief in die Wälder und sogar bis in die getreidegelbe Fläche hinab zerstreut sind; stumme Zeugen jener halbvergessenen Zeit, wo ein großes Meer seine Fluthen gegen die zackigen Ufer unseres Gebirges trieb, und als sollte es uns an jene feierlich monotonen Schöpfungstage mahnen, erhob sich plötzlich ein starker Wind, und jagte seine unsichtbaren Wellen brausend durch die schweren Wipfel, die zitternden grünen Nadeln, die tausend und tausend Gräser und Kräuter, welche sich demüthig vor ihm neigten.

Der alte Heger blieb stehen, strich sich das weiße Haar zusammen, das die wilde strömende Luft verwirrt hatte, und lächelte. Ueber uns im blauen Aether schwebte ein Adler.

Der Alte legte die Hand über die Augen, zog die schweren Brauen zusammen und blickte auf ihn.

„Wollen Sie ihn schießen?“ sprach er gedehnt.

„Wie wäre es möglich,“ entgegnete ich.

„Der Sturm treibt ihn herab,“ murmelte der Alte, ohne seine Stellung zu verändern. Wirklich wuchs der schwarze, geflügelte Punkt über uns von Sekunde zu Sekunde, schon sah ich sein Gefieder glänzen. Wir näherten uns einer Lichtung, welche von düsteren Fichten umsäumt war, zwischen denen einzelne weiße Birken, wie Gerippe eines anatomischen Museums standen, und hie und da rothe Vogelbeeren glühten.

Der Adler kreiste ruhig über uns.

„Nun schießen Sie.“

„Schieße du, Alter.“

Der Heger schloß die Augen halb, zwinkerte eine Weile, nahm dann seine rostige Büchse von der Schulter und spannte den Hahn.

„Soll ich in Wahrheit?“

„Gewiß! ich treffe ihn ohnehin nicht.“

„Nun in Gottes Namen.“

Der Alte legte die Büchse ruhig an die Backe,

es blitzte aufwärts, die Waldung gab den Schuß grollend zurück.

Der Vogel schlug die Flügel zusammen und schien einen Augenblick noch von der Luft emporgetragen, dann stürzte er wie ein Stein zur Erde.

Wir eilten hin.

„Kain! Kain!“ scholl es uns plötzlich aus dem Dickicht entgegen, ehern, gewaltig wie die Stimme des Herrn, als er im Paradiese zu den ersten Menschen sprach, oder zu dem Verfluchten, der das Blut seines Bruders vergossen hatte.

Und die Zweige theilten sich.

Vor uns war eine Erscheinung von übermenschlicher Wildheit und Seltsamkeit.

Ein Mann stand im Gebüsche hoch aufgerichtet, ein Greis von riesigem Gliederbau, barhaupt, mit wallendem weißen Hauptthaar und strömendem weißen Barte und weißen Brauen, und großen, drohenden finsteren Augen, welche er gleich einem Rächer, einem Richter auf uns haften ließ. Sein härenes Gewand war vielfach geflickt und zerrissen, von seiner Schulter hing eine Kürbisflasche, er stützte sich auf

einen Pilgerstab und winkte traurig mit dem Haupte. Dann trat er heraus, hob den todten Adler auf, dessen warmes Blut über seine Finger rieselte, und betrachtete ihn schweigend.

Der Heger bekreuzte sich.

„Es ist ein Wanderer,“ flüsterte er mit gehemmtem Athem, „ein Heiliger.“

Hierauf hing er leise seine Flinte um und verschwand zwischen den braunen hundertjährigen Bäumen.

Mein Fuß wurzelte gegen meinen Willen an der Erde, und ebenso beinahe nothgedrungen mußte ich den unheimlichen Greis betrachten.

Ich hatte oft genug von der seltsamen Sekte gehört, zu welcher er sich zählte und die bei unserem Volke in so großem ehrwürdigen Ansehen steht. Nun konnte ich meine Neugierde befriedigen.

„Was hast du jetzt davon, Kain!“ sprach der Wanderer nach einer Weile zu mir gewendet, „ist deine Mordlust befriedigt, bist du satt vom Blute deines Bruders!“

„Ist der Adler nicht ein Räuber?“ erwiederte ich rasch, „mordet er nicht die kleineren und schwächeren

seines Geschlechts, ist es nicht vielmehr ein gutes Werk, ihn zu tödten?"

„Ja er ist ein Mörder," seufzte der absonderliche Alte, „er vergießt Blut, wie Alle, die leben, aber müssen wir es deßhalb auch? Ich thue es nicht, du aber — ja — ja — du bist auch von dem Geschlechte Kains, ich kenne dich, du hast das Zeichen."

„Und du," sprach ich betreten, „wer bist denn du?"

„Ein Wanderer."

„Was ist das?"

„Das ist Einer, der auf der Flucht ist vor dem Leben."

„Seltsam!"

„Seltsam, aber es ist die Wahrheit," murmelte der Greis, legte den todten Adler sanft zur Erde und sah mich theilnehmend an, und jetzt waren seine Augen auf einmal unendlich sanft und wohlthuend.

„Geh in dich," fuhr er mit zitternder, mahnender Stimme fort, „sage dich los von dem Vermächtniß Kains, erkenne die Wahrheit, lerne ent-

sagen, lerne das Leben verachten und den Tod lieben."

„Wie soll ich der Wahrheit nachfolgen, wenn ich sie nicht kenne. Belehre mich."

„Ich bin kein Heiliger," erwiederte er, „wie sollte ich dich die Wahrheit lehren, aber ich will dir sagen, was ich weiß."

Er ging einige Schritte gegen einen faulenden Baumstamm, der auf der Waldblöße lag, und ließ sich auf demselben nieder und ich setzte mich unweit von ihm auf einen moosigen Stein; er stützte das ehrwürdige Haupt in beide Hände und blickte vor sich, und ich ließ die Arme in meinen Schoß sinken und machte mich bereit, ihn zu hören.

„Auch ich bin ein Sohn Kains," begann er, „ein Enkel Jener, die von dem Baume des Lebens gegessen, und muß es abbüßen und wandern — wandern, bis ich frei werde vom Leben. Auch ich habe gelebt und mich meines Daseins thöricht gefreut, und es mit lächerlichen Flittern umgeben, auch ich! Ich habe alles mein genannt, was ein Mensch mit seiner stets unbefriedigten Sehnsucht erfassen mag, und habe erfahren, was im Grunde

daran ist. Ich habe geliebt und bin verlacht worden, und mit Füßen getreten, als ich mit ganzem Herzen liebte, und bin angebetet worden, als ich mit Anderer Empfindungen, mit Fremder Glück frevelhaft spielte, angebetet wie ein Gott! Ich habe es erfahren, daß die Seele, die ich mit der meinen verschwistert glaubte, der Leib, den meine Liebe heilig hielt, wie eine Waare in dem abscheulichsten Handel verkauft wurden. Ich habe mein angetrautes Weib, die Mutter meiner Kinder, in den Armen eines Fremden gesehen. Ich war der Sklave des Weibes und Herr des Weibes, und war wie König Salomo, der viele Weiber liebte. Ich bin im Ueberflusse aufgewachsen und hatte keine Kenntniß von der Noth und dem Elend der Menschen, aber über Nacht schwand der Reichthum unseres Hauses, und als ich meinen Vater begraben sollte, war kaum das Geld da für seinen Sarg. Ich habe Jahre gekämpft um das Dasein, habe die Sorge, den Kummer kennen gelernt, und den Hunger und schlaflose Nächte und Angst und Krankheit. Ich habe mit meinen Brüdern um Besitz und Vortheil gerungen, habe betrogen und bin betrogen worden, habe geraubt

und bin beraubt worden, habe Anderen das Leben genommen und war selbst dem Tode nahe, Alles um dieses teuflische Gold und Eigenthum, und ich habe den Staat, dessen Bürger ich war, leidenschaftlich geliebt, und das Volk, dessen Sprache ich spreche, und habe Amt und Würde begleitet und zur Fahne meines Landes geschworen, bin mit zorniger Begeisterung in den Krieg gezogen, und habe Andere gehaßt und verfolgt und getödtet, nur weil sie eine andere Sprache redeten, und habe für meine Liebe nur Schande geerntet, und für meine Begeisterung Spott und Verachtung.

„Ich habe es auch verstanden, gleich den Kindern Kains, auf Kosten Anderer von dem Schweiße meiner Brüder zu leben, welche ich zu meinen Knechten, meinem Werkzeug erniedrigte, und habe mich nicht bedacht, mit fremdem Blute meine Genüsse und Belustigungen zu bezahlen. Aber ich habe auch mehr als einmal das Joch getragen, die Peitsche gefühlt, für Andere mich gemüht, und habe unermüdlich nach Gewinn gestrebt, und rastlos gearbeitet vom Morgen bis zum Abend, und im angstvollen Traume der Nacht noch meine Zahlen summirt, und

bei Tag und Nacht, im Glück und im Unglück, Noth und Ueberfluß habe ich stets nur Eines gefürchtet — den Tod. Ich habe vor ihm gezittert; bei dem Gedanken, von diesem geliebten Dasein zu scheiden, Thränen vergossen; bei dem Gedanken der Vernichtung, mich und die ganze Schöpfung verflucht. O! ich habe entsetzliche Angst gelitten und entsetzliche Qualen, so lange ich noch etwas hoffte.

„Aber es kam die Erkenntniß über mich. Ich sah den Krieg der Lebendigen — ich sah das Menschenleben, wie es ist — und sah die Welt, wie sie ist."

Der Alte nickte mit dem weißen Haupte vor sich hin und versank in Nachdenken. „Und welche Erkenntniß ist dir geworden?" sprach ich nach einer Pause.

„Die erste große Erkenntniß," fuhr er fort, „ist die, daß ihr armen thörichten Menschen in dem Wahne lebt, Gott habe diese Welt in seiner Weisheit, Güte und Allmacht, so gut als möglich erschaffen und eine sittliche Ordnung in diese Welt gesetzt, und Jener, der böse ist und böse handelt,

störe diese Ordnung und diese gute Welt und verfalle der zeitlichen und ewigen Gerechtigkeit. Ein trauriger verhängnißvoller Irrthum! Die Wahrheit ist, daß diese Welt schlecht und mangelhaft und das Dasein eine Art Buße ist, eine schmerzliche Prüfung, eine traurige Pilgerschaft, und alles was da lebt, lebt vom Tode, von der Plünderung des Anderen!"

„Der Mensch ist also nach deiner Einsicht auch nur eine Bestie?"

„Allerdings! die vernünftigste, blutgierigste und grausamste der Bestien. Keine andere ist so erfinderisch ihre Brüder zu berauben, zu knechten, und so ist, wohin du blicken magst, im Menschengeschlechte wie in der Natur der Kampf um das Dasein, das Leben auf Kosten Anderer, Mord, Raub, Diebstahl, Betrug, Sklaverei. Der Mann der Sklave des Weibes, die Eltern ihrer Kinder, der Arme des Reichen, der Bürger seines Staates. Alles Mühen, alle Angst ist nur um dieses Dasein, das keinen anderen Zweck hat, als sich selbst. Leben! Leben! will ein Jeder, nur sein Leben weiter fristen und dies unselige Dasein auf Andere fortpflanzen.

Und die zweite große Erkenntniß — aber du wirst mich nicht verstehen, Kain!"

„Vielleicht doch."

Der Greis sah mich mitleidig an.

„Die zweite Wahrheit ist," sprach er mit sanftem Ernst fort, „daß der Genuß nichts Wirkliches ist, nichts an sich, nur eine Erlösung von nagendem Bedürfniß, von dem Leiden, das dieses schafft, und doch jagt ein Jeder nach Genuß und Glück, und schließlich fristet er doch nur das Leben, er mag im Reichthum oder Armuth seine Tage beschließen. Aber glaube mir, nicht in der Entbehrung liegt unser Elend, nur in dieser immer wachen Hoffnung auf ein Glück, das nie kommt, nie kommen kann! Und was ist dieses Glück, das immer nah und greifbar, und doch ewig fern und unerreichbar uns vorschwebt von der Wiege bis zum Grabe? Antworte mir, wenn du kannst."

Ich schüttelte den Kopf und fand keine Antwort.

„Was ist das Glück," fuhr der Alte fort, „ich habe es gesucht beim Weibe, im Eigenthum, in

meinem Volke, überall wo nur Athem und Leben weht — und sah mich überall betrogen und genarrt."

„Ja das Glück! vielleicht ist es der Friede, den wir hier vergebens suchen, wo es nur Kampf gibt, und seine Erfüllung der Tod, den wir so sehr fürchten. Das Glück! wer hat es nicht vor Allem in der Liebe gesucht, und wer hat nicht in ihr die bittersten Täuschungen erfahren? Wer war nicht in dem Wahne befangen, die Befriedigung dieser übermenschlichen Sehnsucht, die ihn erfüllt, der Besitz des geliebten Weibes müsse ihm vollkommenes Genügen, namenlose Seligkeit bringen, und wer hat nicht zuletzt trübselig über seine eingebildeten Freuden gelacht? Es ist eine beschämende Erkenntniß für uns, daß die Natur diese Sehnsucht in uns gelegt, nur um uns zu ihrem blinden, willigen Werkzeug zu machen, denn was fragt sie um uns? Sie will unser Geschlecht fortpflanzen! wir können zu Grunde gehen, wenn wir nur ihre Absicht erfüllt, für die Unsterblichkeit unserer Gattung gesorgt haben, und sie hat das Weib mit so viel Reiz ausgestattet, nur damit es uns zu sich zwingen, uns sein Joch auf-

laden und uns sagen kann: arbeite für mich und meine Kinder."

Die Liebe ist der Krieg der Geschlechter, in dem sie darum ringen, eines das andere zu unterwerfen, zu seinem Sklaven, seinem Lastthier zu machen, denn Mann und Weib sind Feinde von Natur, wie alle Lebendigen, für kurze Zeit durch die Begier, den Trieb sich fortzupflanzen, in süßer Wollust gleichsam zu einem einzigen Wesen vereinigt, um dann in noch ärgerer Feindschaft zu entbrennen, und noch heftiger und noch rücksichtsloser um die Herrschaft zu streiten. Hast du je größeren Haß gesehen, als zwischen Menschen, welche einst die Liebe verband? Hast du irgendwo mehr Grausamkeit und weniger Erbarmen gefunden, als zwischen Mann und Weib?

„Ihr Verblendeten! Ihr aberwitzigen Thoren. Ihr habt einen ewigen Bund gestiftet zwischen Mann und Weib, als wäret ihr im Stande, die Natur zu verändern, nach euren Gedanken und Einbildungen, zu der Pflanze zu sagen: blühe, aber verblühe nie und trage keine Frucht."

Der alte Wanderer lächelte, aber in diesem

sonnigen Lächeln lag weder Bosheit noch Geringschätzung, noch Spott, nichts als die heitere Klarheit der Erkenntniß.

„Ich habe auch den Fluch kennen gelernt," sprach er weiter, „der im Eigenthum, in jeder Art von Besitz liegt. Durch Raub und Mord, durch Diebstahl und Betrug entstanden, fordert er zu demselben heraus, und zeugt Haß und Streit, Raub und Mord, Diebstahl und Betrug weiter fort ohne Ende! Als stände nicht das Korn auf dem Felde, als wäre nicht die Frucht auf dem Baume, die Milch der Thiere für Jedermann. Aber in den Kindern Kains ist eine dämonische Gier nach dem Eigenthum, eine Grausamkeit, Alles an sich zu reißen, und wäre es auch nur, damit Andere es nicht erlangen können. Und nicht genug, daß der Einzelne durch Gewalt oder List für sich allein von dem Besitz ergreift, wovon Hunderte, ja oft Tausende leben könnten, es ist als wollte sich Jeder für die Ewigkeit da einrichten, sich und seine Brut, und so vererbt er es noch auf seine Kinder, seine Enkel, die ihren Unrath auf seidene Polster leeren, während die Kinder dessen, der nichts hat, erbärmlich verderben. Der

Eine sucht zu erringen, der Andere, was er hat, festzuhalten. Der Besitzlose führt Krieg gegen den Besitzenden, ein Ringen ohne Ende, der Eine steigt, der Andere fällt und beginnt von Neuem emporzuklimmen. Und nie ein Ausgleich, eine Gerechtigkeit, täglich wird Joseph von seinen Brüdern verkauft, täglich vergießt Kain das Blut seiner Brüder, das gegen ihn zum Himmel schreit."

Der Greis streckte die Hände wie abwehrend in erhabener Empörung von sich.

„Aber der Einzelne ist zu schwach Krieg zu führen gegen die Zahl seiner Brüder," fuhr er fort, „so haben sich die Kinder Kains vereint zu Plünderung und Mord, in Gemeinden, Völkern und Staaten. Wohl wird da die Selbstsucht des Einzelnen in Vielem beschränkt, seine Raub- und Mordlust eingedämmt, aber dieselben Gesetzbücher, welche gegen neue Verbrechen schützen sollten, verleihen zu gleicher Zeit erst den Verbrechern früherer Geschlechter und Zeiten Weihe und Kraft. Auch wird im Staate nicht der Selbstsucht allein Zwang angethan. Es wird uns — je nach den Zwecken, welche die Regierenden verfolgen — ein fremder Glaube, eine

fremde Sprache, eine fremde Ueberzeugung aufgedrungen, oder doch die unsere bedrängt und verkümmert; wir werden Absichten dienstbar gemacht, die wir verabscheuen, und in unserem Streben gehemmt; unser Schweiß, ja unser Blut wird gemünzt zu Geld, um die Launen Jener zu bezahlen, welche den Staat lenken, diese Launen mögen Pracht und Ueppigkeit, Jagd und Weiber, Soldaten, Wissenschaften, oder schöne Künste heißen. Nichts ist heilig, Verträge aller Art werden geschlossen und gebrochen ohne Vernunft, ohne Scham. Wie oft wurde schon die Zukunft eines ganzen Volkes der fürstlichen Verlockung eines Augenblicks geopfert! Spione schleichen sich in die Familien und lösen alle Bande des Gemüthes, der Sittlichkeit, die Frau verkauft den Mann, der Sohn den Vater, der Freund den Freund, das Recht wird gefälscht, die Bildung des Volkes, das einzige Mittel eines allgemeinen Umschwunges, mit einem schnöden Almosen abgefertigt, und so das Wissen, die Erkenntniß in enge Kreise gebannt. Jene, die das Volk mit Wort und Feder vertreten, werden verfolgt, mit Ketten beladen, ausgerottet oder bestochen und zu Aposteln der Lüge gemacht.

Jene aber, die ihm dienen, suchen unter dem Deckmantel des Staats nur ihren Vortheil, und bestehlen ihn sogar, den sie ihren Gott nennen, und hat zuletzt das Volk seine Knechtschaft, seine Schande, seine Verdummung mit dem Bankerott bezahlt, und macht es verzweifelt aus den Werkzeugen des Friedens Waffen gegen seine Unterdrücker, so entfesselt der Aufstand — mag Sieg oder Niederlage sein Ende sein — nur die Leidenschaften, die Bestialität der Massen, und beantwortet Blut mit Blut, Plünderung mit Plünderung. Was uns als Liebe zum Volke, ja dem Vaterlande so hoch gepriesen wird, ist es etwas anderes als Selbstsucht?

„Die Völker, die Staaten sind große Menschen, und gleich den kleinen beutelustig und blutgierig. Freilich — wer kein Leben schädigen will — kann ja nicht leben. Die Natur hat uns Alle angewiesen vom Tode Anderer zu leben, sobald aber nur das Recht auf Ausnützung niederer Organismen durch die Nothwendigkeit, den Trieb der Selbsterhaltung gegeben ist, darf nicht allein der Mensch das Thier in den Pflug spannen oder tödten, sondern auch

der Stärkere den Schwächeren, der Begabtere den minder Begabten, die stärkere weiße Race die Farbigen, das fähigere, gebildetere, oder durch günstige Fügungen mehr entwickelte Volk das weniger entwickelte.

„So ist es auch in der That.

„Was innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft mit Kerker oder Schaffot bestraft wird, das thut ein Volk, ein Staat dem anderen, ohne daß man darin ein Verbrechen oder eine Verworfenheit sieht, sie morden sich im Großen um Land und Besitz, und ein Volk sucht das andere zu übervortheilen, zu unterwerfen, zu knechten, auszunützen oder auszurotten, wie ein Mensch den anderen.

„Was ist der Krieg — in den nicht selten, durch lügnerische Vorspiegelungen und eine betrogene Begeisterung verführt, die Besten eines Volkes ziehen — als der Kampf um das Dasein im Großen, Länderraub und Völkermord, begleitet von der Sklaverei des Fahnendienstes, Spionage, Verrath, Brandlegung, Nothzucht, Plünderung gefolgt von Seuchen und von Hungersnoth!

„Wirkt hier nicht in Millionen jener unselige

Trieb fort, der in dem Einzelnen unablässig rege das ganze Menschendasein unterwühlt?"

Der Alte schwieg einige Zeit.

„Das große Geheimniß des Daseins," sprach er dann mit feierlicher Ruhe, „soll ich dir es offenbaren?"

„Nenne es mir."

„Das Geheimniß ist, ein Jeder will leben durch Andere, durch Raub und Mord, und soll leben durch sich selbst, durch seine Arbeit. Die Arbeit allein befreit uns von allem Elende. So lange Jeder darnach strebt, Andere für sich arbeiten zu lassen, mühlos die Früchte fremder Anstrengung zu genießen, so lange ein Theil der Menschheit Sklaverei und Noth dulden muß, damit der Andere im Ueberflusse schwelgt, so lange gibt es keinen Frieden auf Erden.

„Die Arbeit ist unser Tribut an das Dasein: wer leben und genießen will, muß arbeiten. Und in der Arbeit und in dem Streben liegt überhaupt alles das, was uns vom Glück gegönnt ist. Nur im männlichen, muthigen Kampfe um das Dasein kann man es überwinden; Jener, der nicht arbeitet,

und sich dessen freut, ist doch zuletzt der Betrogene, denn über ihn kommt jene nagende Unzufriedenheit, welche gerade in den Palästen der Vornehmen und Reichen am meisten zu Hause ist, jener tiefe Ekel am Leben, dem die qualvollste Todesangst beigesellt ist.

„Ja! der Tod ist es, welcher alle Unzufriedenen, alle Unglücklichen, und sogar die meisten von denen, welche die Nichtigkeit des Daseins erkannt haben, in dasselbe zurückschreckt — der Tod mit seinen bösen folternden Genossen, dem Zweifel und der Furcht.

„Kaum einer erinnert sich, will sich der Zeit, der unendlichen erinnern, da er noch nicht war. Jeder zittert vor jener zweiten Unendlichkeit, in der er nicht mehr sein soll. Warum das fürchten, was wir einst waren, und so lange waren, einen Zustand, mit dem wir uns so vertraut gemacht haben, während unser jetziger uns nur durch seine Kürze ängstiget, durch tausend grausame Räthsel quält.

„Ueberall ist der Tod um uns, er mag uns im Augenblicke der Geburt, oder später, plötzlich, ge-

waltsam oder nach langer Pein und Krankheit, oder in einem allgemeinen großen Sterben treffen, und doch denkt und müht sich jeder unausgesetzt, ihm auszuweichen, sein Dasein zu verlängern, das früher oder später genau so erbärmlich, ja lächerlich enden muß.

„Wie wenige begreifen, daß der Tod es ist, der uns allein vollkommene Erlösung, Freiheit, Frieden bringt, wie wenige haben den Muth, vom Leben bedrängt, ihn freiwillig und heiter aufzusuchen. Besser freilich ist es, nie geboren zu werden, und wenn man schon geboren wurde, den Traum ruhig, mit lächelnder Verachtung seiner schimmernden, lügnerischen Bilder auszuträumen, um für immer im Schooße der Natur unterzutauchen.“

Der Alte legte die braunen, verwitterten Hände über das von tiefen, traurigen Runzeln bedeckte Gesicht, und schien selbst zu träumen.

„Du hast mir gesagt, was dir im Leben an Erkenntniß geworden,“ sprach ich hierauf zu ihm, „willst du mir nicht auch von den ewigen Wahrheiten sprechen, welche du daraus abgeleitet hast, von der Lehre, der du nachfolgst?“

„Ich sah die Wahrheit,“ rief der Greis, „und sah, daß das Glück nur in der Erkenntniß liegt, und sah, daß es besser ist, dies Geschlecht Kains stirbt aus; ich sah, daß dem Mann besser ist zu darben, als zu arbeiten, und sprach: ich will nicht mehr das Blut meiner Brüder vergießen und sie nicht mehr berauben, und ich verließ mein Haus und mein Weib, und ergriff den Wanderstab. Der Satan hat die Herrschaft über die Welt, und so ist es eine Sünde an der Kirche, oder dem Gottesdienste, oder an dem Staate theilzunehmen. Und auch die Ehe ist eine Todsünde.

„Und diese sechs: die Liebe, das Eigenthum, der Staat, der Krieg, die Arbeit und der Tod sind das Vermächtniß Kains, der seinen Bruder schlug und seines Bruders Blut schrie gegen Himmel, und der Herr sprach zu Kain: „Du sollst verflucht sein auf der Erde, und unstät und flüchtig.“

„Der Gerechte verlangt nichts von diesem fluchwürdigen Vermächtniß, nichts von den Söhnen, den Töchtern Kains. Der Gerechte hat keine Heimath, er ist auf der Flucht von der Welt, den Menschen, er muß wandern, wandern, wandern.

„Wie lange," fragte ich. Ich erschrak vor meiner eigenen Stimme.

„Wie lange? wer weiß das! erwiederte der Greis. Und wenn ihm sein Freund naht, der Tod, dann muß er ihn heiter erwarten, unter freiem Himmel, im Felde oder im Walde, damit er sterbe, wie er gelebt auf der Flucht.

„Mir war es heute Abend, als sei er an meiner Seite — ernst, freundlich und tröstlich, aber er ist mir vorübergegangen, so will ich meinen Stab ergreifen und ihm nachfolgen, und ich werde ihn finden."

Der Wanderer erhob sich und ergriff seinen Stab.

„Dem Leben entfliehen ist das Eine," sprach er, und eine allerbarmende Güte glänzte in seinen Augen — den Tod wünschen und suchen das Zweite. Und er hob den Stock und wanderte weiter. In Kurzem hatte ihn das Dickicht verschlungen.

Ich blieb allein in tiefer Waldeinsamkeit, und es ward Nacht um mich.

Vor mir lag ein faulender Baumstamm. Sein morsches Holz begann zu leuchten, und eine ganze

unruhige und thätige Welt von Pflanzen, Moosen und Insekten wurde auf ihm sichtbar.

Ich versank in mich. Die Bilder des Tages rauschten an mir vorbei wie Wellen, Blasen, die das Wasser wirft und wieder verschlingt; ich sah sie ohne Sorge, ohne Angst, aber auch ohne Freude.

Ich begann die Schöpfung zu begreifen, ich sah wie Tod und Leben nicht so sehr Feinde als freundliche Genossen sind, nicht Gegensätze, die sich aufheben, als vielmehr eines aus dem andern fließend Wandlungen des Daseins. Ich fühlte mich losgelöst von der Welt, der Tod erschien mir nicht mehr schrecklich, ja minder schrecklich als das Leben. Und jemehr ich in mir gleichsam untergehe, um so mehr wird Alles um mich her lebendig und gesprächig und greift in meine Seele.

Bäume, Stauden, Halme, ja Stein und Erde strecken ihre Arme nach mir aus.

„Du willst uns entfliehen, Thor? vergebens, du kannst es nicht. Du bist wie wir und wir sind wie du. Dein Pulsschlag schlägt nur im Pulsschlag der Natur. Du mußt entstehen, wachsen und vergehen wie wir, leben, sterben und im Tode neues Leben

geben, das ist dein Loos Sonnenkind, wehre dich nicht dagegen, es hilft dir nichts."

Ein tiefes, feierliches Rauschen ging durch den Wald, über mir brannten die ewigen Flammen erhaben und ruhig.

Und mir war als stände ich der finsteren, schweigenden, ewig schaffenden und verschlingenden Göttin gegenüber und sie begann zu mir zu reden:

„Du willst dich mir gegenüberstellen als ein Wesen für sich, trauriger Thor! Ueberhebt sich die Welle vom Mondlicht beglänzt, weil sie einen Augenblick lebhafter schimmert? Eine Welle ist wie die andere. Alle kommen von mir und kehren zu mir zurück. Lerne bescheiden sein im Kreise deiner Brüder, geduldig und demüthig. Wenn dein Tag dir länger scheint als jener der Eintagsfliege, in mir, die keinen Anfang hat und kein Ende, ist er doch nur ein Augenblick.

„Sohn Kains! du mußt leben! du mußt tödten, du mußt tödten um zu leben, und tödten, wenn du nicht leben willst, denn nur der Selbstmord kann dich befreien.

„Lerne also dich fügen meinen strengen Gesetzen.

Sträube dich nicht zu rauben, zu morden wie alle meine Kinder. Begreife, daß du ein Sklave bist, ein Thier, das im Joche gehen muß; daß du dein Brod essen mußt im Schweiße deines Angesichts. Ueberwinde diese kindische Furcht vor dem Tode, diese Schauer, die dich bei meinem Anblick fassen.

„Ich bin deine Mutter, ewig, unendlich, unveränderlich, wie du selbst durch den Raum begränzt, der Zeit hingegeben bist, sterblich, wandelbar.

„Ich bin die Wahrheit, ich bin das Leben. Ich weiß nichts von deiner Angst und dein Tod oder dein Leben sind mir gleichgültig. Nenne mich deßhalb nicht grausam, weil ich dich, das was du für dein wahres Wesen hältst, dein Leben dem Zufall preisgegeben, wie jenes deiner Brüder. Du — wie sie alle, ihr kommt von mir und kehrt zu mir zurück, früher oder später.

„Weßhalb sollte ich es hindern, oder Euch davor schützen, oder um Euch trauern. Ihr seid ich und ich bin in Euch, das, um was Ihr zittert, ist nur ein flüchtiger Schatten, den ich werfe. Euer wahres Wesen kann nicht vergehen durch den Tod, sowie es nicht entstanden ist bei Eurer Geburt.

„Sieh deinen Brüdern zu, wie sie sich im Herbste einpuppen, wie sie nur bekümmert sind, ihre Eier sicher zu betten, ohne Sorge um sich selbst und alle ruhig sterben gehen, um im Frühling zu neuem Leben aufzuwachen.

„Sieh im Wassertropfen, im Mittagsglanz der Sonne täglich eine neue Welt entstehen und im Abendrothe untergehen.

„Wachst du selbst nicht täglich nach kurzem Tode zu neuem Leben auf und zitterst vor dem letzten Schlafe!

„Ich sehe gleichgültig Herbst für Herbst die Blätter fallen, Kriege, Seuchen, jedes große Sterben meiner Kinder, denn ein jedes lebt fort in neuen Wesen, und so bin ich im Tod lebendig, im Vergehen ewig und unsterblich.

„Begreife mich und du wirst mich nicht mehr fürchten, mich nicht mehr anklagen, mich deine Mutter.

„Du wirst vor dem Leben fliehen zu mir in meinen Schooß, aus dem du aufgetaucht bist zu kurzer Qual, du wirst wieder kehren in die Unendlichkeit, die vor dir war und nach dir sein wird, während dein Dasein die Zeit begrenzt und verschlingt.“

So sprach es zu mir.

Dann war wieder nichts als ein tiefes, trauriges Schweigen um mich. Die Natur zog sich gleichsam mitleidig in sich selbst zurück und überließ mich den Gedanken, von denen sie mich nicht befreien konnte.

Ich sah, wie heilige Lügen uns geblendet haben, wie wir die Erben Kains nicht zu ihren Herren eingesetzt, sondern im Gegentheil ihre Sklaven sind, welche sie zu ihren unenträthselten Zwecken braucht, und denen sie diese Angst zu leben und sich fortzupflanzen eingeimpft hat, um ihrer schweren Dienste, ihrer schweren Frohnen, ihrer hoffnungslosen Knechtschaft gewiß zu sein.

Mich faßte ein namenloser Schauer, mich von ihr loszureißen, ihr zu entrinnen. Ich raffte mich auf und suchte das Freie zu gewinnen. Wie Fledermäuse schwirrten mir Gedanken, Befürchtungen und Zweifel schattenhaft und lautlos um das Haupt. So ereilte ich die Ebene, die friedlich in sanfter Beleuchtung des klaren Nachthimmels und seiner unzähligen Lichter da lag. In der Ferne sah ich mein Dorf, die freundlich schimmernden Fenster meines

Hauses. Tiefe Ruhe kam über mich und in mir brannte feierlich still eine heilige Sehnsucht nach Erkenntniß und Wahrheit, und wie ich den wohlbekannten Pfad zwischen Wiesen und Feldern einschlug, da stand auf einmal ein großer Stern am Himmel, groß und klar, und es war mir als gehe er vor mir, wie einst vor den drei Königen, die das Licht der Welt suchten.

Anmerkungen zum „Wanderer."

[1] Die „Wanderer" bilden die eigenthümlichste und phantastischeste aller altgläubigen Sekten der russischen Kirche und gehören dem priesterlichen Typus derselben an. Ihrer Anschauung nach ist die gesammte sittliche Weltordnung aufgelöst, der Teufel in die Herrschaft über die Welt eingesetzt und jede Betheiligung am Staats- oder Kirchenwesen reiner Teufelsdienst, dem die Frommen sich durch Flucht und ruhelose Wanderung entziehen müssen. Selbst die Annahme eines Passes ist schwere Sünde, denn sie wird als Anerkennung des Reichs dieser Welt angesehen. Der Wanderer hat kein Weib, kein Eigenthum, er erkennt weder den Staat noch die Kirche an, er vergießt kein Blut und leistet daher keinen Kriegsdienst, er arbeitet nicht. Die Gerechten dürfen nirgend eine Heimath haben, die Flucht vor der Welt ist ihr Beruf, das einzige Mittel zur Rettung der Seele. Denen, die noch nicht die Kraft haben, mit dem Reich des Bösen vollständig zu brechen, wird „um ihrer Schwachheit willen" gestattet, zeitweise einen bürgerlichen Beruf zu treiben und festen Wohnsitz zu nehmen; aber sie müssen heimliche Kammern herrichten, in denen die Wanderer jeder Zeit Unterkunft und Asyl finden. Beim Herannahen der Todesstunde ist dagegen jeder Gerechte verpflichtet, sich auf das freie Feld oder in den Wald tragen zu lassen, damit er als „auf der Flucht" gestorben angesehen werden könne. Diese Sekte steht bei dem niederen Volke in hohem Ansehen; die unheimliche Gestalt des Wanderers, der

sich dem Mönchsstande zuzählt, die Ehe als Todsünde verwirft und bloß ein freies „Zusammenleben der Geschlechter" gestattet, ist eine echt nationale Figur der großen slavischen Welt des Ostens, die in den Dörfern und Städten des weiten Reichs häufig genug auftaucht und auf Jeden, der sie einmal gesehen, durch ihre Wildheit einen unauslöschlichen Eindruck macht.

2 Der Satan, dessen Namen unser Volk nur äußerst selten ausspricht, hat bei uns nichts mit dem cynischen deutschen Teufel gemein, sondern erscheint als eine reine und großartige Personifikation des bösen (sinnlichen) Princips, als der Nachfolger des „schwarzen Gottes," in dessen Gegensatze zu dem „weißen Gotte" die heidnischen Slaven die Welt auffaßten.

Die Liebe.

„Allmächt'ge Liebe!
Dir unterwirft sich jedes Element,
Du kannst das feindlich Streitende vermählen."
Schiller, die Braut von Messina.

Don Juan von Kolomea.

Vorrede

von

Ferdinand Kürnberger.

Der Name des Verfassers der nachstehenden Erzählung ist in der deutschen Literatur weder auf historischem noch belletristischem Gebiete unbekannt, dessenungeachtet glaubte er meinen Namen für den bekannteren halten zu müssen und er wünschte, daß ich den Don Juan von Kolomea in die deutsche Literatur als Vorredner einführe.

Ich gestehe, ich komme mir in dieser Rolle vor, wie wenn irgend ein Müller oder Jäger von einem Napoleon aufgegriffen wird, um diesem als Wegweiser zu dienen.

Der Müller oder der Jäger genießt ein paar Meilen lang die Ehre, daß ein Napoleon nach seinen Weisungen marschirt; aber diese Strecke zu Ende, ist der Eine wieder Müller oder Jäger und der Andere wieder — Napoleon.

Da ich hier weniger in meinem Namen als im Namen des deutschen Literators fungire, so könnte es scheinen, daß ich in diesem Bilde die Würde unserer alten schriftberühmten Kultur zu Gunsten eines halbfremden Ausländers ungebührlich preisgegeben.

Dem ist nicht so. Ich fühle diese Würde so lebendig als Einer. Aber weil ich sie fühle, darf ich um so neidloser dem kosmopolitischen Zuge des deutschen Volksgenius nachgeben, welcher das Fremde darum mehr als andere Nationen schätzt, weil er es besser als Andere in sich aufzunehmen fähig ist — so daß das Welt-Schöne und das Deutsch-Schöne unaufhaltsam den Weg gehen, identische Begriffe zu werden.

Die Iliade unseres Voß, das Schah-Nameh unseres Schack besitzt kein anderes Kulturvolk. Ein solches Volk erkennt im Fremdesten sein Eigenthum und darf dem Fremdesten Zeugnisse ausstellen, wie es Goethe der Sakuntala ausgestellt hat.

Wie die Poesie unseres Gastes zur deutschen Poesie sich verhält, ist mit wenigen Worten auszusprechen.

Herr Berthier, der Director des Taubstummen-

instituts in Paris, pflegte allen Ernstes zu versichern, daß die Sprache der Stummen um vieles vollkommener sei als die Sprache der Redenden. Fragte man ihn nach seinen Gründen, so holte er sie nicht aus gelehrten Wolkenhöhen, sondern aus einem schlanken handlichen Beispiel. Er sagte: Ihr Redenden habt eine abstrakte Sprache, meine Stummen eine concrete. Z. B. ihr Redenden sagt: „Geruhen Sie auf meine Wenigkeit ein geneigtes Auge zu werfen.“ Meine Stummen sagen: „Ich bin schwach, du bist stark, hilf mir.“ — Welche Sprache gefällt Ihnen besser?

Mit Herzklopfen und verlegenem Roth auf den Wangen dürfte die deutsche Literatur in der ersten Phrase sich selbst erkennen.

Wenn ich nun sagen darf, daß die zweite in der Region herrscht, aus welcher der Don Juan von Kolomea stammt, so ist das Schlagwort genannt, welches der Vorredner dieser Novelle zu nennen hatte.

In keinem Augenblick des Lebens fallen die Vortheile aller Lebensalter zusammen. Die deutsche Literatur ist alt. Sie ist deßhalb reich an Erfahrungen und Kenntnissen, reich an ersparten Kapi=

talien, reich an Weltverbindungen, reich an Macht und Recht. Aber so weit sie von ihrer Quelle entfernt ist, so weit ist sie entfernt von dem ersten Zauber der Jugend, von der blüthenduftigen Frische des Lenzes — kurz von ihrem sinnlichen Vermögen. Sie ist längst mehr geistig als sinnlich. Sie hat mehr die Poesie der Ideen als die Poesie der Sinne.

Goethe war der Letzte, welcher bei seinem Ideenfond noch produktive Sinnlichkeit hatte. Ich sage produktive, denn Heine und Uhland — die Zöglinge des Volksliedes — haben schon reproduktive. Und doch genügte selbst diese, um ihren Namen groß zu machen. So kostbar ist poetische Sinnlichkeit geworden und so hoch steht sie im Preise.

In unserer ganzen Romanliteratur hat höchstens hin und wieder noch eine Nebenfigur sinnliches Leben; die Hauptfiguren sind fast ausnahmslos — Gesinnungen und Reden.

„Bilde Künstler, rede nicht!“ hat Goethe unserer alternden Literatur ganz vergebens gesagt. In dieser Literatur macht es Aufsehen, wenn einmal die Produktion eines Dichters ihre Schuldigkeit thut,

d. h. statt Reflexionspoesie die Poesie der Gestalt giebt. Was die Ordnung der Dinge ist, wird für das außerordentlichste gehalten. So hat sich vom ganzen bogenreichen Münchhausen nur ein kleiner Ausschnitt dem Andenken eingeprägt — die Gestalt des Hofschulzen; so hat sich die „Geschichte vom braven Kasperl und von der schönen Nanerl" — an welcher nur die scurrile Ironie des Titels unbequem ist, ihres bleibenden Eindruckes versichert; so durften selbst die Rabbiata und Noveletten Storms in eigenen Separatausgaben sich der erhöhten Aufmerksamkeit der Nation empfehlen. Und doch machen all' diese Kunstwerkchen zunächst nur den Eindruck von Studien. Sie enthalten sich der Reflexionen nur mit der feinsten und studirtesten Reflexion. Sie haben ihre Sinnlichkeit nicht aus erster Hand. Die deutsche Prosa erscheint in ihnen wie eine üppige Weltdame, welche gebeichtet hat und welche als Buße für das lange Sündenleben ihrer phraseologischen Ausschweifungen nunmehr den peinlichsten Stachelgürtel der Präcision tragen muß. Sie trägt ihn geschickt, anmuthig und so täuschend, daß das ungeübte Auge den Zwangsgürtel für das natürliche

Maß ihrer Contour halten könnte. Aber Täuschung ist's doch. Wir haben das Gefühl, die Bewegung innerhalb dieses Gürtels ist nicht ihr Naturzustand, sie wird ihn wieder abwerfen, und aus der keuschen Diät der Form in die wildeste Orgie der Phrase sich stürzen. Der schlanke Formensinn, welcher die „Undine" geschaffen hat, schützt nicht vor der bodenlosen Diffusion des „Zauberringes," Auerbachs „Buchmaier" nicht vor Auerbachs „Neuem Leben," und die „Rabbiata" und ein „Zauberer von Rom" können Zeitgenossen sein! So wahr ist es, daß der Styl der Natur nicht mehr die innere Nothwendigkeit unserer Literatur ist, sondern bloß ein Schein, ein Experiment, ein Versuch unter anderen Versuchen. Aber während ich hier von Altdeutschland spreche, existirt ein Neudeutschland, das weder zum deutschen Bunde gehört, noch geographisch oder politisch den deutschen Namen trägt, dagegen vor unsern alternden Mosesaugen als ein wahres Zukunftskanaan daliegt.

Bogumil Golz hatte unserer Literatur eigentlich nichts Neues zu sagen. Auch ist er nicht Bildner, sondern bloß Redner; er hatte uns nicht das

kleinste typische Charakterbildchen zu schenken und doch gab es das Zeug zu einer ganzen literarischen Existenz: daß seine Rede selbst Bild ist! Seine Rede ist eine Reliefkarte, wo die unsrige flach ist; wo wir eine Farbe sehen, sieht er drei; wo wir Stubenluft in der Nase haben, wittert er Wald und Wasser. In unserer Literatur ist er das Haideroß unter den Stallpferden. Sein ganzer literarischer Charakter ist: seine frischere Sinnenkraft.

Mit Bogumil Goltz ist bedeutungsvoll auf die alte Straße der Völkerwanderung gewiesen, von wannen die verjüngenden Blutströme in den greisen Körper des Abendlandes dringen — auf den Osten. Dort ruhen Kapitalien von unverbrauchter Naturkraft aufgespeichert, welche durch das Eindringen französischer Bildung nur zum kleinsten Theile angegriffen sind. Am meisten hat sich Polen an dieser Bildung betheiligt, Rußland höchstens in Petersburg, weniger in Moskau, wie denn auf der ganzen Linie von Petersburg bis Odessa alles, was wie fremde Kultur aussieht, in Nichts verschwindet, sobald man von der geräuschvollen, aber winzigen Minorität des Adels, der sich eine Zeit lang als Volk

geriren durfte, absieht, und mit dem demokratisch volksthümlichen Faktor der autochthonen Nationalität rechnet.

In diesem Gebiete ging eines Tages ein Gutsherr auf die Jagd, kein Literat, sondern ein sporting gentleman, dessen tiefe volksthümliche Wurzel blos in literarische Bildung auslief. Tage und Nächte lang einsam wie ein amerikanischer Trapper, durchstrich er die sandigen Fichtenwälder oder die moorigen Steppen seines wilden Vaterlandes, kehrte ein, wo ihn der Hunger, nächtigte, wo ihn der Schlaf überfiel — bald im Schlosse des Magnaten, bald in der Birkenhütte des Muschiks, bald beim Wachfeuer von Hirtenknaben, welche im Geistergrunde sich unheimliche Geschichten erzählten.

Auf diesen Streifereien belauscht er das Volksleben an der Quelle und mit Sinnen, welche selbst noch an der Quelle des Naturgefühls stehen. Ist er völlig allein, so studirt er die Psychologie seines Hundes oder die Malerei der Abendfarben, wenn er am Rande eines Wäldchens auf dem Schnepfenstande steht. Dieser Jäger war Turgènjew — der Shakespeare der Skizze!

Daß Turgènjew keine Schule bei uns begründet, wie Auerbach wenigstens Nachahmer gefunden, beweist sprechender als alles, daß der Osten dem Westen *Neues* und *Eigenthümliches* zu bieten hat, welches der letztere nur empfangen, nicht aber selbst erzeugen kann.

Dieses Neue und Eigenthümliche finde ich in der doppelten Richtung des *Natursinnes* und des *Menschensinnes*.

Der Natursinn ist bei uns eine, wenn nicht erschöpfte, so doch stark mitgenommene Ackerkrume. Es hatte beim grübelnden Deutschen schon frühzeitig die Neigung, durch das Medium der Reflexion zu gehen, sich zu polarisiren mit dem Gedanken. Rein zu empfinden und anzuschauen, wird uns schwer, wir schauen und empfinden im Objecte unser Subject. Die Naturempfindung des Ostens ist uns geradezu unerreichbar.

Was den Menschensinn betrifft, so ist er beim Germanen Selbstsinn. Sein Lebensprincip ist der Individualismus und seine Devise heißt: selbst ist der Mann. Wir stehen mehr oder minder außer unsern Mitmenschen, sind etwas von ihnen geson-

dertes. Auch unsere volksthümlichsten Schriftsteller können das nicht verläugnen. Sie repräsentiren mehr sich selbst als die Gattung, mehr ihre Bildung als ihre Volksthümlichkeit. Letztere schillert fast immer in eine der drei Farben: doctinär, tendentiös, sentimental.

Anders im Osten. Dort ist der Menschensinn slavischer Gemeinsinn. Dort empfindet nicht ein Mensch über den andern, sondern er empfindet in dem andern. Sie sind was er und er was sie. Jene sittliche Gemeinschaft, welche Julian Schmidt auf dem Wege einer protestantisch-ästhetischen Kirchenzucht herstellen will, er, der dem Genie das Vorrecht einer eigenen Ethik so fanatisch bestreitet: die Slaven haben sie durch ihre natürliche Volksanlage. Nichts könnte in dieser Beziehung belehrender sein, als neben Auerbach Turgènjew zu lesen. Jener scheint zu sagen: diese Schwarzwälder empfehle ich eurer Aufmerksamkeit; Turgènjew sagt: seht uns Russen! Sein slavischer Gemeinsinn geht in der Gemeinde selbst vollkommen und ohne Rest auf.

Aber was soll uns Turgènjew? Er ist ein Russe. Er gehört nicht in unsere Literatur, bloß unserer Uebersetzungsliteratur.

Wie wäre es also, wenn wir statt des Großrussen Turgènjew einen Kleinrussen, einen Ostgalizier, das heißt einen Oesterreicher, d. h. einen Deutschen hätten? Wie wäre es, wenn in diesem Oesterreich, welches seinen Germanisirungsberuf bisher so schlecht erfüllt hat, wenn in dieser Zeit, welche die Nationalitäten Oesterreichs im hellen Aufstande gegen das Deutschthum sieht, ein slavisch geborener Dichter von den Ufern des Pruth eine vortreffliche deutsche Novelle an die Borde des Main und des Neckar zu senden hätte?

Das wäre eine Thatsache, die wir nicht hoch genug anschlagen könnten.

Nicht daß wir zu geizen brauchten nach einer einzelnen guten Novelle, selbst nicht nach einem einzelnen Schriftstellernamen, so viel er uns auch des Guten verspräche. Aber die Thatsache könnte bedeuten, daß die deutsche Literatur ganz neue östliche Längengrade sich erobert, daß sie ganz neue frische Naturvölker sich annektirt hätte, welche bisher nicht deutsch geschrieben, welche aber im Laufe der Geschichte mehr und mehr es zu thun anfingen.

Wir sähen einen großen, befruchtenden Strom

von Sensualismus gegen das alte, büchergedüngte Deutschand sich in Bewegung setzen.

Wir sähen von den Prairien der Weichsel und von den Waldgebirgen des Dnjester deutsche Dichter auferstehen, neue erdgeborne Menschen, welche nicht Bücher aus Büchern machen, sondern Bücher aus der Natur. Ihre „Quellen" sind nicht dumpfe Stadtbibliotheken, sondern die wirklichen Quellen in Feld und Wald. Ihre Existenzen drehen sich nicht um Candidaten- und Privatdocentenjammer, ihr Lieben und Leiden nicht um die ersehnte Staatsanstellung, um die verblühte oder von einem andern heimgeführte Braut. Wir hätten eine Poesie zu hoffen aus einem Naturland, nicht aus einem Beamtenland.

Das ist die Poesie, die ich einen Napoleon genannt habe. Mag der Don Juan von Kolomea der erste, flüchtige Morgenstrahl derselben sein, ein vorausfliegendes Blüthenstäubchen, ein Dendrit, ein Atom. Wir wollen ihn höchlich beachten, denn das Stäubchen könnte einen ganzen Vegetationsgürtel, das Körnlein ein ganzes Goldlager ankünden.

Die Deutschen haben sich nach und nach ahnen

lassen, daß auch Schiller und Goethe noch nicht ihre größten Dichter, sondern die größten in der Stubenluft eines politisch verkommenen Deutschlands sind. Wenn eine Zeit kommen sollte, wo Deutschlands Flagge die Meere beherrscht, Deutschlands Nationalheer das Schrecken Europas ist, und Deutschlands Parlament das Orakel an der Seine ersetzt, dann hoffen wir auf den, der größer als Schiller und Goethe.

Ich will nicht sagen, daß dieser Messias irgendwo anders als zwischen dem Rhein und der Oder geboren werden könnte. Ich glaube nicht, daß er aus einem obscuren Anland wie Napoleon aus Korsika abstammen dürfte. Obwohl schon Lessing und Fichte dem Slavenboden der Lausitz entsprungen und die polonisirenden Schlesier einen fruchtbaren Zweig unserer Literatur bilden: der Primas der deutschen Literatur dürfte kaum östlicher auftauchen. Seine Wiege, scheint's, müßte Deutschlands Altboden sein.

Aber bis dahin? Sollen hysterische Blaustrümpfe und gedankenblasse Candidaten, Christbaumaufputzende Goldschnittdichter und Manufacturisten der Leihbibliothek, oder wohl gar poetasternde Menagerien der

Höfe (wenn diese zu bestehen fortfahren), den Dichtergarten Deutschlands im Blühen erhalten? Welche Gärtner! Sitzende Menschen bedürftig der Wasserkur. O es wäre ein schöner Gedanke, wenn uns in der langen austrocknenden Dürre, in der wir von Goethe I. bis Goethe II. so manchmal verzagen würden, ein Hauch der Erquickung aus der großen uralten Lebenspforte des Ostens anwehte, wenn aus dem stammverwandten Blute der Slavenfamilie uns gleich an Sangeslust, an Gemüth und häuslichem Sinn, aber in all ihren Tugenden noch unverbraucht, ungeholzschnittet und unillustrirt, Dichter auferstünden, welche die deutsche müdhinsinkende Feder ergriffen, um sie mit frischerem Jugendsinn über jungfräuliche Fluren der Phantasie zu führen. Wenn statt der zersungenen Rebe des Rheins, welche von Literatenlippen hinweg in exclusiv fürstliche Keller fließt, die demokratische Traube des Pruth unsere welken Ziegenschläuche füllte, wenn statt des kurz und klein durchforsteten Schwarzwalds das unberührte Urwaldsland der freien Huzulen seine Dorfgeschichten erzählte, wenn statt Menschen, welche zwischen dem Staatsexamen und der Staatsanstellung dichten, die sorglosen Jüng-

linge dichteten, welche die Aale des Bug und die Lachse des Sanflusses angeln; wenn der Fruchtgarten von Kolomea seine Duftwolken aufwirbelte und von dem Schneegipfel der Tschernahora die laubschweren Waldgürtel und honigtriefenden Wiesengehänge der Karpathen herab bis in die italisch sonnigen Thalbreiten seiner Obst-, Wein- und Melonenfülle das erbliche Wohlbefinden der deutschen Buchpoesie zuströmte! Es wäre ein schöner Gedanke, von allen deutschen Träumen vielleicht der schönste, weil am wenigsten — Traum. Aber kehren wir zu unserer Novelle zurück. Eins wird der deutsche Leser vor allem fragen, wie sieht es mit dem ideellen Gehalt dieser Novelle aus? Du hast uns das sinnliche Vermögen, d. h. die Gestaltungs- und Darstellungsgabe deines Ostdeutschen gerühmt, aber was gestaltet er und was stellt er dar? Denn du weißt wohl, wir Westdeutschen haben unsern Sensualismus um keinen verächtlichen Preis verkauft. Wir kauften für die Poesie der Sinne — du sagst es selbst — die Poesie der Ideen. Sage uns also, wurzelt der Don Juan von Kolomea in einer Idee?

Das thut er so sehr, lieber Leser, daß wir ihn

in Deutschland geradezu eine Tendenznovelle nennen würden.

Er behandelt das Thema der Ehe. Aber er behandelt es als Empiriker, nicht als Doktrinär. Der doktrinäre Muthwille — man kann es nicht anders nennen — womit emancipationstolle Jungdeutsche die Ehefrage mißhandelt, ist ihm vollkommen fremd. Der Don Juan ist ein Ehemann, was die Jungdeutschen selten waren, und ist ein guter Ehemann. Aber weil er das ist, hat er an seinem eigenen Leibe erlebt, was die Monogamie selbst im besten Falle menschlich Unvollkommenes hat.

In diesem Sinne hat er auch sein Motto gewählt.

Man sieht es diesem Motto auf den ersten Blick an, daß es unter dem Schleier der Frivolität die Schmerzenssprache des resignirten Idealismus spricht. Namentlich die auslautende Pointe: „Täusche alle, um nicht selbst getäuscht zu sein,“ welche so empörend klänge, wenn sie wörtlich zu nehmen wäre, ist nichts als die nackte, naive Formel für den von Haus aus feindlichen Gegensatz der Geschlechter. Sie sagt, daß zwischen Mann und Frau der Idealismus des Herzens in den seltensten

Fällen sich deckt. Was also übrig bleibt, ist **die Täuschung.**

Die Geschlechter täuschen sich nicht, weil sie sich **täuschen wollen**, sondern weil sie sich **täuschen müssen**, weil die Natur selbst zwischen Anspruch und Erfüllung, Idee und Realität einen ewig unaufgehobenen Rest gesetzt hat. In diesem Reste kannst du nichts sein als Hammer oder Amboß. Naturgesetz ist, daß du Täuschung durch Andere erlebst und Andere durch dich. Es gibt kein drittes. Das dritte, die völlig restlose Einheit hat der Don Juan gottbeglückt auch besessen, aber — laßt es ihn selbst erzählen, wie die zwei sich deckenden Linien nach und nach sich verrückten. Er erzählt es so naiv, daß er selbst nicht ahnt, welchen tiefen Gehalt er erzählt und eben darum ist seine Geschichte keine Tendenznovelle, sondern ein Stück — **Naturgeschichte des Menschen.**

Gratz, im Februar 1865.

Don Juan von Kolomea.

1864.

„Alle Weisheit meines Lebens
Hat das Eine mich gelehrt,
Lieb' ist sterblich! Ganz vergebens
Hoffst du, daß die Liebe währt!
Bist du treu, sie lachen deiner,
Aendern wie die Moden sich,
Aenderst du dich, keift gemeiner
Eifersücht'ger Neid um dich.
Drum vermeide Hymens Falle,
Hoffe nie: ein Weib sei dein!
Aber lieb' und täusche alle,
Um nicht selbst getäuscht zu sein."

Karamsin.

Wir fuhren aus der Kreisstadt Kolomea [1] auf das Land. Es war Abend und am Freitag. Der Pole sagt: „Der Freitag ist ein guter Anfang," aber mein deutscher Kutscher, ein Colonist aus Mariahilf, [2] behauptete, der Freitag sei ein Unglückstag, denn an diesem Tage sei unser Herr am Kreuze gestorben und habe das Christenthum angefangen.

Diesmal behielt der Deutsche Recht, denn eine halbe Stunde von Kolomea wurden wir von einer Bauernwache angehalten.

„Steh! — den Paß!“

Wir standen. Aber der Paß! — Meine Papiere waren freilich in Ordnung, aber wer hatte an meinen Schwaben gedacht. Der saß auf seinem Kutschbock, als wenn die Erfindung des Passes noch zu machen wäre, schnalzte mit der Peitsche und legte frischen Schwamm in seine kurze Pfeife. Der konnte freilich ein Verschwörer sein. Sein unverschämt behagliches Gesicht forderte meine russischen[3] Bauern heraus. Paß hatte er keinen, das war richtig; nun zuckten sie die Achseln, das war ebenso richtig.

„Ein Verschwörer,“ hieß es.

„Aber Freunde bedenkt doch!“ Alles umsonst.

„Ein Verschwörer!“

Mein Schwabe rückt verlegen auf seinem Brett und maltraitirt fruchtlos die russische Sprache. Alles umsonst. Die Bauernwache[4] kennt ihre Pflichten. Wer wagt ihr eine Banknote anzubieten? Ich nicht. So werden wir denn zusammengepackt und einige hundert Schritte weit zu der nächsten Schenke geführt.

Von weitem schien es vor derselben von Zeit zu Zeit aufzublitzen. Es war die aufwärts genagelte Sense eines Bauers, der vor der Thüre Wache hielt,

und gerade über dem Rauchfang der Schenke stand der Mond und blickte auf den Bauer und seine Sense. Er blickte durch das kleine Fenster der Schenke und warf seine Lichter wie Silbermünzen hinein, und füllte die Pfützen vor dem Hause mit Silber, um den geizigen Juden zu ärgern. Ich meine den Schenkwirth, der uns auf der Schwelle empfing und seine lebhafte Freude über die vornehmen Gäste dadurch ausdrückte, daß er eine Art monotones Jammergeschrei ausstieß.

Er wackelte mit dem Körper auf und ab wie eine Ente, küßte auf meinen rechten Aermel einen Schmutzfleck, und der Symmetrie wegen auch auf den linken, und schalt dabei die Bauern, daß sie „einen solchen Herren,“ „einen solchen“ — er wußte keine bezeichnendere Eigenschaft an mir zu finden — „einen solchen Herren arretirt, und einen solchen durch und durch schwarzgelben Herren, einen Herren, dessen Gesicht schon ganz schwarzgelb sei und dessen Seele ganz schwarzgelb sei, das möchte er auf die Thora beschwören,“ und schalt und gebärdete sich, als hätten sie ihm das ärgste Unrecht zugefügt.

Ich ließ indeß meinen Schwaben bei den Pferden

— die Bauern bewachten ihn — und rettete meine schwarzgelbe Seele in die Schenkstube, wo sie sich auf der hölzernen Bank ausstreckte, die um den großen Ofen lief.

Ich langweilte mich bald, denn Freund Moschku[5] hatte vollauf zu thun, seinen Gästen Branntwein und Neuigkeiten auszuschenken, und hüpfte nur selten wie ein Floh über den breiten Schenktisch zu mir und saugte sich fest und versuchte ein gebildetes Gespräch von Politik und Literatur.

Auch ohne das. Ich langweilte mich und sah mich in der Schenke um.

Ihr Grundton war Grünspan.

Die spärlich genährte Erdöllampe erfüllte die Schenke mit grünlichem Lichte. Grüner Schimmel an den Wänden, der große viereckige Ofen wie mit Grünspan lackirt, grünes Moos wuchs aus den Feldstein-Parketen Israels. Grüner Bodensatz in den Schnapsgläsern, wirklicher Grünspan an den kleinen Blechmaßen, aus denen die Bauern tranken, wenn sie an den Schenktisch traten und ihre Kupfermünzen hinlegten. Eine grüne Vegetation bedeckte den Käse, den Moschku mir vorsetzte, und sein Weib saß im

gelben Schlafrock mit großen Grünspanblumen hinter dem Ofen und schläferte ihr blaßgrünes Kind. Grünspan in dem abgehärmten Gesicht des Juden, Grünspan um seine kleinen unruhigen Augen, um seine dünnen, bewegungsvollen Nasenflügel, in seinen höhnisch verzogenen, sauren Mundwinkeln.

Es gibt Gesichter, die mit der Zeit Grünspan ansetzen, es gibt solche, und mein Jude hatte ein solches Gesicht.

Der Schenktisch stand zwischen mir und seinen Gästen. Sie saßen alle um einen schmalen langen Tisch, meist Bauern aus der Umgegend; sie unterhielten sich leise und steckten die zottigen, schwermüthigen grünen Köpfe zusammen. Einer schien mir ein Kirchensänger.[6] Er führte das große Wort, hatte eine große Dose, aus der er aber allein schnupfte des nöthigen Respectes wegen, und las den Leuten aus einer halbvermoderten, grünen russischen Zeitung vor.

Alles leise, ernsthaft, würdevoll, und draußen sang die Bauernwache ein melancholisches Lied, dessen Töne aus weiter Ferne zu kommen schienen. Wie Geister schwebten sie um die Schenke und klagten

und schienen sich nicht hinein zu wagen unter die lebenden, flüsternden Menschen. Die Melancholie floß zu allen Ritzen herein als Moder, Mondlicht und Lied.

Auch meine Langeweile wurde zur Melancholie, zu jener Melancholie, welche uns Kleinrussen so eigenthümlich ist, zu einer männlichen Ergebung in das Gefühl der Nothwendigkeit. Und meine Langeweile war so nothwendig, wie Schlaf und Tod.

Der Kirchensänger war in seiner grünen Zeitung eben bei den Verstorbenen, Angekommenen, dem Courszettel, der Eisenbahn-Fahrordnung angelangt, als draußen plötzlich Peitschenknallen, Pferdegetrappel, Menschenstimmen wirr durcheinander klangen.

Dann war es stille.

Dann hörte man eine fremde Stimme, welche sich mit jenen der Bauernwachen mischte. Es war eine lachende männliche Stimme, es war Musik in ihr, aber eine fröhliche, kecke, übermüthige Musik, die vor den Menschen in der Schenke nicht zurückschreckte. Sie tönte immer näher, bis ein fremder Mann über die Schwelle trat.

Ich richtete mich auf, aber ich sah nur seine

hohe, schlanke Gestalt, denn er trat nach rückwärts in die Schenke, indem er noch immer lustig zu den Bauern sprach.

„Aber Freunde, thut mir doch nur den Gefallen und erkennt mich! Bin ich denn ein Emissär? Seht mich an! Fährt die Nationalregierung mit vier Pferden auf der Kaiserstraße ohne Paß? Geht die Nationalregierung mit einer Pfeife im Munde wie ich? Brüder! thut mir nur den Gefallen und seid gescheidt!"

Jetzt kamen ein paar Bauernköpfe zum Vorschein und eben so viel Hände, welche diese Bauernköpfe unter dem Kinn rieben, was so viel zu bedeuten hatte, als: „Den Gefallen thun wir dir nicht, Bruder."

„Also wirklich nicht? Aber thut mir doch die Gnade und seid vernünftig —"

„Es geht nicht."

„Bin ich denn ein Pole? Wollt ihr, daß meine Eltern sich auf dem russischen Kirchhofe zu Czernelica im Grabe umdrehen? Waren meine Ahnen nicht mit Bogdan Chmielnicki,[7] dem Kosacken, gegen Polen? In wie viel Schlachten? Bei Pilawce, bei Korsun,

bei Batow, bei den gelben Wässern; haben mit ihm Zbaraz belagert, worin auch die Polen lagen, standen oder saßen nach Belieben — aber thut mir nur den Gefallen und laßt mich fahren."

„Es geht nicht."

„Auch nicht wenn mein Großahn mit Hetman Dorozenko [8] Lemberg belagert hat? Damals, sag' ich euch, waren die Köpfe der polnischen Edelleute billiger als Birnen, aber — bleibt gesund und laßt mich fahren."

„Es geht nicht."

„Es geht nicht! — Wirklich nicht?"

„Wirklich nicht."

„Nun gut, dann bleibt gesund." Der Fremde ergab sich männlich der Nothwendigkeit, ohne Klage. Er trat ein, immer noch das Gesicht von mir abgewendet, nickte zu den neuen Entenstößen des Juden und setzte sich vor den Schenktisch, den Rücken gegen mich.

Die Jüdin horchte, sah auf ihn, legte das schlafende Kind auf den Ofen und trat an den Schenktisch. Sie war schön, als Moschku sie heimführte, ich wette darauf. Jetzt ist alles so befremdend scharf

in ihrem Gesichte. Schmerzen, Schande, Fußtritte, Peitschenhiebe haben lange in dem Antlitz ihres Volkes gewühlt, bis es diesen glühend welken, wehmüthig höhnischen, demüthig racheluſtigen Ausdruck bekam. Sie krümmte ihren hohen Rücken, ihre feinen durchsichtigen Hände spielten mit dem Branntweinmaß, ihre Augen hefteten sich auf den Fremden. Eine glühende, verlangende Seele stieg aus diesen großen schwarzen, wollüstigen Augen, ein Vampyr aus dem Grabe einer verfaulten Menschennatur, und saugte sich in das schöne Antlitz des Fremden.

Es war wirklich ein schönes Antlitz, es neigte sich über den Schenktisch zu ihr herüber wie der Mond, aber warf wirkliche Silbermünzen auf den Tisch und verlangte eine Flasche Wein.

„Geh hinaus!" sagte der Jude zu seinem Weib.

Sie krümmte sich noch tiefer und ging mit geschlossenen Augen, wie eine die im Schlafe wandelt; Moschku aber flüsterte über den Tisch zu mir: „Er ist ein gefährlicher Mensch, ein gefährlicher Mensch," und schüttelte das vorsichtige Köpfchen mit den dicken kleinen Stirnlöckchen.

Das machte den Fremden aufmerksam. Er

wandte sich rasch herum, erblickte mich, stand auf, riß seine runde Schaffellmütze vom Kopfe und entschuldigte sich in verbindlichster Weise. Wir begrüßten uns. Die russische Menschenfreundlichkeit hat sich in Sprache und Sitte so verkörpert, daß der Einzelne die zärtlich schmeichelnde Redensart nicht mehr zu überbieten vermag. Aber in der That begrüßten wir uns noch artiger, als es gewöhnlich geschieht.

Nachdem wir uns gegenseitig unzählige Male als die elendesten Knechte bezeichnet hatten und zu den Füßen gefallen[9] waren, setzte sich der Gefährliche mir gegenüber und bat, seine Pfeife stopfen zu dürfen. Es rauchten die Bauern, es rauchte der Diak, endlich rauchte auch der Ofen, aber er bat und ich bewilligte Alles „aus Erbarmen.“ Er stopfte also seine lange türkische Pfeife.

„Diese Bauern!“ sagte er heiter, „aber ich! — Sagen Sie selbst, würden Sie mir das auf hundert Schritte anthun und mich für einen Polen halten?“[10]

„Gewiß nicht.“

„Nun sehen Sie, lieber Bruder!“ setzte er in überströmender Dankbarkeit hinzu, „aber reden Sie mit denen da.“ Er zog einen Feuerstein aus dem

Sack, legte ein kleines Stückchen Schwamm darauf und schlug damit auf sein Messer.

„Nun, aber der Jude nennt Sie doch einen gefährlichen Menschen.“

„Ja so.“ Er sah vor sich auf den Tisch und lächelte. „Mein Moschku meint — den Weibern. Haben Sie gesehen, wie er seine Frau hinausgeschickt hat? Das fängt so leicht Feuer.“

Auch der Schwamm fing Feuer. Er legte ihn in die Pfeife und hüllte uns bald in dichte blaue Wolken. Er hatte die Augen bescheiden niedergeschlagen und lächelte nur so.

Ich hatte Muße, ihn zu betrachten.

Er war offenbar ein Gutsbesitzer, denn er war sehr gut gekleidet; sein Tabaksbeutel reich gestickt, seine Art vornehm; aus der Nähe oder doch aus dem Kreise von Kolomea — denn der Jude kannte ihn. Ein Russe, das hatte er gleich gesagt, und war auch nicht schwatzhaft genug, um für einen Polen gelten zu können. Es war ein Mann, der den Frauen gefallen konnte. Er hatte nichts von jener plumpen Kraft, von jener rohen Schwerfälligkeit, welche andern Völkern als Männlichkeit gilt,

er war durchaus edel, schlank und schön; aber seine elastische Energie, seine unverwüstliche Zähigkeit sprach aus jeder Bewegung. Das braune schlichte Haar, der etwas gekräuselte, kurz geschnittene Vollbart, warfen ihre vollen Schatten in ein wetterbraunes, aber wohlgebildetes Gesicht.

Er war nicht so ganz jung mehr, aber hatte fröhliche blaue Augen wie ein Knabe. Unauslöschliche, gütige Menschenliebe lag milde in diesem dunkeln Antlitz, dunkel in so viel Linien, welche das Leben tief hineingeschnitten.

Er stand auf und ging ein paarmal durch die Schenke. Die weiten Hosen in die faltigen gelben Stiefel gesteckt, den Leib unter dem offenen weiten Rocke mit einer bunten Binde gegürtet, die Pelzmütze auf dem Kopfe, sah er wie einer jener alten weisen, tapferen Bojaren [11] aus, welche zu Rathe saßen mit Wladimir und Jaroslaw, in die Schlacht zogen mit Igor und Roman. [12]

Den Frauen konnte er gefährlich sein; ich glaubte es ihm gerne, und wie er so auf- und abging und lächelte, war es auch mir ein Vergnügen, ihn anzusehen. Auch kam die Jüdin mit der Flasche Wein,

setzte sie auf den Tisch und hockte wieder hinter den Ofen, das Auge unverwandt auf ihn gerichtet. Mein Bojar kam herbei, sah die Flasche an und schien etwas zu erwarten.

„Eine Flasche Tokai,“ sagte er heiter, „ist noch der beste Ersatz für das heiße Blut eines Weibes.“

Er rieb sich mit der flachen Hand die Brust; es machte mir den Eindruck, als ob ihm etwas auf dem Herzen brenne.

„Sie haben gewiß“ — ich fürchtete unzart zu sein, er aber fiel lebhaft ein: „Ein Rendezvous? Freilich!“ schloß die Augen halb, stieß dichte Wolken aus der Pfeife und nickte mit dem Kopf. „Ein Rendezvous, verstehen Sie mich, und was für ein Rendezvous. O ich habe Glück bei den Weibern, verstehen Sie mich, ganz außerordentliches Glück. Sie sollen mich in den Himmel lassen unter die heiligen Frauen und Jungfrauen, so wird allenfalls der Himmel so ein — Haus. Gott verzeih mir die Sünde! Thun Sie mir die Gnade und glauben Sie es mir.“

„Ich glaube es Ihnen gerne.“

„Nun sehen Sie. Aber das soll wahr bleiben, wie das Sprichwort sagt: „„Was du dem besten Freunde nicht sagst und deinem Weibe nicht sagst, sagst du dem Fremden auf der Heerstraße."" Mach' die Flasche auf, Moschku, gib zwei Gläser — und Sie erbarmen sich, trinken mit mir den Tokai und hören meine Liebesabenteuer an, köstliche, seltene Liebesabenteuer, Raritäten von Liebesabenteuern, wie ein Autograph von Goliath dem Philister, denn die Silberlinge, um die Judas Ischariot unsern Herrn verkauft hat, sind gar nicht selten. Das glauben Sie mir aufs Wort, ich habe schon so viele in Galizien und in Rußland in den Kirchen gesehen, daß er eigentlich keinen so schlechten Handel gemacht hat. Aber Moschku —"

Der Schenkwirth hüpfte heran, stieß ein paarmal nach rückwärts aus, holte einen Korkzieher aus der Tasche, klopfte das Siegellack herab, blies darauf, nahm dann die Flasche zwischen die mageren Beine und zog unter furchtbaren Verzerrungen des Gesichtes den Kork heraus. Blies dann zum Ueberfluß noch einmal in die Flasche und schenkte den gelben Tokai in die reinsten zwei Gläser, welche in Israel geduldet

werden. Der Fremde hob sein Glas gegen mich. „Auf Ihre Gesundheit!"

Er meinte es aufrichtig, denn er leerte das große Glas auf einen Zug. Ein Trinker war er nicht, dazu hatte er den Wein zu wenig gekostet, auf die Zunge genommen, an den Gaumen emporgeschnalzt.

Der Jude sah ihm zu und sprach schüchtern: „Das ist eine Ehre, daß der Herr Wohlthäter wieder einmal bei mir einsprechen und wie gut aussehen, immer noch ganz am Fleck!" Moschku versuchte, sich bei dieser Bemerkung die Haltung eines Löwen zu geben, und dazu schien es ihm unentbehrlich, seine mürben Arme wie die zerbrochenen Henkel einer Vase von Pompeji auseinander zu spreizen und wie in der Tretmühle die Füße abwechselnd zu heben und wieder aufzustampfen.

„Nun, und wie befinden sich die gnädige Frau Wohlthäterin und die lieben Kinder?"

„Gut! Gut!" Mein Bojar schenkte sich das zweite Glas ein und trank es aus, aber Alles mit niedergeschlagenen Augen, wie beschämt. Und als der Jude längst fort war, blickte er schüchtern nach mir herüber und war über und über roth. Lange war

er stille, rauchte so vor sich hin, schenkte mir ein, endlich sagte er ganz leise: „Ich muß Ihnen ziemlich lächerlich erscheinen. Sie denken gewiß, der alte Esel hat Weib und Kinder zu Hause und will mich da von seinen Romanen unterhalten und von Rendezvous und Liebesbriefen. Ich bitte Sie, sagen Sie gar nichts, ich weiß es ja doch. Aber sehen Sie, einmal ist es eine angenehme Pflicht, einen Fremden zu unterhalten, und da dachte ich — dann wieder — verzeihen Sie — es ist eigentlich recht sonderbar. Man begegnet sich, um sich vielleicht nie wieder zu sehen. Man könnte denken, was liegt daran, was der von dir meint. Aber es ist nicht so. Bei mir wenigstens nicht. Freilich, ich will mich nicht schön machen, wer so ein Verführer ist, der ist es gewiß halb nur aus Wollust und halb aus Eitelkeit. Wenn man von meinen Abenteuern nichts wüßte, wäre ich der unglücklichste Mensch von der Welt, und da erzähle ich sie so Jedem und sie beneiden mich Alle, aber heute hab' ich mich lächerlich gemacht."

Ich wendete etwas ein.

„Bemühen Sie sich nicht, es ist einmal so, — lächer-

lich, denn Sie kennen ja meine Geschichte nicht. Der ganze Kreis weiß, was mir passirt ist, aber Sie wissen es nicht. Und dann wird man so lächerlich eitel, wenn man den Frauen gefällt, lächerlich eitel, will, jeder Mensch soll gut von uns denken, und verschenkt sein Geld an die Bettler auf der Straße und seine Geschichten an die Fremden in den Einkehrhäusern. O! es ist recht lächerlich. Aber nun muß ich Ihnen doch das Ganze erzählen. Haben Sie die Gnade und hören Sie mich an. Ich weiß nicht, ich habe so etwas Zutrauen zu Ihnen."

Ich bedankte mich.

„Nun gut. Und dann, was fangen wir sonst an? Karten sind keine da! — Also will ich — aber nein! — und doch — Bedenken Sie — „„ein guter Vogel beschmutzt sein Nest nicht,"" das sagt jeder Bauer bei uns. Aber ich bin kein guter Vogel. Ich bin ein leichter Vogel, ein lustiger Vogel. Noch eine Flasche Tokai, Moschku! — Ich will Ihnen meine Geschichte erzählen."

Er stützte seinen Kopf in die Hände und dachte nach. Es war stille. Wieder tönte das grauenhafte Lied der Bauernwache, bald wie eine Todtenklage

aus weiter Ferne, bald ganz nahe und leise, als schwinge die Seele des fremden Mannes in verzweifelten, herzzerreißend süßen Melodien.

„Sie sind also verheirathet?“ fragte ich endlich.

„Ja.“

„Glücklich?“

Er lachte. Sein Lachen klang eigentlich harmlos wie das Lachen eines Kindes; aber mich machte es schauern, ich weiß nicht warum.

„Glücklich?“ sagte er, „was soll ich sagen? Thun Sie mir die Gnade und bedenken Sie einmal, was das ist: Glück! — Sind Sie Landwirth?“

„Nein.“

„Aber Sie verstehen etwas von der Landwirthschaft? Gewiß. Nun sehen Sie, das Glück, möchte ich so sagen, ist nicht wie ein Dorf oder Gut, das einem gehört, sondern wie eine Pacht. Ich bitte, verstehen Sie mich, wie eine Pacht. Wer sich da einrichten will für die Ewigkeit, wer brach liegen läßt nach der Ordnung, oder gar düngt, oder den Wald schont, oder junges Holz hegt, oder eine Straße baut“ — er nahm sich wie verzweifelt beim Kopfe — „Herr Gott! der macht, als hätte er für

seine Kinder zu sorgen. Da heißt es: was herausschlagen, das Jahr oder gar heute, ja nicht morgen. Da heißt es: das Feld aussaugen, den Wald verwüsten, die Weiden ruiniren, Gras wachsen lassen auf den Wegen, Scheunen, und wenn Alles zu Grunde gerichtet ist am Ende und der Stall jede Stunde einstürzen kann: gut, und auch der Speicher — um so besser! oder gar das Wohngebäude — unübertrefflich! unübertrefflich! Der hat's genossen, der hat jubilirt. — Da haben Sie das Glück! Lustig! Lustig!"

Die neue Flasche Tokai wurde entkorkt und er schenkte fleißig ein.

„Was ist das Glück?" rief er, „der Athemzug, den ich mache. Da, sehen Sie!" — er hauchte in die Luft — „da haben Sie ihn! Sehen Sie! Sehen Sie ihn!" — er wies mit den Fingern hin — „Wo ist er jetzt? — Ein Augenblick, eine Sekunde auf der Uhr, einmal klopft der Zeiger — vorbei! Das Lied, das die Wache singt! Hören Sie den letzten schwellenden Ton, wie er sich emporhebt und fliegt — und schwimmt nur so in der Luft. Man meint, er könnte kein Ende nehmen. Er trägt uns fort, fort —

immer fort! — da — da hat ihn die Nacht verschlungen — für immer — das ist das Glück."

Wir schwiegen beide einige Zeit.

Endlich fragte er ziemlich heiter: „Verzeihen Sie, darf ich Sie fragen: warum sind denn alle Ehen unglücklich? oder doch die meisten! Was wollen Sie einwenden?"

„Ich? Nichts! gar nichts!"

„Also sehen Sie, es ist eine Thatsache! Aber ein Mensch, der das was so ist, annimmt, ohne darüber nachzudenken, oder sich dagegen zu stemmen, der ist so ein schwacher Mensch in jeder Beziehung. — Ich meine, man muß tragen, was nothwendig ist, was so bestimmt ist, oder was so in der Natur liegt, wie allenfalls der Winter, oder die Nacht, oder der Tod. Aber ist es auch nothwendig, daß die Ehen so in der Regel unglücklich sind? Ist da — nun Sie verstehen mich — eine Nothwendigkeit, eine Regel, wenn ich mich so ausdrücken darf: ein Gesetz in der Natur?"

Mein Mann fragte mit dem Eifer eines Gelehrten, der seinen Gegenstand erörtert. Er war offenbar seiner Sache gewiß und sah mich nicht im

mindesten ernsthaft, sondern mit der liebenswürdigsten Neugierde an.

„Was macht so die meisten Ehen unglücklich?“ wiederholte er, „verstehen Sie mich, Bruder?“

Ich sagte irgend Etwas, was man so gewöhnlich sagt.

Er unterbrach mich, entschuldigte sich und sprach weiter.

„Verzeihen Sie, aber das haben Sie aus den deutschen Büchern. Es ist so. Sie lesen sie gerne, das möchte ich glauben, ich auch, aber man bekommt so Ideen, so Phrasen — nun Sie verstehen mich ja. — Da könnte ich auch sagen: „Meine Frau war mir nicht genug,“ oder „sie hat mich nicht verstanden“ und „wie das furchtbar ist, wenn man so nicht verstanden wird,“ wie ich so ein ganz origineller Mensch bin, so ein Original, wie ich so ganz originelle Gedanken habe und so ganz originelle Gefühle und wie ich mich so enttäuscht sehe und keine Frau finde, die mich versteht, aber doch immerfort suche — solche Phrasen wissen Sie — das ist aber Alles erlogen, Alles erlogen! Ueberhaupt, mein Bester, haben Sie schon bemerkt, wie eigentlich jeder

Mensch ein Lügner ist? Nur gibt es zwei Arten und darnach kann man die Menschen eintheilen, in solche, welche andere belügen, das sind die materiellen Menschen, von denen man so in den Büchern liest und dann die Idealisten, wie die Deutschen sie nennen — die sich selbst belügen.“

Ich gestehe es, der Mann begann mich immer mehr zu interessiren.

Er trank noch ein Glas Tokai und war vollends im Fluß. Seine Augen schwammen, seine Zunge schwamm, seine Worte floßen nur so.

„Nun, Herr, was macht die Ehe unglücklich?“ sagte er und legte seine Hände auf meine Achseln, als wolle er mich an sein Herz drücken — „denken Sie sich, Herr — die Kinder!“

Ich war überrascht.

„Aber, lieber Freund,“ sagte ich, „sehen Sie einmal diesen Juden an, wie elend er da lebt und sein Weib — würden sie nicht auseinanderlaufen wie Hunde, wenn nicht die Kinder wären und die Liebe zu den Kindern?“

Er nickte eifrig mit dem Kopfe und hob die Hände flach gegen mich empor, als wollte er mich segnen.

„So ist es, so ist es, Bruder! Das eben, das allein, — das, das! — Hören Sie nur meine Geschichte.

Ich war so ein Bursche, was soll ich Ihnen sagen, ein Tölpel. Ich fürchtete mich vor den Frauen. Wenn ich zu Pferde war, da war ich ein Mann. Oder ich nahm die Büchse und ging durch das Feld, in den Wald, in das Gebirge — ich will Ihnen aber keine Anekdoten erzählen von meinen Jagden — genug, wenn ich dem Bären begegnete, ließ ich ihn ganz nahe kommen und sagte nur: Hopp Bruder! — da stand er auf, daß ich seinen Athem fühlte und ich schoß ihn, gerade auf den weißen Fleck hin, in die Brust. Aber wenn ich ein Weib sah, ging ich aus dem Wege. Sprach sie mich an, wurde ich roth, stotterte — so ein Tölpel, wissen Sie. Ich meinte immer noch, ein Weib habe nur längeres Haar als wir und längere Kleider und das sei Alles. So ein Tölpel! Sie wissen ja, wie man bei uns ist. Nicht einmal die Dienstleute sprechen so von diesen Sachen, man wächst auf und es kommt einem der Bart beinahe und man weiß nicht, warum einem das Herz schlägt, wenn man so ein Weib sieht. So ein Tölpel! sag' ich Ihnen.

Da meinte ich, ich hätte Amerika entdeckt oder wenigstens einen neuen Planeten, wie ich endlich wußte. — Bedenken Sie nur, daß die Kinder nicht aus dem Wasser gezogen werden, wie die Krebse. Gut. Da verliebte ich mich auf einmal. Ich weiß selbst nicht wie. — Aber ich langweile Sie, gewiß?"

„Nein, ich bitte —"

„Gut. Ich verliebe mich. Da hatte mein seliger Vater, da hatte er so eine Idee, uns tanzen zu lassen, nämlich meine Schwester und mich. Da kam so ein kleiner Franzose mit seiner Geige und dann kamen die Gutsbesitzer aus der Nähe mit ihren Söhnen und Töchtern. Es war eine lustige Gesellschaft so von Nachbarn. Jeder kannte den andern und war guter Dinge, nur ich zitterte am ganzen Leibe. Mein kleiner Franzose aber besinnt sich nicht, stellt seine Paare auf wie's ihm einfällt, erwischt mich beim Ermel und erwischt auch ein Fräulein von unserem Nachbarn, ein Kind sag ich Ihnen. Sie stolperte noch über ihr Kleid und hatte blonde Zöpfe bis hinab.

Da standen wir nun und sie hielt meine Hand — denn ich — ich war Ihnen todt; so tanzen wir.

Aber ich sehe sie gar nicht an, nur unsere Hände brennen so ineinander. Bis zuletzt, da heißt es: „Messieurs!“ — Man tritt vor seine Dame, klappt die Absätze zusammen, läßt den Kopf auf die Brust fallen, wie wenn er abgehackt wäre, macht seinen Arm krumm, nimmt sie bei den Fingerspitzen und küßt die Hand. Das Blut schoß mir zu Kopfe. Sie machte nur so einen Knix und wie ich meinen Kopf hob, da war sie ganz roth und hatte Augen — was für Augen!"

Er schloß die seinen und lehnte sich zurück.

„Bravo, Messieurs!“ ich war erlöst. Von da an tanzte ich nicht mehr mit ihr.

Sie war die Tochter eines Nachbars. Schön! — was soll ich Ihnen sagen — schön! so vornehm, möchte ich sagen. — Jede Woche war eine Tanzstunde. Ich sprach nicht einmal mit ihr, aber wenn sie so den Kosak[13] tanzte, den Arm zierlich eingestemmt, stachen meine Augen nur so in sie und sah sie dann auf mich, pfiff ich wohl und drehte mich auf dem Absatz um. Die anderen jungen Herren leckten ihre Finger wie Zucker, verrenkten sich Hände und Füße, um ihr Taschentuch zu

erwischen, sie aber warf die Zöpfe zurück und blickte auf mich.

Wenn sie davonfuhr, da war ich ein Held, wenn ich die Treppe hinab leuchtete und unten stehen blieb. Da wickelte sie sich behaglich ein, zog den Schleier herab, nickte allen freundlich zu, daß mir der Neid im Magen brannte und wenn die Glöckchen nur noch so aus der Ferne klangen, stand ich noch da und hielt mein Licht in der Hand, ganz krumm, das tropfte nur. So ein Tölpel, sag' ich Ihnen!

Dann waren die Tanzstunden zu Ende und ich sah sie lange nicht.

Da wachte ich Nachts auf und hatte geweint und wußte nicht warum; da lernte ich verliebte Gedichte auswendig und sagte sie tüchtig her, Alles meinem Kleiderstock; da hatte ich Muth und phantasirte, nahm die Guitarre und sang, daß unser alter Jagdhund unter dem Ofen hervorkroch, die Nase zum Himmel hob und heulte.

Dann kam mir im Frühjahr die Idee, auf die Jagd zu gehen. Streife so im Gebirge, lege mich über eine Schlucht und wie ich so liege, da brechen die Zweige und kommt das Dickicht herab ein großer

Bär, langsam, ganz langsam. — Ich bin ganz stille und im Walde ist es stille — nur ein Rabe fliegt über mir und schreit. — Da faßt mich eine namenlose Angst, ich mache das Kreuz und athme nicht einmal und wie er hinab ist — laufe ich was ich laufen kann.

Da war dann der Jahrmarkt — Verzeihen Sie, ich erzähle Ihnen wohl Alles erbärmlich durcheinander. — Da fahr' ich denn auf den Jahrmarkt und wie ich so gehe, ist sie auch da. — Richtig! ich vergesse zu sagen wie sie heißt: Nikolaja Senkow also. Einen Gang hatte sie jetzt wie eine Fürstin und auch die Zöpfe hingen ihr nicht mehr herab, sondern lagen auf ihrem Haupte wie ein goldener Reif und ihr Gang war so frei, sie wiegte sich und die Falten ihres Kleides rauschten so anmuthig, man konnte sich in dieses Rauschen allein verlieben. — Da lärmt der Jahrmarkt, der Handel, rings herum, da traben die Bauern in ihren schweren Stiefeln, da schießen die Juden durch das Gedränge, das schreit und jammert und lacht, und die Buben haben kleine hölzerne Pfeifchen gekauft und pfeifen. Aber sie hat mich gleich gesehen.

Da faß ich mir ein Herz, sehe mich um und denke: „Halt! Du gibst ihr die Sonne! das wird sie freuen! was kannst du mehr geben?“ — Verzeihen Sie, es war eine Sonne von Lebzelten, prächtig vergoldet, sag' ich Ihnen. Sie fiel mir von weitem auf und machte ein erstauntes Gesicht wie unser Pfarrer, wenn er Jemand umsonst begraben soll. Gut, ich habe dießmal Courage wie der Teufel, gehe, werfe meinen Zwanziger hin — es war mein einziger — und kaufe die Sonne. Mache dann große Schritte und erwische mein Fräulein richtig bei einer Falte; was eigentlich recht unanständig war, aber so ist man, wenn man verliebt ist, ganz unanständig! — erwische sie und präsentire ihr die Sonne und was denken Sie, was thut meine Nikolaja?“

„Sie bedankt sich wohl.“

„Bedankt sich? — Sie — sie lacht mir ins Gesicht, lacht auch ihr Vater, lacht ihre Mutter, lachen ihre Schwestern und Basen, alle Senkows lachen! Mir ist zu Muthe wie an der Schlucht dort, wie der Bär so langsam kommt. Ich möchte laufen, aber ich schäme mich; die Senkows etwa lachen so

fort. — Es sind reiche Leute und wir waren eben so — wir hatten unser Auskommen; da stecke ich beide Hände in die Taschen und spreche: „Das ist nicht schön, Pana Nikolaja, daß Sie so lachen. Mein Vater hat mir nichts gegeben als den Zwanziger für den Jahrmarkt, den hab' ich für Sie hingeworfen wie ein Fürst, wenn er seine zwanzig Dörfer nimmt und Ihnen so hinwirft. — Haben Sie die Gnade also —" — ich konnte nicht weiter — mir kamen die hellen Thränen. So ein ganzer Tölpel, sag' ich Ihnen. Aber die Pana Nikolaja nimmt meine Sonne so mit beiden Händen an die Brust und sieht mich an. Ihre Augen waren so groß, so weit — die ganze Welt schien mir nicht so weit — und so tief! es zog einen so hinein und sie bat mich, mit ihren Augen bat sie mich, ihre Lippen zuckten nur so —

Da schrie ich auf: „O! was für ein Tölpel bin ich, Pana Nikolaja! Die Sonne möchte ich jetzt herunterreißen vom Himmel, Gottes wahrhaftige, lichte Sonne und Ihnen zu Füßen legen, lachen Sie mich nur aus, lachen Sie." — Da kommt ein polnischer Graf gefahren. Sechs Pferde hat er vor-

gespannt und sitzt auf dem Bock mit der Peitsche, fliegt nur so hin, sag' ich Ihnen, auf seiner Britschka [14] mitten durch den Jahrmarkt. Ein Unsinn! fährt da so schnell. Das schreit nur, ein Jude kugelt sich am Boden, meine Senkows ergreifen die Flucht, nur Nikolaja steht starr, hebt nur die Hand gegen die Pferde. Ich sie um den Leib und trage sie. Nikolaja die Hände um meinen Hals. Alles schreit, ich aber möchte tanzen mit ihr auf dem Arme. Da ist der Graf auch vorbei mit seiner Britschka, das Mädchen aus meinen Armen, ein Moment, sag' ich Ihnen! Polak das! fährt da so schnell!

„Aber ich erzähle Ihnen das Alles wie ich es erlebt habe, ich will mich kurz fassen —"

„Nein! nein; wir Russen erzählen gerne und lassen uns gerne erzählen. Fahren Sie nur so fort." Ich streckte mich auf meiner Bank aus. Er stopfte sich eine neue Pfeife.

„Es ist so Alles eins," meinte er, „Arrestanten sind wir einmal, also hören Sie die Geschichte zu Ende."

Da hat uns der polnische Graf getrennt von der tapferen Familie. Meine Senkows waren in

alle vier Winde zerstreut. Glauben Sie, ich habe sie gesucht? Pana Nikolaja hängt sich in mich ein, ganz sanft und ich führe sie zu ihren Leuten, das heißt, ich sehe mich immer um, damit ich sie von weitem entdecke und noch zu rechter Zeit in eine andere Gasse von Marktbuden einbiegen kann. Ich hebe meinen Kopf stolz wie ein Kosak und wir plaudern. Was gleich? Da sitzt ein Weib und verkauft Kannen. Pana Nikolaja behauptet, die irdenen Kannen sind besser für das Wasser und ich die hölzernen, nur um so zu reden; sie lobt die französischen Bücher und ich die deutschen; sie die Hunde, ich die Katzen, und ich widersprach nur, um sie reden zu hören, so allerliebst! und wenn sie zornig wurde — diese Stimme! — wie Musik, sag' ich Ihnen! Endlich hatten mich die Senkows umstellt wie ein Wild, es war nicht mehr auszuweichen, da liefen wir denn Vater Senkow gerade in die Arme. Der wollte gleich nach Hause fahren. Gut. Ich hatte jetzt meine Courage beisammen, schrie den Kutscher recht an und sage ihm dann, wie er fahren soll. Hebe zuerst Madame Senkow in den Wagen, stoße dann Vater Senkow, der einsteigt, so hinter=

rucks — wissen Sie — hinein, Alles damit ich mich dann auf ein Knie niederlassen, Nikolaja auf das andere ihren Fuß setzen und auf ihren Sitz springen kann. Kommen noch die Schwestern und Basen, küsse noch ein halbes Dutzend Hände, der Kutscher peitscht in die Pferde, fort sind sie. —

— Es ist wirklich — Sie verzeihen — wenn ich nur könnte — so eine schlechte Gewohnheit — so zu erzählen. Aber ich fahre lieber fort, sonst halte ich noch mehr auf. Endlich sind wir ja Arrestanten.

Also der Jahrmarkt!

Da hab' ich mich verkauft, sag' ich Ihnen, mich wie ich da bin. Da ging ich herum wie ein Thier, das seinen Herrn verloren hat. Ganz verloren war ich.

Den nächsten Tag ritt ich hinaus auf das Dorf der Senkows, wurde gut empfangen. Nikolaja war ernster als sonst, ließ das Köpfchen etwas hängen. Auch ich wurde traurig, sah sie an und dachte „was bist du so? Ich bin dein, deine Sache, dein Geschöpf, mache mit mir was du willst, ich bin dein, lache doch!" — Ich dachte gar nicht, daß sie Etwas mehr wünschen könnte.

Ich ritt jetzt oft hinaus zu den Senkows.

Einmal sagte ich zu Nikolaja: „Erlauben Sie mir, daß ich nicht mehr lüge.“ Sie sah mich erstaunt an. „Sie lügen?“ — „Da sage ich Ihnen, ich bin Ihr Knecht, meine Seele gehört Ihnen; da falle ich Ihnen zu Füßen, küsse Ihre Fußstapfen und bin es nicht und thue es nicht. Erlauben Sie, daß ich nicht mehr lüge.“ — Glauben Sie mir, ich — ich hörte noch in derselben Stunde auf zu lügen.

Nach einiger Zeit sagte unser alter Kosak so zu den Dienstleuten: „Unser junger Herr ist jetzt andächtig geworden, hat der förmliche Flecke auf den Knien.“ — So. Jetzt muß ich Ihnen von einem Hunde erzählen.

Die Senkows hatten ihr Dorf näher dem Gebirge als wir. Sie hatten zahlreiche Schafe im Freien auf der Weide, nah dem tiefen Walde. Der Lagerplatz war von einem tüchtigen Zaun eingeschlossen. Da machten die Hirten Nachts ihre Feuer, hatten ihre Stöcke mit Eisen beschlagen, sogar eine alte Entenflinte mit einem Lauf und ein paar Wolfshunde. Alles wie gesagt, weil es nahe dem Gebirge war und die Wölfe und Bären liefen dort

herum wie die Hühner und waren zahlreich und vermehrten sich in einer Weise wie die Juden.

Da war ein schwarzer Wolfshund.

Sie nannten ihn Kohle.

Er war auch kohlschwarz und seine Augen funkelten wie Kohlen.

Der war der Freund meiner —, verzeihen Sie — was sag' ich da —"

Er erröthete etwas und senkte den Blick.

Also Kohle war der Freund der Pana Nikolaja. Wie sie noch ein kleines Eichen war, im warmen Sande lag, da kam Kohle — selbst ein Kind — zu ihr und leckte sie, so mit der Zunge gleich über das ganze Gesicht, und das Kindchen legte ihm die Fingerchen zwischen die großen Zähne und lachte und mein Hund lachte auch.

Dann wuchsen sie beide auf. Kohle wurde groß und stark wie ein Bär; Nikolaja konnte nicht so schnell nachkommen; aber lieb hatten sie sich immerfort. Und als Kohle zu den Schafen kam — nicht daß man ihn hingab. Lassen Sie sich das sagen. Er war so großmüthig von Natur, er mußte immer etwas zu beschützen haben. Auf Meilen war kein Thier wie er.

Wenn er einen Hund zerriß, so war es, weil er einen andern gebissen hatte. Ihm wich der Wolf aus und der Bär blieb aus, wenn er Wache hielt.

So fiel es meinem Kohle ein, die Schafe zu beschützen. Das waren so recht arme, ängstliche Thiere, so recht für meinen Kohle. Er kam also zu ihnen und machte fortan nur noch Besuche im Herrenhause; und wenn er zurückkam, da drängten sich die Lämmer um ihn und grüßten ihn und er leckte nur so nach links und rechts mit seiner rothen Zunge, als wollte er sagen: „Ist schon gut! ich weiß schon.“ — Nikolaja machte also jetzt auch ihre Besuche in der Hürde und sie nahmen es beide genau. Wenn das Kind einmal ausblieb, schmollte der Hund und lief einmal statt in den Hof in den Wald, wo er sich den Spaß machte, dem Wolfe sein Weib zu verführen.

Es war ein majestätisches Thier. Wenn Nikolaja kam, trieb er ihr die kleinen Lämmchen zu. Sie setzte sich auf seinen Rücken und er trug sie so leicht, was leicht? — stolz! er wußte was er trug.

Wie ich Kohle kennen lernte, war er alt, hatte schlechte Zähne, ein lahmes Bein, schlief oft

und es geschah, daß da und dort ein Lamm verloren ging.

Um diese Zeit sprach man in unserer Gegend viel von einem Bären, einem ungeheuren Bären, sag' ich Ihnen, der sich auch bei den Senkows sehen ließ.

Ich dachte gleich an meinen Bären in der Schlucht und schämte mich etwas.

Einmal reite ich wieder zu den Senkows; da laufen mir Bauern über den Weg, rennen gegen die Hürde — ein Tumult — ich sporne mein Pferd, von weitem höre ich — „der Bär! der Bär!" — Die Angst kommt mir, ich jage nur hin, springe vom Pferd, da steht ein Haufe Volk — Nikolaja liegt am Boden, den Wolfshund in den Armen und schluchzt. Die Leute stehen herum und flüstern nur.

Der Bär war da, der große Bär und holt ein Lamm. Die Hirten, die Hunde, rühren sich nicht, heulen nur aus Leibeskräften, das Fräulein schreit auf, Kohle schämt sich und springt mit seinem lahmen Bein über den Zaun, gerade hin auf den Bären.

Seine Zähne sind stumpf. Er packt den Bären, der Bär ihn — die Hirten rennen heraus mit der

Flinte, der Bär flieht, das Lamm ist gerettet, Kohle aber schleppt sich nur einige Schritte und fällt, wie ein Held sag' ich Ihnen —. Nikolaja wirft sich über ihn, schließt den Wolfshund an ihre Brust. Ihre Thränen fließen bis auf seinen Kopf, er sieht hinauf zu ihr, zieht noch einmal Luft — es ist zu Ende.

Ich habe ein Gefühl wie wenn ich einen Mord begangen hätte. „Lassen Sie ihn Pana Nikolaja," sag' ich. Sie aber hebt die Augen voll Thränen zu mir und sagt: „Sie sind ein harter Mensch, Demetrius," — so heiße ich nämlich. „Ich ein harter Mensch! denken Sie!"

Ich gebe mein Pferd den Hirten, nehme mir ein langes Messer, schleife es noch, nehme die alte Flinte, ziehe die Ladung heraus, lade sie wieder selbst; noch eine Handvoll Pulver und gehacktes Blei in den Sack, und fort — in das Gebirge.

Ich wußte, daß er durch die Schlucht kommen werde —

„Der Bär?"

„So ist es. Ihn erwartete ich ja. Ich stellte mich in die Schlucht, dort war an ein Ausweichen

nicht zu denken. Die Wände fielen nur so gleich ab, steil, steinhart. Oben standen die Bäume, aber keiner ließ seine Wurzel so weit herab, daß man sie mit der Hand erreichen und sich hinaufschwingen konnte.

Er kann nicht ausweichen — und er kehrt auch nicht um — und ich auch nicht.

So stehe ich denn und erwarte ihn.

Waren Sie je einsam? — Wissen Sie, was das heißt, Jemand erwarten? — Eines peinlich genug, einen Menschen zu zerfleischen. Hier aber stand ich im einsamen Urwald und ein Bär war es, den ich erwartete.

Komische Vorsicht, kopflose Klugheit der Aufregung! Da stieß ich noch einmal meinen Ladstock in den Lauf, damit die Kugel festsitze.

Ich weiß nicht wie lange ich gewartet.

Es war einsam, unendlich einsam.

Da raschelt das Laub hoch oben in der Schlucht, Schritt für Schritt, wie die schweren Stiefel eines Bauers.

Jetzt brummt er so vor sich hin.

Da ist er.

Er sieht mich und hält stille.

Ich trete noch einen Schritt vor und spanne — was spanne? — will den Hahn spannen. Greif herum, finde nicht — kein Hahn an der Flinte! Ich mache nur das Kreuz, werfe den Rock ab, wickle ihn um den linken Arm — der Bär kommt auch schon.

„Hopp Bruder!“ rufe ich. Aber er hört gar nicht auf mich; sieht mich auch nicht an.

Halt Bruder, ich will dich russisch lehren!

Drehe meine Flinte um und haue mit aller Kraft über seine Schnauze. Der brüllt, steht auf, ich den linken Arm in seine Zähne, das Messer in sein Herz, er die Tatzen um mich —

Das Blut stürzt über mich wie eine Welle — die Welt geht unter. — — —

Er saß eine Weile, stützte den Kopf, schwieg.

Dann schlug er mit der flachen Hand leicht auf den Tisch und sprach lächelnd: „Da hab' ich Ihnen richtig so eine Anekdote erzählt. Aber Sie sollen seine Tatzen sehen. Erlauben Sie, daß ich mein Hemd aufmache —“ Er zog es auseinander und zeigte an jeder Seite seiner Brust eine Narbe wie die eingedrückte, weiße Hand eines riesigen Menschen.

„Er hat mich gut gefaßt.“

Die Gläser waren leer. Ich winkte Moschku, eine neue Flasche zu bringen.

„So fanden mich also die Bauern,“ fuhr mein Bojar fort, „aber lassen wir das. Ich lag also lange im Hause bei den Senkows, im Fieber. Wenn ich bei Tage zu mir kam, saßen sie um mich, auch meine Leute, wie um einen Sterbenden, aber Vater Senkow sagte: „Nun es geht ja gut!“ und Nikolaja lachte. Einmal erwache ich Nachts und sehe um mich. Da brennt nur eine einsame Lampe. Nikolaja liegt auf den Knien und betet.

Genug davon. Es ist vorbei, nur manchmal kommt es noch im Traum. Genug. Sie sehen, ich bin nicht gestorben.

Jetzt kam Vater Senkow oft zu uns auf seiner Britschka und mein Vater wieder hinüber. Die Frauen nicht selten mit. Die alten Leute flüsterten und kam ich dazu, so lächelte Senkow, zwinkerte mit den Augen und bot mir eine Prise.

Nikolaja — liebte mich. So herzlich! glauben Sie mir. Ich glaubte es wenigstens und auch — die alten Leute glaubten es.

So wurde sie denn mein Weib.

Mein Vater übergab mir die Wirthschaft. Senkow gab seiner Tochter ein ganzes Dorf.

Die Hochzeit war in Czernelica. Alles besoffen, sag' ich Ihnen, mein Vater tanzte mit Madame Senkow den Kosak.

Am nächsten Abend — sie suchten noch alle, wie die Todten am jüngsten Tage, ihre Glieder zusammen und fanden sie nicht — spannte ich selbst sechs Pferde, alle weiß wie Tauben, vor meinen Wagen. Das glänzende langhaarige Fell meines todten Bären lag über den Sitz gebreitet, die Tatzen mit vergoldeten Nägeln bis auf den Wagentritt herab von jeder Seite; der große Kopf mit funkelnden Augen wie lebendig zu den Füßen. Meine Leute, Bauern, Kosaken zu Pferde, Fackeln, Brände in den Händen; ich mein Weib im rothen Hermelinpelz auf die Schulter und trage sie in den Wagen. Meine Leute jauchzen, sie sitzt wie eine Fürstin in dem Pelz des Bären, die kleinen Füße auf seinem großen Kopfe.

Mein Volk zu Pferde um uns — so führe ich die Herrin in ihr Haus. —

Es ist auch so eine große Dummheit, die man

in den deutschen Büchern liest von dem Himmel der Liebe, und dann die Abgötterei, die man mit der Jungfrau treibt —"

„Wie etwa Schiller in der —"

„Ich bitte Sie, Sie werden mir doch nicht Etwas von Herrn von Schiller aufsagen? Erbarmen Sie sich —"

„Nur eine Stelle, wissen Sie —"

„Verzeihen Sie —"

„Mit dem Gürtel, mit dem Schleier
Reißt der schöne Wahn entzwei!"

deklamirte ich erbarmungslos.

„Da hat er einmal Recht, der Herr von Schiller," sagte der Landedelmann, „ein schöner Wahn das! Das wäre Etwas, wenn die Jungfrau so die Krone der Schöpfung wäre und die Liebe so das schöne dumme Gefühl, das man allenfalls für so ein Mädchen hat. Auch mir riß so der Wahn entzwei.

Wie sie mein Weib war, da hatte ich erst den Muth, sie zu lieben und sie mich. Da warf sie Sitte, Anstand, Alles von sich so mit Schnürleib und Strumpfband gleich auf den Boden und wie meine Liebe groß wurde an ihrer Liebe, und groß

und immer größer. Meine Liebe und ihre Liebe wuchsen so wie Zwillinge.

Pana Nikolaja küßte ich die Hände, meinem Weib die Füße und biß oft nur so hinein, daß sie schrie und mich ins Gesicht trat.

Jetzt verstand ich, warum man niederkniet und anbetet das Weib mit dem Kinde, aber sie haben auch aus ihr eine Jungfrau gemacht, die Hausthiere unseres Herrgottes.

Sehen Sie, das Mädchen ist so eine Sklavin ihres Hauses. Mancher Vater rechnet sie so zu seinen Gütern. Aber die Frau — jeden Augenblick kann sie mich verlassen. Hab' ich Recht? Sie wählt wie ich wähle. Da stellen sie die Jungfrau auf den Altar. Große Dummheit. Dann sagen sie „Du holdes Kind!“ Also ein so buttergelbes Entchen da, ist meines Gleichen. Thun Sie mir den Gefallen und bedenken Sie das.

Die Liebe von Mann und Weib ist die Ehe; ich meine die Ehe wie die Natur sie schließt.

Ueberhaupt, was hat man?

Belieben Sie nur, dieses Leben etwas zu betrachten. Ein seltsamer Text und — —

Er horchte einen Augenblick auf das Lied der Bauernwache.

Und da die Melodie dazu.

Da haben die Deutschen ihren Faust; und auch die Engländer haben so ein Buch. — Bei uns weiß das jeder Bauer. Es ist wie eine Ahnung, die über ihn kommt, was das Leben ist.

Was macht unser Volk so melancholisch?

Die Ebene.

Sie gießt sich aus wie das Meer und wogt im Winde wie das Meer. Der Himmel taucht in sie — wie in das Meer — sie umgibt den Menschen schweigend wie die Unendlichkeit; fremd wie die Natur.

Er möchte zu ihr sprechen und von ihr Antwort bekommen. Wie ein Schrei des Schmerzes entringt sich das Lied seiner Brust und stirbt unbeantwortet wie ein Seufzer.

Da ist es dem Menschen so seltsam. Gehört er nicht zu ihr? Hat sie ihn nicht geschaffen? hat sie ihn unterworfen nur? — hat er sie verlassen? stößt sie ihn von sich?

Sie gibt ihm keine Antwort.

Aus seinem Grabe wächst ein Baum; Sperlinge

schreien auf den Aesten — soll das eine Antwort sein?

Er sieht den Ameisen zu, wie sie in langen Karawanen, mit Eiern beladen, durch den warmen Sand ziehen und zurück; da hat er seine Welt. — Ein Wimmeln auf dem kleinsten Raum, ein rastloses Bemühen um — Nichts. Er fühlt sich verlassen, ihm ist als könnte er jeden Augenblick vergessen, daß er lebt.

Da spricht im Weibe die Natur zu ihm: „Du bist mein Kind. Du fürchtest mich wie den Tod, aber hier bin ich wie du. Küsse mich! Ich liebe dich, komm, schaffe mit an dem Räthsel des Lebens, das dich ängstigt. Komm! ich liebe dich!“ —

Er schwieg eine Weile. Dann fuhr er fort.

„Ich und Nikolaja, wie glücklich waren wir. Wenn die Eltern kamen oder die Nachbaren, da hätten Sie sehen sollen, wie sie kommandirte im Haus und Alles gehorchte ihr. Die Dienstleute duckten so wie die Enten auf dem Wasser, wenn sie nur auf sie hinsah. Einmal wirft mein junger Kosak ein Dutzend Teller hin. Trägt sie richtig bis an das Kinn hinauf, wirft sie hin; mein Weib die Peitsche

vom Nagel. Nun — wenn die Herrin ihn peitscht, sagt er, will er täglich ein Dutzend Teller zerbrechen — verstehen Sie; und beide fangen an zu lachen.

Da kamen auch die Nachbaren.

Zu mir waren sie alle heiligen Zeiten gekommen, das heißt etwa zu Ostern auf ein Geweihtes,[15] aber jetzt suchten sie es etwa gut zu machen. Alle kamen sie, sag' ich Ihnen.

Da war der pensionirte Leutnant Mack, er kannte den Schiller auswendig, war aber sonst ein guter Mensch. Es war nur das Unglück mit ihm, daß er gerne trank. Wissen Sie, nicht daß er etwa so besoffen wurde und man ihn unter das Sopha werfen konnte. Was meinen Sie, da stellte er sich Ihnen mitten in das Zimmer der kleine dicke rothe Kerl und deklamirte Ihnen allenfalls den Kampf mit dem Drachen und wenn er nüchtern war — bedenken Sie — erzählte er uns so die ganzen französischen Kriege. Sagen Sie selbst, was war da zu machen.

Dann kam der Baron Schebicki. Kennen Sie ihn nicht? — Eigentlich hieß der Alte Schebig, Salomon Schebig. War ein Jude, ging mit dem Bündel, kaufte und verkaufte, machte den Lieferanten

für das Aerar, kaufte ein Gut und nannte sich Schebigstein. Heißt einer Lichtenstein, sagte er, warum soll ich nicht heißen Schebigstein? Und der Sohn wurde Baron und nennt sich Raphael Schebicki. Lacht Ihnen immerfort. Sagen Sie ihm „Erweisen Sie mir die Ehre mich zu besuchen;" — lachte er so und sagen Sie ihm „Belieben da ist die Thüre Paschol!" [16] — lacht er auch so. Und jeder hübschen Frau will er gleich Kleider bringen von Brody [17] und einen Shawl von Paris; trinkt immer nur Wasser, geht täglich ins Dampfbad, trägt eine große goldene Kette auf der rothen Sammtweste und macht immer das Kreuz vor der Suppe und nach Tisch.

Dann der Edelmann Domboski; ein langer Pole mit rothen Augen, schwermüthigem Schnurrbart und leeren Taschen; der immer für die armen Emigranten sammelt, jeden den er das zweitemal sieht, ungestüm an sein Herz drückt und zärtlich küßt; wenn er ein Glas zu viel hat, ungezählte Thränen vergießt, „Noch ist Polen nicht verloren" singt, jeden einzeln unter den Arm nimmt, um ihm die ganze polnische Verschwörung anzuvertrauen; wenn er end-

lich lustig ist, ein „Vivat, lieben wir uns!“ ausbringt und aus den schmutzigen Schuhen der Frauen trinkt.

Der hochwürdige Herr Maziek, so ein gerechter Landpfarrer, der fand für Alles einen Trost, für Geburt, Tod und Heirath. Am meisten pries er jedoch, die selig im Herrn entschlafen. Auch die Kirche habe sie durch das Symbol einer höheren Taxe ausgezeichnet. Wenn er etwas behaupten wolle, sagte er stets „Fegefeuer,“ wie ein anderer „bei Gott!“ oder „mein Ehrenwort.“ Dann der gelehrte Thaddeus Kuternoga, der seit elf Jahren das Doktorat machen will und denken Sie, noch dazu der Philosophie. Der Gutsbesitzer Leon Boboschkan, ein wahrer Freund und andere lustige Edelleute.

Lustig! Lustig wie ein Schwarm Bienen, aber vor ihr hatten sie Respekt.

Auch die Frauen kamen so zu ihr; gute Freundinnen, die schwatzen, süß lächeln, jede Minute schwören und dann — nun, wir kennen das. Also wir lebten so mit den Nachbaren und ich war stolz auf meine Frau, wenn sie so aus ihren Schuhen

tranken und auf sie deklamirten; aber sie sah die Leute gleich so an: „was bemüht ihr Euch?“ — Wir waren auch lieber allein.

So eine große Wirthschaft, wissen Sie, man hat seine Sorgen und seine Freuden. Sie nahm sich der Sache an. Wir wollen selbst regieren, sagte sie, und nicht unsere Minister. Da war der Minister der Mandatar Kradulinski, ein alter Pole. Ein Mensch von einer Consequenz, sag' ich Ihnen — er hatte nie ein Haar am Kopfe und nie eine Rechnung in Ordnung. Dann der Förster Kreidel. Ein Deutscher, wie Sie merken. Der war klein, hatte kleine Augen, große durchsichtige Ohren und einen großen durchsichtigen Windhund.

Meine Frau hielt ihnen das Gespann zusammen. Na! ich glaube, die Peitsche hätte sie ihnen gegeben, wenn sie nicht gefahren wären, wie sie es wollte.

Aber die Bauern dafür. Wenn wir so durch die Felder gingen. „Gelobt sei Jesus Christus!“ — „In Ewigkeit. Amen!“ so fröhlich sag' ich Ihnen. Beim Erntefest, da strömte es nur in unsern Hof, die Schnitter, das Volk. Meine Frau stand auf

der Treppe und sie legten ihr den Erntekranz zu Füßen. Jauchzten, sangen, tanzten; sie nahm ein Glas Branntwein: „Bleibt gesund!“ und trank es aus.

Die Füße, sag' ich Ihnen, küßten sie ihr nur.

Da ritt sie auch mit mir. Ich hielt ihr die Hand hin, sie trat nur hinein und war auch im Sattel. Zu Pferde hatte sie eine Kosakenmütze, die goldene Quaste tanzte auf ihrem Nacken, und das Pferd wieherte und blies die Nüstern auf, wenn sie es auf den Hals klopfte.

Dann lernte ich sie auch mit der Flinte umgehen. Ich hatte so eine kleine. Hatte Sperlinge damit geschossen, wie ich klein war. Sie warf sie über die Schulter, ging mit mir durch die Wiese und schoß Wachteln. Prächtig! sag' ich Ihnen, prächtig! — Da fliegt ein Geier aus dem Walde her, nimmt mir meine Hühner, nimmt meiner Nikolaja gerade die schwarze Henne mit dem weißen Schopf. Ich passe ihm auf. Kannst warten!

Da komm' ich vom Erdäpfelgraben zurück, so eine Gerte in der Hand. Da ist er.

Schreit noch und kreist um den Hof. Ich fluche

nur. — Da fällt ein Schuß. Er schlägt nur einmal in der Luft und gleich zu Boden.

Wer hat geschossen?

Mein Weib. „Der nimmt mir keine Henne mehr," sagt sie, und nagelt ihn an das Scheunenthor. Kommt der Faktor,[19] packt mit großem Geschrei alle seine Ballen aus. Alles ächt, Alles neu, Alles billig. — Weiß die zu handeln!

Der Jude seufzt nur immer. „Eine gestrenge Frau," sagt er, aber küßt ihr den Ellenbogen.

Fahre ihnen in die Stadt.

Geht die Frau Starostin,[18] hat ein blaues Kleid mit weißen Fliegen. Muß Mode sein. Kaufe ein blaues Kleid mit weißen Fliegen. Meine Nikolaja wird roth.

Fahre einmal nach Brody, bringe Sammet von allen Farben, Seidenstoffe, Pelze, was für Pelze! Alles geschwärzt! Das Herz schlägt ihr, sag' ich Ihnen.

Die war ihnen angezogen. Hinzuknieen!

Da hatte sie eine Kazabaika,[20] saftgrün, ausgezeichnet saftgrün, und sibirische graue Eichhörnchen — die Kaiserin von Rußland hat keine besseren —

Eichhörnchen daran, so handbreit gleich. Und ganz gefüttert mit dem silbergrauen Pelz, so weich, sag' ich Ihnen.

Da lag sie so an den langen Abenden auf dem Diwan, die Arme unter dem Kopf gekreuzt, und ich lese ihr vor.

Das Feuer knistert, der Samowar singt, das Heimchen zirpt, der Holzwurm klopft, das Mäus=chen nagt, denn die weiße Katze liegt auf dem Vor=sprung und spinnt.

Lese ihr alle Romane. In der Kreisstadt, wis=sen Sie, war ja schon die Leihbibliothek und dann die Nachbaren — hat Der ein Buch und Jener.

Sie liegt mit geschlossenen Augen und ich im Lehnstuhl und wir verschlingen die Bücher nur so. Schlafen oft lange nicht ein. Sprechen so, ob der die bekommen wird oder nicht. Wenn etwa so eine Edelmuthsgeschichte vorkommt, da kann meine Niko=laja bis in die kleinen Ohrläppchen dunkelroth wer=den vor Zorn. Da richtet sie sich etwas auf, stützt sich mit der Hand und sagt zu mir, als hätte ich das geschrieben: „Sie soll das nicht thun, hörst du?“ und weint beinahe.

Die Frauen, wissen Sie, die sind in den Romanen besonders edelmüthig. Da, wenn der Geliebte in Gefahr ist, sind sie gleich dabei, sich zu — opfern, denken Sie. Der Teufel könnt' einen holen. Einmal da kommt auch so eine Scene vor, wo eine Frau den Mann hingibt, um ihr Kind zu retten. Eine dumme Geschichte, sag' ich Ihnen; „die Macht der Mutterliebe," glaub' ich, heißt das Buch. Eine dumme Geschichte, aber meine Nikolaja fiebert und will viele Wochen kein Buch sehen.

Oft springt sie auf, schlägt mir das Buch ins Gesicht und zeigt mir die Zunge. Hetzen dann wie Kinder. Ich verstecke mich hinter den Thüren und schrecke sie.

Oder sie führt mit mir ganze Märchen auf.

Geht in ihr Zimmer. „Wenn ich wieder komme, bist du mein Sklave." Dann zieht sie sich als Sultanin an, schlingt einen Shawl um die Lenden, einen anderen um den Kopf wie einen Turban. Meinen Tscherkessendolch im Gürtel, ganz in einen weißen Schleier gehüllt, so kommt sie heraus. Ein Weib! — eine Gottheit von einem Weibe!

Wenn sie schlief, konnte ich Stunden lang sie

nur ansehen, wie sie athmete, und wenn sie einmal seufzte, wurde es mir so weh um das Herz, als hätte ich ihr das schwerste Unrecht zugefügt, und eine Angst kam über mich, sie sei nicht mein, sie sei gestorben. Und rief ich sie beim Namen, dann setzte sie sich auf, sah mich groß an und lachte.

Aber die Sultanin konnte sie am besten machen. Sie verzog keine Miene. Wenn ich sagte: „Aber Nikolaja“ und spaßte, sie zog nur die Brauen in die Höhe und bohrte ihre Augen in mich, daß ich mich beinahe schon am Pfahle fühlte. „Bist du bei Sinnen, Sklave?“ — Wirklich, da war nichts zu machen. Ich war ihr Sklave und sie gebot wie eine Sultanin.

So lebten wir denn wie ein paar Schwalben, saßen zusammen und zwitscherten.

Eine süße Hoffnung erhöhte unsere Freuden. Und doch, wie bange war mir um das Weib. Ich streichelte ihr oft nur so die Haare aus der Stirne und die Thränen traten mir in die Augen. Sie verstand mich, nahm mich um den Hals und weinte.

Aber es kam unerwartet wie das Glück. Ich

fuhr nach Kolomea um den Arzt und wie ich hereintrete, hält sie mir das Kind entgegen.

Die Eltern floßen förmlich vor Freude, die Dienstleute — das schrie und lachte, und Alles besoffen, und auf der Scheune stand der Storch und hielt nachdenklich ein Bein in die Höhe.

Da gab es zu denken, zu sorgen, und jede schwere Stunde band uns nur noch fester zusammen.

Aber so blieb es nicht.“

Seine Stimme war unendlich sanft und leise geworden, sie zitterte nur so in der Luft, leise, wie der dünne Dampf seiner Pfeife.

„Es konnte nicht so bleiben — ich bitte Sie — und dann — so und so — verstehen Sie mich. Es ist so eine Regel. — Ich meine, es ist so die Natur. Ich habe oft darüber nachgedacht, was meinen Sie?

Ich habe einen Freund gehabt — Leon Bodoschkan. Er hat zu viel gelesen und ist darüber krank geworden. Der hat mir oft gesagt —

Aber wozu das? Ich kann Ihnen ja —“

Er zog einige vergilbte Streifen Papier aus der Brust.

„Viel geschrieben hat er auch. War so unbe-

kannt, aber er kannte Alles, so — er sah so hinein wie in ein Gebirgswasser. Die Menschen machte er auf wie Uhren und sah hinein, ob Alles in Ordnung sei. Sagte gleich, wo es fehle. Er verstand Ihnen, wenn die Katzen z. B. zusammen sprachen, lachte und sagte gleich, was sie wollen. Da nahm er Ihnen eine Blume, schnitt sie auf und zeigte Ihnen, wie sie lebt, wie sie sich ernährt. Er sprach gerne von den Frauen.

Die Frauen und die Philosophie, wissen Sie, haben ihn ruinirt.

Da schrieb er oft was nieder und wenn er im Walde ging, warf er Alles von sich. Das Papier ängstigte ihn.

Aber das vergesse ich sonst.

Er sagte, wer seine Liebe auf einem Papier niederschreiben kann, liebt nicht.

Er konnte dicke Bücher lesen in Schweinsleder, den ganzen Nestor — aber vor einem Liebesbriefe lief er davon.

Also z. B."

Damit legte er die schmutzigen Papierstreifen auf den Tisch.

„Nein! Das ist eine Rechnung.“ Er steckte sie wieder ein. „Da ist es.“ Er hustete und las dann:

„Was ist unser Leben? — Leiden, Zweifel, Angst, Verzweiflung.

Weißt du, woher du kommst? Wer du bist? Wohin du gehst?

Und keine Gewalt zu haben über die Natur, und keine Antwort zu bekommen auf diese arme verzweifelte Frage. Unsere ganze Weisheit ist zuletzt der Selbstmord.

Aber die Natur hat uns ein Leiden gegeben, noch entsetzlicher als das Leben — die Liebe.

Die Menschen nennen sie Freude, Wollust“ —

Mein Freund pflegte bei diesen Worten immer bitterlich zu lachen. — „Sieh' den Wolf an,“ sagte er mir, „wenn er sein Weib sucht; wie er durch das Dickicht bricht, das Wasser rinnt ihm nur vom Maul — er heult nicht einmal mehr, er winselt nur noch, und seine Liebe, ist das Genuß? — Das ist ein Kampf, ein Kampf wie um das Leben, das Blut rinnt ihr vom Nacken.

Mein Gott! möchte der Mann sich nicht auch auf das Weib werfen wie auf den Feind? Fühlt

er sich nicht endlich wie unterworfen einem unbarmherzigen Feind?

Legt er dem Weibe nicht den stolzen Kopf vor die Füße und fleht: „Trete mich, trete mich mit deinem Fuße, ich will dein Sklave sein, dein Knecht, aber komm, erlöse mich!“

Ja, die Liebe ist ein Leiden, der Genuß — Erlösung! Aber es ist dann eine Gewalt, die Eines über das Andere übt, es ist ein Wettstreit, sich dem Andern zu unterwerfen. Liebe ist Sklaverei und man wird Sklave, wenn man liebt. Man fühlt sich vom Weibe mißhandelt, man schwelgt nur in der Wollust ihrer Despotie und Grausamkeit. Man küßt den Fuß, der uns tritt.

Ein Weib, das ich liebe, macht mir Angst. Ich zittere, wenn sie plötzlich durch das Zimmer geht und ihre Kleider rauschen; eine Bewegung, die mich überrascht, erschreckt mich.

Man möchte sich vermählen für die Ewigkeit, für diese und eine andere Welt, man möchte nur ineinander fließen. Man taucht seine Seele in die fremde Seele, man steigt hinab in die fremde, feindliche Natur und empfängt ihre Taufe. Es ist

lächerlich, ganz lächerlich, daß man nicht immer zusammen war. Man zittert jeden Augenblick, sich zu verlieren. Man erschrickt, wenn der Andere das Auge schließt, wenn er seine Stimme verändert. Man möchte ganz nur Ein Wesen werden, alle Eigenschaften, Ideen, Heiligthümer eines Lebens möchte man aus seinem Wesen reißen, um ganz nur mit dem andern sich zu verschmelzen. Man gibt sich hin — wie eine Sache — wie einen Stoff. Mache aus mir, was du bist!

Wie zum Selbstmorde wirft man sich in die andere Natur, bis sich die eigene empört.

Da kommt der Schauer, ganz sich zu verlieren. Man fühlt wie einen Haß gegen die Gewalt des Andern. Man glaubt sich todt. Man will sich auflehnen gegen die Tyrannei des fremden Lebens, sich wiederfinden in sich selbst.

Das ist die Auferstehung der Natur."

Er suchte einen zweiten Papierfetzen hervor.

„Der Mann hat seine Arbeit, seine Absichten, seine Unternehmung, seine Ideen!

Sie schweben um ihn mit Taubenflügeln, sie heben ihn mit Adlersfittichen. Sie lassen ihn nicht versinken.

Aber das Weib?

Das schreit nach Hülfe. Ihr Ich will nicht sterben, es will nicht! und keine Hülfe!

Da trägt sie noch sein Ebenbild unter dem Herzen, fühlt, wie es wächst und sich bewegt — lebt! — Da — da hält sie's endlich in den Armen. Sie hebt es auf —

Wie ist ihr nun?

Träumt sie? Da spricht das Kind zu ihr: „Ich bin du, und du lebst in mir. Sieh mich nur an ich rette dich."

Sie hält das Kind an ihre Brust und ist gerettet.

Nun pflegt sie sich, ihr Selbst, das sie verachtet und verstoßen in dem Kinde, und sieht es groß werden auf ihrem Schooß und gibt sich hin und hängt sich ganz daran."

Damit legte er die Gedankenfetzen seines Freundes zusammen und verbarg sie an seiner Brust. Dann fühlte er noch einmal mit der flachen Hand darnach und knöpfte seinen Rock zu.

„So war es bei mir auch," sagt er, „ganz so. Freilich versteh' ich das nicht so zu erklären, wie

Leon Bodoschkan, wissen Sie, aber ich will es Ihnen doch erzählen. Was meinen Sie?"

„Natürlich, Bruder."

„So war es also auch bei mir. Ganz so; ganz so. Glauben Sie mir, ganz so —"

Ich wollte meinen neuen Freund anregen und sagte kaltblütig: „Gewöhnlich nennt man das Kind ein Pfand der Liebe."

Mein Landedelmann hielt einen Augenblick inne und sah ganz so aus, als hätte ich ihn tödtlich beleidigt. „Ein Pfand der Liebe!" rief er, „ja wohl, ein Pfand der Liebe!"

Also ich komme nach Hause. In so einer Wirthschaft, was es da Arbeit gibt! Komme müde wie ein Jagdhund. Nimm mein Weib in die Arme, küsse sie, ihre Hand streicht mir so die Sorgen von der Stirne. Ich streiche mich an ihr wie ein Kater, sie lacht — da schreit daneben das Pfand der Liebe — aus ist die Geschichte. Können bei der Vorrede anfangen, wenn Sie wollen. Aus, sag' ich Ihnen.

Den ganzen Vormittag wüthet man herum mit dem Mandatar, mit dem Oekonom, mit dem Förster.

Setzt sich zum Mittagsessen, richtig — kaum hat man die Serviette umgebunden — ich binde sie nämlich, Alles nach altem Style — da weint auch mein Pfand der Liebe, weil es nicht von dem Mädchen nehmen will. Mein Weibchen steht auf, füttert das Kind. Aber das Kind verlangt nach dem Fleisch und schreit — fort ins Nebenzimmer und ich kann allein speisen und mir dazu ein Lied pfeifen, wenn ich will, z. B.

„Sitzt der Kater
Auf dem Zaun
Und thut mau'n.
Gelt' mein Gesang
Ist gar nicht lang?" [21]

Da geht man allenfalls — auf die Entenjagd.

Den ganzen Tag bis an die Kniee im Wasser. Man freut sich auf ein gutes Bett.

Was nennen Sie z. B. ein gutes Bett?

Eine gute Matratze, nicht wahr? gute Polster, warme Decken und ein hübsches Weib?

Er wurde roth, stotterte etwas.

Nun gut. Man küßt seinem Weibchen rothe Flecke auf Wangen, Nacken, Busen. Man läßt

seine Hände die vollen Hüften hinabgleiten — da schreit das Pfand der Liebe.

Das Weib springt aus dem Bette, schlüpft in die Pantoffel und geht auf und ab, das Kind in den Armen wiegend. La! La! La! hört man's die halbe Nacht und schläft — allein. La! La! La! —

Da kommt so ein Jahr.

Es ist allen so seltsam. Es hängt was in der Luft. Jeder weiß es und Keiner kann es nennen.

Man sieht fremde Gesichter. Die polnischen Gutsbesitzer fahren hin und her. Der kauft ein Pferd, jener Pulver. Nachts sieht man einen Feuerstreif am Himmel. Die Bauern stehen zusammen vor der Schenke und sagen: das ist Krieg, oder die Cholera, oder Revolution.

Es kommt über einen wie Kummer. Man spürt auf einmal, daß man ein Vaterland hat, das seine Grenzpfähle tief hineingesenkt in slavische, deutsche und andere Erde. Was wollen die Polacken? denkt man und sorgt um den Adler vor dem Kreisamte und sorgt um seine Scheune. Man geht Nachts um sein Haus, ob sie einem kein Feuer angelegt haben.

Man will sich aussprechen.

Mit wem? Mit seinem Weibe. Ha! Ha! Ha! heult richtig das Pfand der Liebe, weil ihm eine Fliege auf der Nase sitzt.

Ich trete vor das Haus.

Am Horizont ist eine Feuerröthe. Ein Bauer reitet vorbei, schreit: Revolution! in den Hof und treibt sein mageres Pferd an.

Im Dorfe läuten sie Sturm.

Ein Bauer nagelt seine Sense gerade, zwei kommen die Dreschflegel auf der Schulter.

Andere treten in den Hof.

„Herr! sehen wir uns vor — die Polen kommen.“ Ich lade meine Pistolen, laß den Säbel schleifen.

„Mein Weib, gib mir ein Band auf die Mütze, einen Fetzen meinetwegen, — wenn's nur schwarzgelb ist —“ — Ha! Ha! Ha! Glauben Sie? — „Mach' fort,“ heißt es, „mir weint, mir stirbt mein Kind, reit' ins Dorf, verbiet' mir gleich das Läuten. Mach' fort.“ — „Oho! jetzt ist das anders, ich lasse Sturm läuten in allen Dörfern; der Balg soll heulen, weißt du — das Land ist in Gefahr!“ —

Ach ich sage Ihnen. Nun gut.

Endlich ist sie einmal bei mir. Wir sitzen so auf dem Divan, ich den Arm um sie. Da horcht sie, ob sich das Kind nicht regt. „Was hast du gesagt?“ fragt sie nach einer Weile. „Nichts,“ sag' ich. „Nichts,“ aber mein Herz thut mir weh, ich versichere. —

„Wo ist deine Kazabaika, Nikolaja?“ — „Ach! bedenke doch, im Haus beim Kinde. — Ja freilich. Da wird das Haar nur so zusammengekämmt, da nimmt man das erste, beste Kleid. Wer wird sich für das Haus anziehen? Freilich! — Oft erkenne ich das hübsche Gesicht nicht mehr. Aber das Kind — verstehen Sie. „Wenn ich mich aufputze, erkennt mich mein Kind nicht. Du wirst doch einsehen?“ — „Freilich, ich sehe Alles ein, Alles.“ — Aber wenn Gäste da sind, wissen Sie, da kann das Kind schreien. Da lauft sie einen Augenblick hinein, schenkt dann den Thee ein, lacht und plaudert, denn was thut man nicht bei uns für Gäste?

Oho! Da ist auch wieder einmal die saftgrüne Jacke mit sibirischen Eichhörnchen ausgeschlagen. „Ich muß mich doch anziehen für die Gäste.“ Sehen

Sie! — Da gehe ich einmal nach langer Zeit auf die Bärenjagd. Mein Weib wiegt das Kind und wenn ich sie küsse, sagt sie: „Geh fort, Du weckst das Kind.“ Was mache ich? Ich gehe also.

Mein Heger hat den Bären gesehen — aber da hätt' ich Ihnen beinahe wieder so eine Anekdote erzählt. Also gut. Wir waren in Gefahr, der Heger und ich. Ein Bauer lief voraus.

Ein Tumult im Hause, sag' ich Ihnen; wir kommen an — mein Weib hängt an meinem Hals. Sie bringt mir mein Kind.

Das Blut, wissen Sie, rinnt mir vom Kopfe — das Kind schreit. — „Geh fort!“ —

Er zuckte verächtlich die Achsel.

„Es war nicht der Rede werth das Bischen Blut und die Thränen des armen kleinen Kindes, aber — auch war ja die Gefahr für mich vorüber — die Frauen sind sehr praktisch. Gut, ich wasche mir das Blut herab. Der Heger, ein alter Soldat, verbindet mich. Aber was glauben Sie, das Pfand der Liebe schreit wieder über mein weißes Tuch. „Geh fort, fort! Das Kind bekommt die Freisen. Fort!“ — Freilich, was ist da zu machen? Man

wirft sich auf sein Bett und liegt da allein, wie vordem, eh' man ein Weib gekannt.

Der Teufel hol' das Pfand der Liebe! Gott, verzeih' mir die Sünde.

Er machte das Kreuz, spuckte trotzig aus und fuhr fort:

Das Bärenfell breite ich meiner Frau vor das Bett. Was glauben Sie? sie schreit auf. „Geh' mir mit dem Fell, es erinnert mich an die Angst meines Kindes." Bedenken Sie, nicht an mein Blut, an die Gefahr! Oh! die Frauen sind praktisch! verflucht praktisch!

„Erlauben Sie," sprach ich, „haben Sie Ihrer Frau gesagt —"

„Verzeihen Sie —", unterbrach er mich beinahe heftig. Seine Nasenflügel flogen auf und ab.

Ich sagte ihr — O! — wissen Sie, was sie zur Antwort gab? — „Gut, wozu dann die Kinder?" — Denken Sie, sie wäre im Stande gewesen — man ist der Sklave so eines Weibes Will man ihr gleich untreu werden? — Nein! — Oder ein Mönch? Auch nicht. Was bleibt, als sich treten lassen. O, es gab eine Zeit, wo ich

mein Kind — verstehen Sie mich — z. B. so eine Scene.

Ich rauche früh meine Pfeife, eine lange türkische, wie die da, mit einem durchbrochenen Drahtdeckel. Das schreit natürlich gleich nach dem Feuer. Ich laß es schreien. Meine Frau fiebert schon. „So gib ihm doch" — sie meint den Bernstein. — Ich aber halte ihm die rothe glühende Pfeife hin. Das greift hin und schreit und weint.

„Jesus Maria, das arme Kind!" Ich aber wünsche meiner Frau eine gute Unterhaltung, geh' mit der Büchse auf das Feld und kann mich zu Tode lachen, daß die zurückbleibt bei dem weinenden Kind mit den verbrannten Fingern.

Damals war mein Gemüth nicht mehr so. — Ah! was! es geht bereits so. Man thut, was man kann. Aber — belieben Sie selbst nachzudenken — z. B. Ist Ihnen eine Uhr plötzlich stehen geblieben? Eine Wanduhr? No gewiß. Aber sind Sie ungeduldig?

„Manchmal."

„Gut. Sie sind also ungeduldig. Die Uhr soll gehen. Im Moment. Geben so einen Stoß, allen-

falls dem Pendel. Richtig, sie geht. Ja, wie lange? — Da steht sie wieder. — Noch einmal. — Noch einmal. Steht wieder. Na, wird man ungeduldig. Stoßt nur so in sie. — Gut — jetzt bleibt sie ganz stehen.

So geht es Einem, wenn man sein Herz in Ordnung bringen will, gerade so.

Nun, man liebt seine Frau, man will doch auch mehr als sein Bett.

Sehen Sie, es ist wie ein Schmerz, wenn man nach dem Weibe verlangt. Aber dann ist es aus.

Man sieht, du bist erlöst, weiter nichts.

Man sieht, daß das eigentlich nichts ist, daß es etwas Anderes gibt, mehr; daß Mann und Weib mehr sind, als Wolf und Wölfin. Aber das war Alles umsonst.

Nehmen Sie an, meine Frau ist ein Buch allenfalls. Also möchte ich es gerne ganz lesen. Ich aber muß immer von vorne anfangen. Endlich schlag' ich es zu. Mag es zu Ende lesen, wer da will. —

Anfangs, verstehen Sie, Bruder, wollte ich mich nur zerstreuen.

Da herum lagen die Husaren.

Machte ich also Bekanntschaft mit den Officieren. Waren Ihnen das Leute! Der Banay z. B., kennen Sie ihn nicht?

„Nein."

Oder den Baron Pál. Auch nicht? Aber den Nemethy mit dem spitzen Schnurrbart haben Sie gewiß gekannt?

Einmal fuhren wir zu dem, dann zu jenem.

Bei mir aber waren sie beinahe täglich. Da rauchten wir so, tranken unsern Tschai, einer erzählte was; zuletzt spielten wir auch.

Gingen auch viel zusammen auf die Jagd. Ich lernte damals die Schnepfen schießen.

Also meine Frau merkte das. Kam zu mir, setzte sich, war stille, endlich Vorwürfe. Ich sage nur: „Meine Liebe, was hab' ich denn zu Hause? — übrigens schreit dein Kind." — Das nächstemal kommt meine Nikolaja in saftgrüner Kazabaika mit silbergrauem Eichhörnchenpelz, eine stolze Frisur, setzt sich mitten unter die Husaren.

Ich lache, die will mich eifersüchtig machen, dreht sich, scherzt und girrt. Mich sieht sie gar

nicht an. Meine Husaren, wissen Sie, erstens hatten sie Ehre im Leibe, nichts zu sagen. Dann hatte keiner Lust — wofür denn auch? den Tod, oder doch die Gefahr, oder ein Krüppel werden, wozu? wenn man nicht ein Weib so liebt, daß es alles eins, so oder so.

Aber die necken mich. „Was sagst du dazu, Bruder, deine Frau läßt sich so von uns den Hof machen?“ „Macht ihr nur tüchtig den Hof!“ Hab' ich Recht? Damals kam aber auch gleich ein Anderer ins Haus — der — Sie kennen ihn so nicht.

Er war mir gleich unausstehlich; so blond, wissen Sie, sehr weiß; ein Gutsbesitzer. Ließ sich von seinem Kammerdiener täglich die Haare brennen, las den Igor[22] vor, den Puschkin, machte gleich die Action dazu — ein ganzer Comödiant, sag' ich Ihnen.

Also der — der gefiel mir nicht. Aber meiner Frau gefiel er.“

Seine Stimme war heiser geworden. Je mehr er in Leidenschaft gerieth, um so mehr unterdrückte er seinen Ton; er kam so gepreßt, tief aus der Brust.

„Aber das kommt später.

Es war damals ein lustiges Leben.

Im Winter kamen auch die Gutsbesitzer aus der Gegend mit ihren Frauen. Da gab es Tanz, Maskeraden, Schlittenfahrten, alles, alles!

Auch meine Frau war lustig.

Dann im Sommer ein zweites Kind. Auch ein Knabe, beides Knaben.

So war das Einvernehmen etwas hergestellt.

Ich sagte Nikolaja einmal — ich saß an ihrem Bette und deckte sie zu, wenn sie sich herumwarf.

„Ich bitte dich, erbarme dich meiner, nimm eine Amme zu dem Kind." Sie schüttelt nur den Kopf. Was mach' ich? — mir kommen die Thränen und ich gehe hinaus. Es war alles vergebens.

Nikolaja beschäftigte sich beinahe ein ganzes Jahr wieder nur mit dem Kinde. Wir sprachen selten. So kam es denn, wenn ich was erzählen wollte, daß ich weit ausholen mußte und meine Frau begann sich mit mir zu langweilen. Da gähnte sie einmal über das andere, die Augen gingen ihr über. Dann war es auffallend, wie leicht wir in Streit geriethen. Sie wollte immer Recht haben.

Wenn ich eines von den Dienstleuten bevorzugte,

gleich war es aus dem Dienst gejagt. Natürlich eine Scene. Oder ich finde, ihr läßt das blaue Tuch gut. Richtig. Am nächsten Sonntag geht die Beschließerin damit in die Kirche.

Und immer vor Fremden; das ist so unangenehm. Man will doch seiner Frau nicht Unrecht geben und wieder — man ist doch ein Mann. Und wenn sie immer Partei nimmt für Andere. Immer hab' ich Unrecht und der Andere hat Recht. Was sagen Sie etwa dazu?"

Nachdem er heftig zur Seite gespukt.

„Oder gar — ich stelle ihr vor — „Liebe Nikolaja, thu' mir das nicht, erbarme dich." — Richtig, schweigt sie das nächstemal. — „Und Sie Gnädige, was sagen Sie? — „Ich? — ich, sage, was mein Mann sagt." O! tartarische Bosheit!

Sie muß sich zwingen, verstehen Sie, mit mir einer Meinung zu sein! Wenn ich so daran denke, ich begreife nicht, daß ich noch lebe!

Plötzlich verlor ich eine große Summe. Wir spielten hoch, wissen Sie, und ich hatte natürlich Unglück — im Spiele. Einmal verlor ich Ihnen mein ganzes baares Geld, Pferde, Wagen.

Jetzt lachte er herzlich darüber.

„Gut. Ich nehme mich beim Kopfe und sagte: das hast du schlecht gemacht. Zog mich auf ehrenvolle Art zurück. Freunde, Nachbaren blieben aus.

Nur er kam.

Mich kümmerte es zwar weiter nicht, wissen Sie. Ich begann damals selbst zu wirthschaften, hatte mitunter Glück und wenn man gleichsam so unter der Hand wachsen sieht, was man eben selbst säet, so zieht das in einer Weise an; und endlich ist die Landwirthschaft auch ein Spiel. Man macht seinen Plan wie beim Spiel, man muß ihn jeden Augenblick nach den Umständen zu verändern wissen und der Zufall spielt auch seine Rolle. Gewitter, Hagel, Frost, Dürre, Krankheit, Heuschrecken.

Wenn ich zum Thee komme, meine Pfeife stopfe, fällt mir ein, das Pferd will beschlagen sein oder ich soll im Obstgarten nachsehen, ob mein Obsthüter stärker ist oder mein Branntwein. Nehme die Mütze, gehe wieder fort und es fällt mir gar nicht mehr ein, daß meine Frau bei den Kindern sitzt.

Man spricht schon so davon. „Das ist auch eine Ehe, wie alle anderen sind.“ Selbst der hochwürdige

Macziek kam mit großer Salbung. Sein Gesicht, sein Haar glänzten nur; dann auch sein Rockkragen. Sogar auf Stiefel und Ellenbogen erstreckte sich die Salbung. Er glänzte wie ein Cherubin, hob seinen gelben Rohrstock wie einen Schäferstab über mich und noch etwas höher seine Stimme. „Aber Hochwürden! wenn wir uns etwa nicht mehr lieben, ich und meine Frau?" — „Oho! Fegefeuer! Das ist es ja eben!" und lachte, daß ihm der hochwürdige Bauch und die salbungsvollen Wangen wackelten. „Oho, Fegefeuer! Das ist ja eben die christliche Ehe." — „Aber Hochwürden, Herr Wohlthäter, sollen wir so leben? das geht doch nicht." — „Oho! Fegefeuer! freilich das geht nicht. Wofür wäre denn die Kirche da? Wissen Sie, verehrter, verirrter Freund, was das ist, Christenthum?

Allenfalls wenn Sie so mit einem Frauenzimmer sich erlustigen, ohne sie zu lieben — was wird man sagen? — der Wüstling! In der christlichen Ehe versteht sich das von selbst.

Allenfalls wenn Sie so ein Frauenzimmer zahlen oder geben ihr was, ein Tuch, was weiß ich, da spuckt jeder aus. Die Dirne da verkauft sich!

In der christlichen Ehe, mein verirrter Freund, versteht sich das von selbst.

Wovon spricht denn so die brave, christliche Ehefrau? etwa von solchen Lüsten? Fegefeuer! von ihrer Morgengabe spricht sie, und wie der brave, christliche Ehegatte sie kleidet und nährt. Hab' ich Recht?

Liebe? — da heißt es: Sorge für dein Weib, ernähre deine Kinder und dafür — dein Bett. Basta! das ist eine christliche Ehe. Fegefeuer, das will ich meinen.

So ist es eine pure Schande, wenn ein Mädchen allenfalls sich verliebt und bekommt ein Kind. Pfui! aber da — wenn sie sich auch täglich anspucken — Segen Gottes!

Heirathet man der Liebe wegen, frage ich, oder des priesterlichen Segens wegen? Nun? wenn man der Liebe wegen heirathen würde, brauchte man ja den priesterlichen Segen gar nicht. Ergo! das will ich meinen!" So der Pfarrer.

Es wird mir immer einsamer zu Hause, es treibt mich fort.

Nun bleibe ich auf dem Felde draußen, wenn

geschnitten wird, setze mich, wenn so die Garben stehen, wie in ein Zelt, rauche und höre den Leuten zu, wie sie singen. Gehe in den Wald, wenn Holz geschlagen wird und schieße ein Eichkatzel. Kein Markt im ganzen Kreise, den ich nicht besuchen würde. Auch nach Lemberg fahre ich oft, besonders zur Zeit der Contrakte.[23] Bleibe Wochen vom Hause.

Es versteht sich endlich von selbst, daß ich meine Frau nur — wissen Sie — kurz, daß wir so eine christliche Ehe führen.

Meinem Nachbar leuchtet das allerdings nicht ein. Der meint, man könne täglich sein Herz brennen lassen wie seine Haare. Der sitzt richtig den halben Tag bei meiner Frau, besonders wenn ich nicht daheim bin. Wenn ich auf den Jahrmarkt fahre oder nur auf die Jagd — gleich ist er da.

„Ist mein Freund“ — er pflegte mich so zu nennen, also bleiben wir dabei — „Ist mein Freund nicht zu Hause?“ — „Nein.“ — „Das thut mir doch sehr leid.“

Merken Sie — der Iltis — und setzt sich nieder und deklamirt den Puschkin.

Im Gespräche dann: „Aber er ist doch nie zu

Hause. Hm.“ „Nie,“ — schüttelt nur den Kopf und die Frau — o Gott! Sie wissen ja — die lamentirt ihm nach; so Anspielungen, und er schüttelt immer nur den Kopf und zieht theilnehmend die Luft durch die Nase. Spricht so im Allgemeinen von den Männern, so belehrend und unterhaltend, wissen Sie, traut sich aber nicht dabei entschlossen auszuspucken, sondern hüstelt nur etwas in sein Tuch.

Mir, verstehen Sie, macht er eine ganze Scene, daß ich meine Frau vernachlässige; und was für eine Frau! eine schöne Frau, eine Frau, die so ein Gemüth hat, pures Gemüth, und eine geistvolle Frau, die den Puschkin liest wie ein Gebetbuch.

Das ist leicht zu sagen. Du hast sie beim Samowar Freund, im Eichhörnchenpelz, und lebhaft wie ein Eichkatzel, und ich! — Ah! lassen wir das gehen.

Sie läßt sich von ihm also ganze Bücher vorlesen, bekommt dadurch so Ideen und seufzt, wenn von mir die Rede ist.

Und was ist denn eigentlich? was haben wir uns etwa gethan? — „Wir verstehen uns nicht,“ sagt sie. Wissen Sie, wörtlich aus einem deutschen Buch;

wörtlich, sag' ich Ihnen. Da haben Sie diese Ideen. —

Einmal Nachts komme ich Ihnen auf diese Weise zu Hause von einer Licitation in Dobromil, wissen Sie.

Meine Frau sitzt auf dem Divan, den einen Fuß oben, und hält das Knie so mit den Händen, so verloren vor sich hin.

Mein Freund war eben da — meine Frau hat ihren Eichhörnchenpelz und dann — rieche ich ihn. Einen Augenblick möchte ich mich ärgern, aber ich lasse es bleiben. Meine Frau gefällt mir so, ich küsse ihr die Hände und streiche den Pelz an ihrer Jacke. Auf einmal sieht sie mich an, so ein Blick — so fremd. Ich staune nur.

„Das kann nicht so bleiben," sagt sie. Ganz plötzlich. Ihre Stimme war ganz heiser. Dann zwang sie sich laut zu sprechen. — „Was ist dir nur?" — „Du kommst nur noch in der Nacht zu mir," schreit sie auf, „einer Maitresse macht man doch den Hof — und ich — ich — ich will Liebe!" . . „Liebe? lieb' ich dich denn nicht?" — „Nein!" Setzt sich zu Pferde und jagt davon.

Ich suche sie die ganze Nacht, den ganzen Tag.

Wie ich am Abende zurückkehre, steht ihr Bett bei den Kindern und ich schlafe allein. —

Ich hätte sollen auftreten, das ist wahr — aber — da war ich zu stolz, da dachte ich, es wird sich schon geben. — Dann unsere Frauen! Ja, da war allenfalls ein deutscher Kanzellist beim Kreisamte.

Seine Frau läßt sich Liebesbriefe schreiben von einem Rittmeister. „Was hast du da, meine Liebe?" Nimmt ihr den Brief aus der Hand, liest ihn und prügelt auch schon zugleich seine Frau. Prügelt sie fort, was sag ich? — prügelt sie so lange, bis sie ihn wieder liebt. Das war eine glückliche Ehe.

Aber ich! — ich war so ein Sklave. Wäre ich nur damals gleich aufgetreten. Aber jetzt ist alles Fisch.

Wir sagten uns also jetzt: guten Morgen, und: gute Nacht. Das war Alles. Gute Nacht! Das waren Ihnen Nächte. Ich hätte mich täglich können heilig sprechen lassen! — —

Damals begann ich wieder auf die Jagd zu gehen.

Ich war ganze Tage im Wald.

Es war damals ein Heger; er hieß Irena Wolf; ein seltsamer Mensch. Er liebte alles Lebendige.

Er zitterte nur so, wenn er ein Thier entdeckte, und tödtete doch ein jedes.

Dann hielt er es etwa in der Hand, sah es an und sagte mit einer Stimme, die so traurig war: ihm ist wohl! ihm ist wohl!

Er hielt das Leben für eine Art Unglück; ich weiß nicht, ein seltsamer Mensch. Aber ich erzähle Ihnen ein anderesmal von ihm. —

Da nahm ich in meine Torba[24] etwa ein Stück Brod und Käse, füllte meine Jagdflasche mit Brannt-wein und ging so fort.

Dann legten wir uns wohl am Waldrand nieder.

Irena ging auf das Feld, grub Erdäpfel aus, machte ein Feuer und briet sie in der Asche. Man ißt so was man hat.

Wenn man so im stillen, schwarzen Hochwald streift, dem Wolf, dem Bären begegnet; den Adler brüten sieht; die feuchte, schwere, kühle Waldluft athmet, in der so der herbe Duft schwimmt; auf einem abgehauenen Baum Tisch hält; in der Berg-höhle schläft; im schwarzen See badet, der keinen Grund hat, keine Wellen schlägt, und dessen glatte nachtdunkle Fläche die Strahlen der Sonne wie das

Licht des Mondes verschlingt — da hat man keine Gefühle mehr; da werden die Gefühle zu Begierden — man ißt aus Hunger und man liebt aus Trieb. —

Die Sonne geht unter. Irena sucht Schwämme.

Da sitzt ein Bauernweib auf der Erde.

Der matte, blaue Rock deckt nicht die kleinen staubigen Füße. Das schmutzige Hemd fällt halb von den Schultern, und wie es über dem Rock gegürtet ist, öffnet es seine Falten und läßt die Brüste sehen.

Um sie duftet es von Thymian; sie hat den Kopf in beiden Händen auf die Kniee gestützt und starrt so vor sich. Ein Leuchtkäfer hat sich in ihr dunkles Haar gesetzt; das fließt nur, ungekämmt, aus dem rothen Kopftuch über den Rücken.

Ihr Gesicht hebt sich von der Seite, vom rothen Abendhimmel beinahe dunkel ab, scharf wie ausgeschnitten. Ihre Nase ist schwungvoll, fein, wie die eines Raubvogels, und wie ich sie anrufe, stößt sie auch einen Schrei aus, wie ein Gebirgsgeier, und ihre Augen zischen gegen mich auf; ihre Blicke schwimmen einen Augenblick so wie Naphthaflammen über ihren Augen.

Ihr Schrei tönt fort — die steile Felswand

gibt ihn zurück, der dichte Wald noch einmal, noch einmal das ferne Gebirge. —

Ich bin beinahe erschrocken vor dem Weibe.

Sie bückt sich, pflückt Thymian und zerrt das rothe Kopftuch über das rothbegossene Gesicht.

„Was ist dir?“ frage ich.

Sie antwortet nicht, sondern gießt so die melancholischen Töne einer Duma,[25] wie Thränen, in die Luft.

„Was fehlt dir?“ sag' ich, „hast du einen Schmerz, eine Trauer?“ — sie schweigt. — „Nun, was hast du?“

Sie sieht mir ins Gesicht, lacht und läßt wieder die langen Wimpern wie dunkle Schleier über ihre Augen herabfallen.

„Nun, was fehlt dir?“ — „Ein Schafspelz,“ sagt sie leise. Ich lache. „Warte, vom Jahrmarkt bringe ich dir einen.“ — Sie verbirgt ihr Gesicht — „aber du wirst darin stinken. So ein neuer Schafspelz! Weißt du was, ich gib dir lieber eine Sukmana,[26] was meinst du, mit Kaninchen, mit schwarzen — oder mit weißen, milchweißen —“

Sie sah mich erstaunt an, nicht eben ernsthaft,

zog etwas die Augen zusammen und ihre Lippen tanzten so um die großen weißen Zähne. Dann floß es langsam von den Mundwinkeln über die Wangen, und das Lachen der Spitzbübin zuckt plötzlich über das ganze Gesicht.

„Nun, was lachst du?“ — Nichts. — „Nun, sag, willst du die Sukmana — nicht? — wie wäre das mit Kaninchen, mit milchweißen Kaninchen? —“

Plötzlich steht sie auf, richtet ihren Rock, zieht ihr Hemd herab. —

„Nein!“ sagt sie, „wenn Sie mir eine geben wollen, soll sie mit silbernem Pelz sein.“ — Mit silbernem, wie?“ — Nun, wie die gnädigen Frauen ihn tragen.“

Ich sah sie nur an.

Die Selbstsucht lag sonnig auf ihrem Gesichte wie Unschuld. Sie küßte ihre Seele, ihre Begierden, so gedankenlos, wie sie ein Heiligenbild küßte. Da war einmal kein Princip oder etwa eine Idee! oder sonst! sie hatte die Moral eines Habichts und die Gesetze des Waldes. Christenthum hatte sie nicht mehr als eine junge Katze, welche manchmal mit der Pfote kreuzweis über die Nase fährt.

Ich brachte ihr richtig die Sukmana aus Lemberg und — Sie werden mich auslachen — —

Ich verliebe mich in das Weib.

Das war so ein Roman, man findet nicht seines Gleichen.

Wie der erste Schuß fiel — war sie da.

Ich kämmte ihr Haar jetzt mit meinen Fingern und wusch ihr die Füße an dem Waldbach, sie aber spritzte mir das Wasser ins Gesicht.

Es war ein seltsames Geschöpf.

Ihre Coquetterie hatte etwas Grausames. Sie quälte mich in tiefster Demuth, wie mich nie der Uebermuth einer Dame gequält hat.

„Aber, erbarmen Sie sich, Herr! Gnädiger! was soll ich mit Ihnen anfangen," — und sie konnte endlich mit mir anfangen, was sie wollte." —

Wir schwiegen Beide einige Zeit.

Die Bauern, der Kirchensänger hatten die Schenke verlassen. Der Jude hatte seine Gebetriemen umgeschnallt und war damit eingeschlafen. Er sang im Traume leise durch die Nase und nickte dazu taktvoll mit dem Kopfe.

Sein Weib saß an dem Schenktisch. Der Kopf

war in die Hände gesunken, die kleinen Finger hatte sie zwischen die Zähne gesteckt, die schläfrigen Augen waren halb geschlossen, aber ihr Blick hing an dem Fremden.

Der legte die Pfeife weg. Machte sich Luft.

„Soll ich Ihnen die Scene erzählen mit meiner Frau? — — Sie erlassen es mir. — —

— Meine Frau kränkelte dann einige Zeit.

— — Ich blieb zu Hause, las. Einmal ging sie durch das Zimmer und sagte leise „gute Nacht.“ Ich stand auf, da war sie auch wieder fort — ihre Thüre fiel ins Schloß. Es war wieder vorbei. —

Zu jener Zeit hatte ich einen Proceß mit der Herrschaft von Osnowian.

Ehe du das Gericht vorspannst und den Advokaten kutschiren läßt, dachte ich, spannst du deine Pferde ein und fährst selbst hin.

Wen finde ich? Eine geschiedene Frau, die auf ihrem Gute lebt, weil sie die große Welt anekelt, eine moderne Philosophin.

Sie nannte sich Satana und war ein allerliebstes kleines Teufelchen. Sie sprang nur gleich bei jedem Worte und hatte Augen wie Irrlichter.

Ich verlor natürlich den Proceß, aber gewann dafür ihr Herz, ihre Küsse, ihr Lager.

Ich liebte meine Frau noch immer.

Oft lag ich in den Armen einer andern und schloß die Augen, und machte mir glauben, es sei ihr langes feuchtes Haar, ihre wollustheiße, fiebertrockne Lippe.

Meine Frau indeß fieberte von Haß und Liebe gegen mich. Ihr Herz war wie eine jener Blumen, welche im Schatten blühen, es überquoll jetzt von wilder Zärtlichkeit. Sie war erfinderisch, sich dadurch zu verrathen, daß sie sich zu sehr verbergen wollte. Sie legte mir eines Tages einen Brief auf den Tisch, welchen der Kosak meiner Geliebten gebracht hatte, und lachte auf — aber ihr Lachen brach so mitten entzwei, das war beinahe häßlich.

Aus zu viel Liebe wendete ich mich von ihr und sie seufzte nach Rache, aus leidenschaftlicher verschmähter Liebe.

Wenn sie ging, so war es mit einer Hast. Sie schrie aus dem Traume, sie schlug die Dienstleute, die Kinder.

Auf einmal war sie verändert.

Sie schien gefaßt, befriedigt. Ihr Auge ruhte so eigenthümlich gesättigt auf mir, und doch zuckte es wie Schmerz durch ihr stolzes Lachen.

Mein Heger kam.

„Der Herr geht gar nicht mehr in den Wald. Ich kenne einen Fuchs über der Moosrinne und tüchtige Schnepfen," — diese schoß ich nämlich besonders gerne — „und sie — sie wartet bei dem Stein. Thun Sie doch dem armen Weib die Gnade."

Ich nehme die Flinte und gehe mit ihm bis an den letzten Zaun des Dorfes.

Dort faßt mich eine namenlose Angst, ich lasse meinen Heger und laufe beinahe nach Hause.

Ich schäme mich fast — gehe leise auf den Fußspitzen — da hör' ich —"

Er strich mehrmals die Haare aus der Stirne.

„Es ist nicht zu erzählen. — Ich reiße die Thüre auf, und meine Frau liegt — — „Ich störe vielleicht," sage ich, und schließe wieder die Thüre.

Was thu ich?

Es ist einmal so bei uns. Der Deutsche freilich

behandelt die Frau wie einen Unterthan, wir aber unterhandeln mit ihr auf gleichem Fuße, wie ein Monarch mit dem andern.

Wir denken nicht: „Du kannst thun, was du willst. Die Frau muß zufrieden sein.“ Bei uns hat der Gatte kein Privilegium, wir haben für Mann und Weib nur ein Recht.

Nimmst du jede Schenkdirne unter das Kinn, so mußt du dulden, daß deine Frau sich von Jedem Artigkeiten sagen läßt. Liegst du in den Armen einer Fremden, dann schweige nur, wenn dein Weib einen Anderen umarmt.

Hatt' ich also ein Recht?

Nein, ich hatte es nicht.

Ich trat also zurück und ging vor der Thüre meiner Frau auf und ab.

Ich fühlte eigentlich gar nichts, es war alles starr, still, ganz still!

Ich sagte mir nur immer: „Hast du nicht dasselbe gethan? Du hast kein Recht, du hast kein Recht.“

Jetzt kommt er heraus.

Ich sage: „Mein Freund, ich habe Euch nicht

stören wollen, aber weißt du nicht, daß das mein Haus ist?" — Er zitterte, auch seine Stimme zitterte.

„Thu' mit mir, was du willst!" sagte er.

„Was soll ich mit dir thun? — Aber hast du so eine Idee von Ehre? — Wir müssen also ein paar Kugeln wechseln."

Ich leuchtete ihm noch die Treppe hinab. Dann ritt ich zu Leon Bodoschkan, er sollte mein Zeuge sein.

Er lächelte trüb. „Es ist eigentlich eine Dummheit," sagte er, „aber bis morgen früh soll alles in Ordnung sein. Thu' mir nur die Liebe und lies mir heute Nacht diese Blätter da." Damit gab er mir diese Papiere, sehen Sie, und ich trage sie seitdem immer bei mir. Merkwürdiger Mensch das!

Ich las sie also.

Eigentlich wozu?

Ich forderte den Liebhaber meiner Frau, aber eigentlich hatte das nichts zu bedeuten.

Ich war im Unrecht, ich wußte es also, aber die Ehre — nun Sie wissen. Aber es hatte alles nichts zu bedeuten.

Ich wußte, daß er mich nicht treffen würde. Er konnte auf fünfzehn Schritt einen Heuschober nicht von einem Spatzen unterscheiden — und ich — nun, ich schieße gut.

Ich konnte Rache nehmen. Ich konnte ihn tödten. — Niemand hätte ein Wort gesagt — aber ich hatte kein Recht und schoß vorbei. Denn ich war, wie gesagt, eben so schuldig als er oder mein Weib.

Damals dachte ich daran, mich von meiner Frau zu trennen. Aber die Kinder! Das ist es. Das schmiedet uns paarweise zusammen für die Ewigkeit, und treibt uns fort im Sturmwind, wie in der Hölle Dante's die Verdammten.

Ueberhaupt, haben Sie wohl schon bedacht, wie uns die Natur anführt mit der Liebe? Gestatten Sie mir vielleicht — ach! was wollte ich sagen? — Ja — von Haus aus sind Mann und Weib eigentlich zur Feindschaft erschaffen. Ich hoffe, Sie mißverstehen mich nicht.

Die Natur will unser Geschlecht fortpflanzen. Ja, was will sie denn sonst? wir aber bilden uns ein in unserer Eitelkeit und Leichtgläubigkeit, daß sie unser Glück im Auge hat.

Ja — Fisch mit Mohn! — sobald das Kind da ist, ist es meist auch schon vorbei mit dem Glück und auch mit der Liebe, und Mann und Weib sehen sich an, wie zwei, die einen schlimmen Handel gemacht haben, beide sind getäuscht, und doch hat keines das andere betrogen. Sie aber glauben noch immer, daß es hier nur auf ihr Glück abgesehen ist und befehden sich, statt die Natur anzuklagen, welche uns zu der Liebe, welche so vergänglich ist, ein anderes Gefühl gegeben hat, das nie endet: die Liebe zu den Kindern.

Nun so blieben wir denn zusammen.

Er betrat mein Haus nicht mehr, aber sie sahen sich bei einer Freundin; es gibt so gute Seelen in der Welt; und ich schoß wieder meine Schnepfen.

Ich begann die Frauen jetzt so anzusehen, wie eine Art Wild, dessen Jagd beschwerlicher, aber auch lohnender ist.

Wissen Sie, wie man die Schnepfen schießt? — Nicht? — Man muß also wissen, wie fliegt der Schnepf?

Er fliegt auf, macht drei Stöße, wie ein Irrlicht, zick! zack! dann vorne aus.

Das ist der Augenblick. Da halte ich gerade hin und der Schnepf ist mein.

So etwa auch die Frauen.

Wenn man gleich losdrückt — aus ist es. Hat man aber einmal das Tempo, bekommt man jede —

Zu Hause war Friede.

Die Kinder liefen schon herum und denken Sie -- jetzt hatte ich sie lieb. Ich liebte sie, weil meine Frau sie liebte.

Oft dachte ich so, unsere Liebe ist da lebendig geworden und lauft so herum und spielt und lacht; und es wurde mir seltsam zu Muthe.

Dann kam es wieder über mich wie Bosheit. Ich verlangte, daß die Kinder mich lieber haben sollten als die Mutter, daß sie mich allein lieben sollten.

Da nahm ich sie zum Kamin, ließ sie auf meinem Knie reiten, erzählte ihnen Märchen, sang ihnen Lieder, die so das Volk singt, erzählte ihnen Anekdoten, wie etwa ein Jäger erzählt. Und das war wirklich merkwürdig. Ich hatte nämlich — aller-

dings — Sie wissen ja — ich hatte noch ein Kind bekommen, es war das Kind eines fremden Mannes. Ein Mädchen; Sie glauben nicht, wie ähnlich meiner Frau; ganz sie.

Man sagt gewöhnlich, die Mädchen sehen dem Vater gleich, die Söhne der Mutter. Ich habe es nicht erlebt. Der eine ist der Großvater, den andern weiß ich gar nicht, wo ich ihn hinthun soll; den hat meine Frau aus einem Roman. Keiner meiner Söhne hat was von der Mutter, aber das — fremde Kind, das Mädchen.

War es, daß sie damals nur an sich und ihre Rache dachte.

Also. Das Kind hängt sich an mich mit einer Liebe, und wußte doch, daß es mir verhaßt war.

Wenn ich erzählte, bat es leise und setzte sich auf ein Schemelchen in die dunkle Ecke, hörte zu und nur seine Augen leuchteten.

Ich schrie es oft an, daß es zitterte. Wenn ich fortging, stand es in der Ferne und sah mir nach. Wenn ich kam, lief es mir entgegen und erschrak dann über sich selbst.

Einmal sagte der Bub: „Der Bär wird den

Vater noch umbringen." — Da sprang es auf und hatte die Augen voll dicker Thränen.

Es war mir, als wäre das meine Frau, die sich angstvoll an mich drängte, die mich um Verzeihung flehte und um mich weinte.

Einmal sagte ich zu dem Kinde: „Komm doch zu mir." Da ward es purpurroth und lief davon. Langsam wurden wir die besten Freunde.

Keiner meiner Buben war so wie ich.

„Möchtest du Füchse schießen?" — „Ja," sagte der Bub, „wenn es nicht so knallen möchte."

Wenn ich so erzählte von einem Bären. „Nun, er kam auf mich zu. Was glaubst du, was ich that?" Sagt der Bub: „Du bist fortgelaufen." Das Mädchen aber lacht nur.

Oft nahm sie ein Wolfsfell und schreckte die beiden, die sich unter dem Rock der Mutter versteckten.

„Kennt ihr denn die Schwester nicht?" — „Mutter," sagten sie, „sie ist dann ein wirklicher Wolf, ihre Augen funkeln so und sie heult, daß es ein Vergnügen ist."

War ich fort vom Hause, trieb das Kind un-

ruhig im ganzen Hause herum. „Wenn der Vater nur nicht umwirft.“ — „Wie soll er umwerfen.“ — „O! ich kenne die Wallachen, die Braunen, es sind wilde Thiere. Oder wenn der Bär —“ — „Der Vater schießt ihn gerade auf den weißen Brustfleck,“ sagt mein Bub ganz sachverständig. „Wenn er ihn nicht trifft?“ — „Ah! er wird ihn schon treffen.“

Wie das Mädchen größer wird, wirft es sich auf die Erde und wälzt sich und weint.

So nahm ich sie endlich mit.

Ich hatte das kleine Gewehr; meine Frau hatte damit geschossen, kaufte ihr eine Jagdtasche, nahm sie mit.

Das Mädchen hatte Ihnen Muth, Muth wie ein Mann. Nein! wie kein Mann! Wie soll ich Ihnen das erklären?

Wenn es so durch das Dickicht brach, sag' ich: „Nun, wenn es uns schlecht geht?“ Sie lachte nur. „Ich bin ja bei dir.“ Sie fürchtete nur um mich.

Zu Hause fieberte sie vor Angst, vor dem Wolf war sie ruhig, wie vor einer Henne, sag' ich Ihnen. Und wie wir uns verstanden.

Ich brauchte beinahe nicht zu sprechen. Sie wußte so mein Auge, jeden Zug, jede Bewegung.

Und doch sprachen wir so gerne.

Wenn das Wild dalag, Irena dabei kniete, es ausweidete, dann saßen wir zusammen und die Welt war uns ein Bilderbuch, das ich meinem Kinde zeigte — und es war doch nicht mein Kind! Aber es war ihr Kind und ich hatte es lieb.

Auch meine Frau liebte das Kind leidenschaftlich; und je mehr es sich an mich hing, um so leidenschaftlicher.

Wenn ich das Kind mitnahm, kniete sie nieder, küßte es und sagte leise: „Bleib' bei mir." Aber es schüttelte den Kopf. Ich lachte und weit weg vom Hause, im tiefen Walde, erinnerte ich mich noch und freute mich, wenn das Kind bei mir war und die Mutter zu Hause nur so verging vor Angst.

Wenn meine Frau dem Mädchen etwas zu nähen gab, that es nur so, legte die Arbeit plötzlich weg, und lief fort — mein Gewehr zu putzen. Oder die Frau sagte ihr was. Das Kind sah auf mich und rührte sich nicht.

Einmal schreit meine Frau auf: „Er ist nicht dein Vater!“

„Dann bist du nicht meine Mutter,“ sagte das Kind ruhig. Sie wird bleich, schweigt fortan und weint nur manchmal. „So ein Unsinn! Wer wird da Thränen vergießen? die Welt ist so lustig!“

Er stürzte das letzte Glas Tokai hinab.

„Lustig! — da sagt — der — der —“ er fuhr über die Stirne — „richtig, der Karamsin — der große Karamsin, er ist eigentlich ein Großrusse — aber das thut nichts — der große Karamsin! — wie sagt er denn nur? — Wissen Sie das nicht?“

Er griff in sein Haar, als wollte er in seinem Kopfe wühlen.

„Richtig! richtig.“

„Alle Weisheit meines Lebens
Hat das Eine mich gelehrt
Lieb' ist sterblich! ganz vergebens
Hoffst du, daß die Liebe währt!

Bist du treu, sie lachen deiner,
Aendern wie die Moden sich,
Aenderst du dich, keift gemeiner
Eifersücht'ger Neid um dich.

Drum vermeide Hymens Falle,
Hoffe nie: ein Weib sei dein!
Aber lieb' und täusche alle,
Um nicht selbst getäuscht zu sein!"

So ist es.

„Hoffe nie: ein Weib sei dein!
Aber lieb' und täusche alle,
Um nicht selbst getäuscht zu sein!"

Da könnte ich Ihnen allenfalls jetzt so meine Abenteuer erzählen.

Alle Frauen sind mein, alle; Bauernweiber, Judenweiber, Bürgerfrauen, Edelfrauen; alle! Blonde, rothe, braune, schwarze, alle! alle!

Abenteuer, Abenteuer, sag' ich Ihnen, Abenteuer, wie — wie was gleich?

Da habe ich jetzt z. B. so ein Verhältniß mit einer jungen Frau. Was die verliebt ist! — Eine Dame, eine ganze Dame!

Aber mir thut der Kopf etwas weh.

Ich habe noch eine Geliebte jetzt. Sie ist das Weib eines Räubers. Ihr Mann ist gehenkt worden, sie selbst — was weiß ich? was kümmert das mich! — Sie kann nicht einmal lesen. Wir reden auch nicht viel zusammen, aber lieben uns — wie die Wölfe!

Immer zehn Weiber auf einmal, oder doch mindestens drei, eine für das Bett, eine für den Geist, und die dritte für das Herz — nein, was sage ich da. Das Herz bleibt aus dem Spiele, ganz aus dem Spiele, sage ich Ihnen."

Er lachte kindlich und zeigte seine herrlichen weißen Zähne.

„Wozu auch ein Herz? der Mann braucht sein Herz für seine Kinder, seine Freunde, sein Vaterland — aber für ein Weib! Ha! ha! Ich bin nie mehr von einem Weibe getäuscht worden, seitdem ich sie alle täusche. Eine lustige Komödie! Man muß ihnen den Mann zeigen. Ha! ha! und wie sie mich lieben, seit ich nur mein Spiel mit ihnen habe. Ich habe sie alle weinen gemacht, alle!"

„Und wie ist Ihr Verhältniß zu Ihrer Frau?" fragte ich, nachdem er lange still war.

„Nun, wir sind artig zusammen," antwortete er. „Manchmal wenn ich — wenn ich so denke — an diese Zeit — an sie — da — da — bekomm' ich Kopfweh — Kopfweh — aber jetzt sind wir lustig! lustig! lustig!"

Er warf die Weinflasche an die Wand, daß der

Jude aus dem Schlafe aufschrak und sich die Gebetriemen über die Nase herabriß.

„So! jetzt ist mir wohl!“ sagte er und knöpfte seinen Rock auf. „Wohl. Lustig!

So ist das Leben. Wenn wir so sind — dann ist uns wohl. Lustig! Lustig!“

Er stellte sich mitten in die Schenke, die Arme kokett eingestemmt und begann den Kosak zu tanzen, indem er selbst dazu die kindlich wilden, bacchantisch schwermüthigen Melodien sang.

Bald saß er nur am Boden und warf die Füße wie etwas Ueberflüssiges von sich; bald sprang er bis zur Decke und drehte sich nur so in der Luft.

Jetzt stand er stille, die Arme auf der Brust verschränkt, und wackelte so traurig mit dem Kopfe. Jetzt packte er ihn mit der Hand, als wolle er ihn hinabreißen, und jauchzte auf wie ein Adler jauchzt, wenn er in die Sonne fliegt.

Plötzlich wurde die Thür aufgerissen und ein alter, würdiger Bauer im braunen Sierak,[27] mit langen, weißen Haaren, melancholischem Schnurrbart und schlauem Auge, trat ein.

Es war Simion Ostrow, der Richter.

Ein wehmüthiges Lächeln glitt über sein fahles Gesicht als er uns erblickte.

„Herren! wie lange seid ihr da?“ sagte er gutmüthig; „gewiß lange? Nun, ich kann nichts dafür.“

„Können wir also fahren?“ fragte der Bojar.

„Gewiß,“ sagte Simion der Richter.

„Freilich ist es eigentlich zu spät,“ fuhr der Andere fort, „ich meine für mich — aber Sie vielleicht. Gott sei mit Ihnen. Bleiben Sie gesund.“

Lustig strich er der Jüdin um das Kinn, das rothe Blut floß ihr ins Gesicht.

Er ging und kehrte noch einmal zurück. Er drückte meine Hand.

„Ah! was denn!“ rief er, „das Wasser kommt mit dem Wasser zusammen und der Mensch mit dem Menschen.“[28]

Ich stand auf der Schwelle, als er davonfuhr. Er grüßte noch einmal, dann war er fort.

Ich wendete mich zu dem Juden.

„O! er ist ein lustiger Mensch,“ jammerte dieser, „ein gefährlicher Mensch, sie heißen ihn Don Juan von Kolomea.“

Anmerkungen zum „Don Juan von Kolomea.“

[1] Kreis und Kreisstadt im östlichen Galizien. Kolomea ist aus Colonia entstanden, denn die jetzige Kreisstadt erhebt sich auf dem klassischen Boden einer ehemaligen römischen Pflanzstadt.

[2] Deutsches (schwäbisches) Kolonistendorf bei Kolomea.

[3] Das ganze östliche Galizien vom San an, ist vorwiegend von Kleinrussen, drei Millionen, bewohnt, welche der unirten griechischen Kirche angehören und mit der Bevölkerung des südlichen Rußlands und den Kosaken ein großes Volk von etwa 20 Millionen bilden, welches sich durch Schönheit der Körperbildung, Adel der Gesichtszüge, geistige Anlagen, Wohlklang der Sprache und seinen Reichthum an Volkspoesie vor allen slavischen Stämmen auszeichnet.

[4] Der Trieb zur Selbsthülfe und Selbstregierung, welchen die südlichen Russen seit uralten Zeiten vor allen anderen europäischen Völkern voraus haben, hat neben der in Rußland geradezu kommunistischen und sozialistischen, in Galizien demokratischen Bauerngemeinde (gromada) die Bauernwache, eine Art Nationalgarde geschaffen, welche von der österreichischen Regierung im Jahre 1846 offiziell anerkannt und im Strafgesetzbuche mit dem Rechte des Gebrauchs der Waffen in denselben Fällen wie die k. k. Truppen und die Gendarmerie betraut wurde. Da die Kleinrussen Gegner der Polen und ihrer Bestrebungen sind, wurde bei allen polnischen Revolutionen der gesammte Sicherheitsdienst auf dem flachen Lande mit glänzendem Erfolge der Bauernwache anvertraut. So auch 1863, wo unsere Geschichte spielt.

[5] Spottname für „Jude."

[6] Kirchensänger, Diak, der Küster und Schullehrer der griechischen Kirche, welcher bei dem Gottesdienste (als Sänger) und in der Gemeinde eine hervorragende Rolle spielt.

[7] Der Kohlhaas der ostslavischen Welt im großen Style. Chmielnicki, ein kleinrussischer Edelmann, von dem polnischen Starosten seiner Landschaft seines Weibes und Besitzthums beraubt, reizte, nachdem er bei der Krone vergebens sein Recht gesucht, die Kosaken zum Kriege gegen Polen, und führte ihre Heere als Hetman wiederholt siegreich bis in das Herz des Landes, das von seinen Schaaren jedesmal vollkommen verwüstet und geplündert wurde.

[8] Ein anderer siegreicher Heerführer der Kosaken gegen die Polen.

[9] padam do nog — ich falle Ihnen zu Füßen — kleinrussischer und polnischer Gruß.

[10] Dem Hasse, welcher zwischen Kleinrussen und Polen besteht, geben am schlagendsten die beiden Sprüchwörter Ausdruck, das polnische: Jak dlugo swiat, swiatem, polak nie byl i nie bedzie rusinowi bratem — So lange die Welt besteht, war und wird nie der Pole des Russen Bruder; und das kleinrussische: tscho lach to wrach. Was Pole ist, ist Feind.

[11] Adel der Kleinrussen, durch sie auch in die Moldau und Walachei verpflanzt, wo ihre Fürsten längere Zeit herrschten.

[12] Sämmtlich Fürsten der Kleinrussen vor deren Vereinigung mit Polen.

[13] Wild graziöser Nationaltanz der Kleinrussen.

[14] Leichter offener Wagen.

[15] Zu Ostern hat jedes Haus in Galizien für Verwandte, Freunde und Bekannte sein „Geweihtes," eine offene Tafel mit zum Theil nationalen Gerichten, welche sämmtlich vorher in der Kirche geweiht werden.

[16] Geh! — Marsch!

[17] Blühende freie Handelsstadt an der russischen Grenze, meist von Juden bewohnt.

[18] Jedes große Haus hat seinen jüdischen Agenten, sein Faktotum, seinen Familienjuden „Faktor" genannt.

[19] Starost, ein Beamter der polnischen Krone, welcher einen dem jetzigen Kreise analogen Bezirk verwaltete, daher sein Name auf den österreichischen Kreishauptmann übertragen wurde.

[20] Frauenjacke.

[21] Ein galizisches Kinderlied.

[22] Altrussisches Heldengedicht von dem Zuge des russischen Fürsten Igor gegen die Polowzer. Ausgezeichnet durch Kraft und Plastik der Darstellung.

[23] So nennt man in Galizien die Zeit, wo sich der Landadel in den Kreisstädten und der Hauptstadt versammelt, um seine landwirthschaftlichen Erzeugnisse — gewöhnlich in vorhinein — an die Händler, meist Juden, zu verkaufen.

[24] Tasche.

[25] Eine eigenthümliche Dichtungsart des kleinrussischen Volkslieds von elegischem Charakter und ergreifender schwermüthiger Melodie.

[26] Langer anschließender Frauenüberrock.

[27] Langer Bauernrock von ungeschorenem Tuche mit Kaputze.

[28] Woda s wodoju sidjat sia a tscholowik s tscholowikom. Kleinrussisches Sprüchwort.

Der Capitulant.

1867.

> Lieb ist nicht Liebe,
> Die Trennung oder Wechsel könnte mindern,
> Die nicht unwandelbar im Wandel bliebe.
>
> Shakespeare. Sonnet 140.

Wer in leichter Gondel im stillen Meere schwimmt, das Element mit sich spielen, die schattenhaft gezeichneten Ufer des festen Landes, der Inseln hinter sich versinken läßt, die Luft über sich, ein zweites Meer mit wogenden Wolken ahnungsvoll schaut, wird mich vielleicht verstehen, wenn ich von der galizischen Fläche, dem winterlichen Schneeocean, der Fahrt in dem flüchtigen Schlitten berichte. Es zieht die Menschenseele wehmüthig sehnsuchtsvoll an, der Ocean wie die Ebene. Nur ist der Flug im Schlitten rascher, adlerhafter — während sich der Kahn im Wasser wie eine Ente in der Luft wälzt — nur ist die Farbe der unendlichen Fläche, ist ihre Melodie ernster, düsterer, drohender, man sieht die Natur in ihrer Nacktheit, den Kampf des Daseins, man fühlt den Tod näher, man empfindet seine Atmosphäre, man hört seine Stimmen.

Mich lockte der lichte Winternachmittag hinaus. Ich hatte die Fahrt beschlossen, mein Fuchs war krank, nicht jedes Pferd geht gut im Schnee, ich ließ den Mausche Leb Kattun kommen, einen großen Kutscher vor dem Herrn, und seine verläßlichen Pferde vor meinen Schlitten spannen. Der Tag war prächtig, die Luft stand still, auch das Licht, die goldenen Sonnenwellen zitterten nicht im leichten Dunste der Erde. Luft und Licht waren ein Element. Auch im Dorfe war Alles still, kein Ton verrieth die Bewohner der schweigsamen Strohhütten, nur die Sperlinge flogen an den Zäunen in Schaaren auf und schrieen.

Weiter stand ein kleiner Schlitten mit einem hinkenden Pferdchen bespannt, nicht größer als ein Fohlen; auf dem führte ein Bauer Holz aus dem Walde, sein halbgewachsenes Mädchen rief ihn und watete mit bloßen Füßen durch den ellenhohen Schnee nach einem kleinen Scheite, das er verloren hatte.

Wie wir den kahlen Berg hinabflogen mit klingenden, hellen Glöckchen, lag die Ebene vor uns, unermeßlich, unfaßbar, unendlich. Der winterliche Hermelin gab ihr die höchste Majestät. Sie war ganz

von ihm bedeckt, nur die kahlen Stämme der niederen Weiden, entfernter einzelne langarmige Heidebrunnen, in der Ferne ein paar verlorene rußige Hütten, zeichneten sich schwarz auf dem weißen Schneepelz.

Mausche Leb Kattun schüttelte sich und schrie. Der erste Blick in die Ebene wirkte bei ihm wie schnelles Gift; seine palästinische Phantasie begann in biblischen Phrasen zu reden, sie kam mit einem einzigen Flügelschlag aus der Region der Pelzthiere in jene der Palmen und Cedern; es warf ihn auf dem Bocke wie einen Fieberkranken, er grub in seinem Hirn nach tausend Bildern für das eine Unfaßbare, das ihn quälte, er spuckte die Gleichnisse zu Dutzenden aus, bis ich ihn schweigen hieß. Jetzt murmelte er vor sich hin. Ich weiß nicht, ob er das Gespräch mit sich selbst fortsetzte, ob er betete? ob er endlich das Gleichniß gefunden? ein unendliches weißes Papier, auf das er seine unendlichen Rechnungen schrieb und zählte, und zählte.

Wir flogen auf der festen Bahn dahin.

Drüben lag ein Hof, hinter ihm ein Dörfchen; der Schnee hatte Alles versilbert, die elenden überhangenden Dächer mit Silber gedeckt, die kleinen

Scheiben mit silbernen Blumen, jede Rinne, jeden Brunnen, jeden verkrüppelten Obstbaum mit silbernen Quasten behängt. Hohe Wälle von Schnee umgaben jede Wohnung. Da hat sich der Mensch seine Gänge gegraben wie der Dachs oder Fuchs. Der leichte Rauch, der aus dem Dache emporsteigt, scheint in der Luft zu frieren. Große silberne Pappeln stehen um den Hof. Hie und da flattern Stäubchen Reifes wie Schwärme diamantener Mücken empor und ziehen — ein Miniaturgewitter — tausend kleine Blitze sprühend, durch die Luft.

An dem Ausgange des Weilers jagen Bauernbuben mit weißen Köpfen und rothen Backen, halbnackt im Schnee. Sie bilden einen Mann daraus und stecken ihm eine lange Pfeife in das breite Maul, wie der Edelmann sie raucht. Da sitzt ein junger Bauer auf einem Handschlitten und ein paar hübsche Mädchen mit langen braunen Zöpfen und vollem Busen in dem gebauschten weißen Hemde ziehen ihn über Stock und Stein. Der Muthwille steigt wie eine jubelnde Lerche über ihnen empor. Wie sie lachen! und er lacht noch toller und hat die Mütze verloren.

Wir flogen dem Wald vorbei.

Wo ist seine Melodie? Heiser bellt der Fuchs und die Dohle schreit. Das bunte rothe Blattwerk ist oben einförmig mit Schnee umhüllt. Wald und Himmel umfließt ein rosiger, feuchter Duft. Vor uns liegen nur noch beschneite Hügel wie die starren Wogen eines weißen Meeres. Wo der weiße Himmel in dasselbe taucht, lagert sich ein Glanz. Nur jenes Auge kann ihn sehen, das in die Sonne schauen kann. Hinter uns versinkt das Dorf, der rothe Wald; die letzten Spitzen der kahlen Berge leuchten noch einmal auf, auch sie versinken wie Hügel und einzelne Bäume. Die unbegrenzte Ebene hat uns aufgenommen. Vor uns nichts als Schnee, hinter uns Schnee, über uns wie Schnee der weiße Himmel, um uns die tiefste Einsamkeit, der Tod, die Stille. — —

Wir glitten dahin wie im Traume. Die Pferde schwammen nur im Schnee, der Schlitten folgte lautlos. Seitwärts lief eine kleine graue Maus über das Schneefeld. Weit und breit blickte kein Schornstein, kein hohler Baumstamm, kein Maulwurfshügel hervor und sie lief so behutsam emsig vor sich hin.

Wohin? Jetzt war sie noch ein kleines dunkles Pünktchen. Dann war es wieder einsam um uns. Es schien, daß wir nicht vorwärts kamen. Es veränderte sich nichts vor uns, nichts hinter uns, nicht einmal der Himmel. Er steht starr, wolkenlos, einfarbig, wie frisch mit Kalk getüncht, er bewegt sich nicht, er schimmert nicht einmal. Nur die Luft wird immer abendlicher, schärfer, sie schneidet wie Glas.

Mausche Kattun hat sich eben geschnitten, er greift erschreckt in den Schnee, reibt sein Ohr und zieht dann die Klappe seiner Mütze darüber. Am Ende steht unser Schlitten wie ein Fahrzeug in dem stillen Meere, das sich bewegt, ohne von der Stelle zu kommen. Wir glauben nur zu fahren, nichts hinter uns, nichts vor uns, wie wir zu leben glauben. Denn leben wir? Heißt nicht leben, sein? und nicht mehr sein — nie gewesen?

Da fliegt ein Rabe, er segelt mächtig mit schwarzen Fittichen, schweigsam mit offenem Schnabel. Jetzt flattert er um einen Schneehügel. Ist es ein Schotterhaufe, ist es ein verlorener, versunkener Heuschober, in dem er Mäuse wittert? Nein. Er fliegt halb, halb hüpft er um denselben, er hinkt

im Fliegen und flattert im Gehen, besieht ihn von allen Seiten, steht dann oben und hackt hinein. Es ist ein Aas. Dort kommt auch schon der Wolf mit zottigem Nacken, er hebt die Schnauze und zieht Luft, dann trabt er heran. Wie er es erreicht, riecht er dazu, sieht den Vogel an, winselt und wedelt wie ein Hund, der seinen Herrn wiederfindet. Der Rabe steht oben, heiser, lustig und schlägt mit den Flügeln. „Komm Bruder, es ist genug da für uns Beide.“ Wie sie sich anlachen, die Spitzbuben.

Indem die Sonne sinkt, wird sie allmälig tief unten als eine glänzende Dunstkugel sichtbar. Sie geht nicht unter, sie sinkt in den Schnee. Er zerfließt wie geschmolzenes Gold, goldene Wellen spielen bis zu uns, wunderbare Farben laufen über den Schnee, der mit flüssigem Silber besprengt ist. Jetzt verlöscht sie. Die tausend Lichter, welche sie ausgeworfen hat, rinnen zusammen, werden blaß, noch schwebt ein leichter, rother Hauch in der Luft, dann löst auch er sich auf, Alles ist wieder farblos, kalt und unbeweglich.

Nur einen Augenblick.

Dann stößt die Luft aus Osten plötzlich scharf und eisig gegen uns.

In der Ferne schwamm ein Schlitten, die flüchtigen Luftwellen trugen den wimmernden Ton seines Glöckchens herüber, dann verschlang ihn der aschfarbe Nebel, welcher an dem Horizonte eilig aufstieg, sich zusammenballte und wogte. Es wurde rasch dunkel, formlose, weißgraue Wolken umspannten den Himmel, eine furchtbare Armada, Segel an Segel. Jetzt schlägt der Wind hinein und bläst sie auf, sie schwimmen näher, theils kommen sie heran, theils fahren wir in sie hinein. Abendliche Dünste lodern hervor und lösen sich in leichte Schatten auf.

Der Jude hält seine Pferde an.

„Es kommt ein Sturm," sagt er mit besorgtem Antlitz; „der Schnee kann uns verwehen, es ist näher nach Tulawa als zurück. Was meinen Sie, Herr?"

„Also fahre nach Tulawa."

Er knallte zweimal mit der Peitsche über den Köpfen seiner Thiere.

Wir flogen weiter. Zerrissene Nebel schwirrten wie Vögel mit großen matten Fittichen um uns.

Dort ist das Heiligenbild auf steinernem Pfahl, hier wendet sich der Weg nach Tulawa zur Rechten.

Schon schlägt uns der Wind mit beiden Fäusten in den Nacken, er heult mit entsetzlichen, jammervollen, wahnsinnigen Stimmen, er stößt von der Höhe herab in den Schnee, wühlt ihn auf, zerschlägt die großen Wolken, wirft sie zur Erde in flockigen Klumpen und droht uns damit zuzudecken. Die Pferde nehmen die Köpfe zwischen die Beine und schnauben. Der Sturm weht weiße Wirbel auf bis zum Himmel empor, kehrt die Ebene mit weißen Besen und kehrt ungeheure Kehrichthaufen zusammen, in denen er Menschen und Thiere, ganze Dörfer begräbt.

Die Luft brennt als wäre sie glühend, sie ist fest geworden, vom Sturm zerbrochen fliegt sie in Stücken umher und dringt, wenn man Athem holt, gleich Glassplittern in die Lunge.

Die Pferde können nur langsam vorwärts, sie graben sich durch Schnee, Luft, Wind.

Der Schnee ist ein Element geworden, in dem wir mit aller Anstrengung schwimmen, um nicht zu ertrinken, das wir athmen, das uns zu verbrennen

droht. In der furchtbarsten Bewegung wird die Natur starr und eisig. Wir selbst sind nur Theile der allgemeinen Kälte und Starrheit. Man begreift, wie das Eis eine Welt begraben hält, wie man aufhört zu leben ohne zu sterben, ohne zu verwesen. Ungeheure Elephanten, riesige Mammuths liegen darin unversehrt aufgespeichert für die Suppentöpfe fleißiger Gelehrten. Man erinnert sich an vorweltliche Diners und lacht. Man wird überhaupt lachlustig. Kitzeln reizt ja zum Lachen und die Kälte kitzelt furchtbar, ununterbrochen, grausam. Scheintodte in der Nase gekitzelt nießen und werden dann lebendig. Alles friert. Die Gedanken hängen wie Eiszapfen am Gehirn, die Seele bekömmt eine Eisdecke, das Blut fällt wie Quecksilber. Man denkt nicht mehr seine Gedanken, man fühlt nicht mehr wie Menschen fühlen, Moral und Christenthum hängen uns wie erstarrter Nebel in den Haaren, das Elementarische an uns wird gewaltsam herausgekehrt. Wie zornig werden wir, wenn uns ein Nagel nicht in die Wand will, wir zerschmettern ihm wohl mit einem Streich das metallene Haupt, wir werfen einen engen Stiefel in die Ecke und überhäufen ihn mit den merkwürdig-

sten Schimpfworten. Hier ist es ein Kampf um das Dasein, aber man kämpft ihn wie ein Element geduldig, stumm, resignirt, beinahe gleichgültig. Jenes Leben, das wir so sehr lieben, ist erstarrt, wir sind ein Stein, ein Stück Eis, eine erstarrte Luftblase mehr in dem Kampf der Elemente.

Man beobachtet den eigenen Puls wie einen fremden. Ein weißer Vorhang trennt uns von unseren Pferden, der Schlitten trägt uns im Sturme wie ein Kahn ohne Ruder, ohne Segel — er steht beinahe still.

Der Orkan heult eintönig fort, die Luft brennt, der Schnee wirbelt; Raum und Zeit verschwinden. Gehen wir vorwärts? stehen wir? Ist's Nacht — ist's Tag?

Langsam ziehen die Wolken gegen Abend. Langsam schnauben die Pferde wieder, jetzt tauchen sie auf, den Rücken voll Schnee — es fallen dichte Flocken, die Erde ist ellenhoch von ihnen bedeckt, aber man sieht wieder und kommt vorwärts. Der Sturm keucht nur noch und wälzt sich winselnd im Schnee, die Nebel liegen wie grauer Schutt am Boden. Wo sind wir?

Ringsum Alles verweht, kein Weg, kein Schotterhaufen, kein hölzernes Kreuz, das ihn weist, die Pferde waten bis an die Brust, nur in der Ferne noch einzelne verlorene Töne des Sturmes. Wir stehen, gehen wieder vorwärts, der Jude fegt seinen Thieren den Rücken mit dem Peitschenstiel. Zwei Raben fliegen vorbei, lautlos, die schwarzen Flügel kaum bewegend. Der Schneefall verschlingt sie. Die Pferde schütteln sich und gehen rascher. Es fallen nur leichte wässerige Flocken. In der Ferne aber ist noch Alles umhüllt. Wieder halten wir, berathen.

Die Nacht bricht an, trübe, wolkige Dämmerung breitet sich aus, wickelt uns immer mehr ein. Der Jude peitscht die Pferde, sie werfen die Füße in immer rascherem Tacte. Da liegt ein glührother Streifen am Horizont. Wir wenden uns auf ihn zu. Jetzt war es, als sei der rothe Mond auf die Erde gefallen und liege da im Schnee und verlösche; es loderte empor und beleuchtete starke dunkle Schatten.

„Es ist die Bauernwache beim Birkenwäldchen,“ sagte der Jude, „und hinter dem Wäldchen liegt Tulawa.“

Wie wir näher kamen, stand das kleine Birken-

wäldchen wie eine dunkle Wand gegen uns, stellenweise grell beleuchtet von dem ungeheuren Feuer, das die Bauernwache am Rande desselben emsig unterhielt. Das Feuer lag im Halbkreise gegen den Wald, so daß der Wind, der hie und da gegen die kleinen Birken stieß, die Flammen nach außen trieb. Der Rauch zog langsam gegen den Wald, wo er stückweise an den Bäumen hängen blieb und leise verflog.

Ein warmer leuchtender Dunst lag um das Feuer; die an demselben Wache hielten, tauchten jetzt wie Schatten darin auf. Der Jude winkte ihnen.

Sofort versanken sie wieder, nur Einer kam uns entgegen.

„Es ist der Balaban," sagte Leb Kattun. „Kennen Sie ihn nicht? Es ist der Capitulant." [1]

Es war ein verabschiedeter Soldat, der Feldhüter der Gemeinde Tulawa, ein in seiner Gegend besonders angesehener pflichttreuer Mann. Ich hatte mehr als einmal von ihm gehört, aber bisher keine Gelegenheit gehabt, ihn kennen zu lernen, ich betrachtete ihn daher mit einigem Interesse. Seine hohe Gestalt und Haltung, sein Kopf, seine freie,

maßvolle Bewegung machten mir sofort einen ganz bestimmten Eindruck von Festigkeit. Sein Gruß war artig aber nicht demüthig.

„Hat Ihnen der Sturm viel gemacht?“ fragte er und sah nach den Pferden. „Nun, ich will hoffen, der Kutscher hat seine Schuldigkeit gethan?“

Alles wie ein Cavalier, bei dem man einkehrt, mit ebensoviel Grazie als Würde. Mit einer vornehmen Handbewegung lud er mich zu dem Feuer ein. „Die Pferde sind matt, schwitzen,“ sagte er; „dann die Finsterniß — Sie werden rasten müssen.“

„Das wollen wir auch,“ entgegnete ich, denn mich zog die Gesellschaft am Feuer an, und der Capitulant. Wie der mich führte, lief ihm ein Bube entgegen.

Dem strich er mit der Hand sanft über den weißen Kopf. Da war es nicht derselbe. Ich sah, das ist ein Mensch, mit dem man nicht auf den ersten Blick fertig ist.

Die Leute am Feuer standen auf.

„Nun, was macht Ihr da?“ sagte ich.

Alle blickten auf den Capitulanten.

„Die Gutsbesitzer aus der Nachbarschaft,“ sagte

dieser ernst, „wohl noch andere Polen, fahren heute nach Tulawa in den Hof des Herrn. Sie haben dort gewiß Emissäre[2] und Schriften und verabreden sich. Mancher kommt ohne Paß. Man muß also seine Schuldigkeit thun. Vielleicht kommt etwas zum Vorschein. Das ist die ganze Historie.“

„Ja, wir halten Wache!“ sagte der Bub.

„In diesem Sturm!“ rief ich.

„Nun, man thut seine Schuldigkeit!“ antwortete der Capitulant; „wenn wir sie übersehen im Schneegestöber, waren wir doch da.“

Er verstand also gar nicht, daß ihn der Kampf der Elemente, die Gefahr abhalten könnten zu thun, was er für seine Pflicht hielt; das war merkwürdig.

Er nahm die Pferde bei der Mähne vorne und führte den Schlitten an das Feuer, zog eine Decke aus demselben und breitete sie für mich aus.

„Die Erde ist trocken,“ versicherte er. „Wir liegen seit früh da und unterhalten ein Feuer, bei dem man einen ganzen Ochsen braten könnte.“

Es lag die Asche auch mehrere Schritte weit herum und war ganz warm. Die Flammen standen aufwärts oder schlugen aus dem Kreise, in dem

wir uns lagerten. Die Schneeflocken kamen wie silberne Falter und sanken mit versengten Flügeln in die Gluth.

„Auch die von Zawale kommen,“ bemerkte der Bub.

„Freilich, die hübschen Frauen machen alle gerne Revolution,“ sagte ich.

„Kommt sie auch, die Frau?“ fragte der Jude, und seine Finger trommelten auf der Achsel des Capitulanten.

„Was weiß ich,“ sagte dieser und machte eine Bewegung mit dem Kopfe wie ein Pferd, das eine lästige Fliege fortscheuchen will. Einen Augenblick leuchtete in seinem Auge etwas Verstecktes, Außerordentliches auf, während sein Gesicht unverändert blieb; dann starrte er in den Rauch, der gegen die Birken zog.

Es war ganz stille, nur der Wind blies leise in das Feuer. Ich legte mich auf das Ohr und sah mir die Leute an.

Ich kannte den Bauer, welcher mit der Sense an der Waldecke Wache hielt und von Zeit zu Zeit herankam, mehr um zu hören, was die am Feuer

sprachen, als sich zu wärmen. Er hieß Mrak und hatte das entschlossene, ernsthafte Gesicht, wie man es bei unsern Bauern gewöhnlich sieht.

Ein anderer, der mir zunächst am Feuer hockte, war mir fremd. Es war ein grämlicher Kerl im haarigen mausfarbenen Sierak,[3] sein Kopf wie ein Fallschirm, oben spitz, unten breit, trug ein kleines Mützchen von schmutzigweißem Lammfell. Wie ich ihn von der Seite sah, schien er mir wie schlecht ausgeschnitten aus altem, schäbigen grauen Pappendeckel, seine Nase besonders lang, spitzig, dünn und filzig. Der Mund war in der Scheere geblieben, das Kinn wie verloren in den Hals. Auch der Faltenwurf seines farblosen Gesichtes war so ungeschickt, der ganze Mensch wie zerkrüppelt; das Feuer übertrieb noch seinen Schattenriß und warf ihn unwiderstehlich komisch in den Schnee.

Neben ihm lag Einer platt auf dem Bauche, den der kleine pudelblonde Jur Vetter Mongol nannte. In der Nähe liegt ein Schlachtfeld, auf dem eine Horde der Tartaren vor mehr als zweihundert Jahren eine blutige Niederlage erlitten hat. Mit den Gefangenen wurden verwüstete Dörfer

bevölkert. Ich kann leicht wetten, daß unser Mongol von da abstammt. Er ist nicht halb so lang als der ganze ausgereckte Pappendeckelmann, aber der kleine Topf steht fest. Der bloße Nacken schwillt ihm voll Kraft, er liegt in leinener Hose und Leinwandkittel, die offene Brust in der heißen Asche, die nackten Beine im Schnee. Auch an dir Bruder Mongol ist Alles lüderliche Arbeit, wie haben sie dir nur die breiten Hüften und die mächtige Brust so zusammengeschoben; und erst dein Gesicht, oder was du dafür ausgibst! Da haben sie dir ein paar so elende kleine Löcher gemacht für deine lebhaften schwarzen Augen, daß deine Haut dafür beim Maul die abscheulichsten Falten macht, die Augen schief hinab geschlitzt und die kleine Nase nach oben gedrückt, mit Nasenlöchern, wovon eines genug wäre für deine beiden Augen. Dafür bist du auch gelb wie der Neid in der Zauberposse und ziehst die gewirkte Tschapka[4] über das dünne drahtsteife schwarze Haar bis an die spitzen langen Ohren hinab.

Die Hauptperson war offenbar der Capitulant, Frinko Balaban.

Wie alt er war? Wer wollte das genau bestimmen, aber er war ein Mann.

Ein Mann, der nicht zu übersehen war — im Gliede so wenig als in der Gemeinde, als hier am Feuer der Bauernwache. Ein brauner erdfahler Rock von einem schwarzlackirten Pas [5] gehalten, kleidete ihn schlank und stattlich. Er hatte ihn bis oben zugeknöpft, hatte der Einzige ein verblichenes altes Tuch um den Hals geschlungen, und die abgenutzte blaue Soldatenhose städtisch über dem Stiefel. Am Gurt hing ihm der Tabaksbeutel aus einer Schweinsblase, aus dem er die kleine Pfeife stopfte, und das lange Messer. Die andern waren mit Sensen und Dreschflegeln bewaffnet, er hatte eine einläufige Flinte quer über die Kniee gelegt. Neben zwei Dienstzeichen hatte er noch ein drittes Band auf der Brust. Die runde hohe Lammfellmütze verlieh seinem feinen Kopfe die Würde eines Rabbi und die Wildheit eines Janitscharen, sie half dem kurz geschnittenen braunen Haar ein merkwürdiges Antlitz einrahmen, ein Antlitz mit sanften Linien, feiner Nase, feinem Munde, von dem Felddienst mit jener schönen Bronce überzogen, welche mit den beiden wehmüthigen

Linien des Mundes und dem herabhängenden Schnurrbart unserem Soldaten ein so eigenthümliches Gepräge gibt. Aber sein ehrliches Auge war unter den festen Brauen so versunken, so feucht wie mit Thränen gefüllt, es blickte ruhig, erkenntnißvoll, daß es Einem wehe that. Das war es und die Stimme. Der ganze Mann war so fest, soldatisch und in ihm klang Alles wie zerbrochen, die Töne kamen zerschellt aus seiner Brust und seine Redeweise hatte etwas Monotones, Feierliches. So mögen die christlichen Märtyrer auf dem Rost gesprochen haben und im heißen Sande der Arena.

Dann hatten sie auch einen Hund am Feuer; einen gewöhnlichen Bauernhund von unbestimmter Farbe, mit einer Halskrause von dunklen Haaren und einem hübschen Fuchskopfe. Er schlief, die spitze Schnauze auf den vorderen Pfoten gebettet, in der warmen Asche und bewegte nur leise den Schweif, wenn die wehmüthige Stimme des Capitulanten an sein Ohr schlug.

Alle, die Wache hielten, sprachen leise, ernsthaft; nur der Jude schwatzte.

„Ich wüßte eine Frau für Euch,“ neckte er den

verabschiedeten Soldaten, „eine hübsche Wittwe, ich weiß, Ihr haltet darauf, wirklich hübsch und eine große Wirthschaft, was auch hübsch ist. Was meint Ihr? Sie hat auch schon nach Euch gefragt!“

Er sah Alle im Kreise der Reihe nach an, aber keiner beachtete ihn. Leb Kattun schien jetzt erst recht gesprächig werden zu wollen. Er bürstete Balaban mit der Hand den Rücken und rief: „Gott, Gerechter! Ihr wollt ja kein Weib!“

Er kniff dabei ein Auge ein und blickte pfiffig auf die Bauern.

„Er hat es geschworen, so ein Mann, er hat es geschworen, er nimmt kein Weib!“ —

Der Capitulant sah ihn über die Achsel an, daß der Jude hustend zum Schlitten ging und sich, den Rücken gegen das Bauernvolk, auf den Bock setzte. Hier schlenkerte er eine Weile mit den Beinen, rechnete, betete und schlief endlich ein. Wie er die Absätze tactvoll an das Holz schlug, hatte er den Hund geweckt.

„Ruhig Pollak!“ sagte der Knabe.

Der Fuchskopf sah auf den Capitulanten und als der schwieg, stand er auf und ging, die Hinter-

füße nachdehnend, zu mir, beroch mich, ging zu dem Schlitten, beroch die Pferde. Sie senkten die Köpfe zu ihm hinab, er hob die Schnauze zu ihnen, leckte ihnen den gefrorenen Dunst vom Maul, wedelte und winselte freundlich. Jetzt hob er die Nase, zog an und schritt feierlich zu dem Juden, beschnüffelte ihn, drehte sich sofort um, und hob den Fuß — Dann kam er gegen die kalte Luft, nieste und zog sich eilig an das Feuer zurück, wo er seine Nase in der warmen Asche begrub. —

„Dort kommt ein Mann über den Schnee herüber gelaufen," rief plötzlich der Bauer, welcher an der Waldecke Wache hielt und deutete hin. Wir blickten Alle hinüber, nur der Capitulant blieb stille sitzen.

„Was wird es geben," sprach er ruhig, kehrte den Kopf etwas hin und lächelte. „Kennt Ihr ihn nicht?" —

„Ah, das ist ja der Kolanko," versicherte der Pappendeckelmann in weinerlichem Ton. Dabei kratzte er sich hinter dem Ohre und sah sehr unglücklich aus.

„Der hat uns noch gefehlt," rief vorwitzig der Knabe Jur, die Arme wichtig auf der Brust verschränkt.

Der Capitulant machte eine verächtliche Bewegung mit der flachen Hand nach abwärts und wendete sich zugleich zu mir.

„Sie müssen wissen, Herr," sprach er ernst, „das ist ein alter Mann von mehr als hundert Jahren, ein seltsamer Mann, ein erfahrener Mann, ein kluger Mann, nur etwas schwatzhaft, kindisch jetzt, er lacht ohne Ursache und weint auch wohl ohne Ursache. So kindisch wie man halt mit hundert Jahren ist."

Da war er selbst und überhob den Capitulanten jeder weiteren Erklärung; ein kleines flinkes Männchen mit schlotterigen Beinen und Armen, eingefallener Brust, trockenem gelben Halse, einem alten gelben Gesichtchen, an dem nichts mehr lebendig war, als die grauen kleinen Augen, welche tief in ihre Höhlen zurückgesunken, um so eifriger Alles zu durchdringen und einzusaugen schienen.

Er hat tüchtige Stiefel, warme Beinkleider, einen langen schmierigen Schafpelz, eine Mütze aus einem dreifarbigen Katzenbalg, und hielt einen rothgestreiften Federpolster wie ein Kind in den Armen und so rasch sprach er mit seinem zahnlosen Munde, daß man ihn nicht immer verstehen konnte.

„Hab ich euch, ihr Aalfische!“ rief er zuerst kichernd, hierauf beklagte er sich über Etwas, was mir entging, später hörte ich, wie er den Capitulanten lobte.

Zu ihm setzte er sich dann auch, und sah Jedem einige Zeit ins Gesicht, der Reihe nach wie wir am Feuer saßen, bis er zu mir kam, da reckte er den kleinen zusammengeschrumpften Hals aus, zog die Augenbrauen empor, stand auf, verneigte sich dreimal und setzte sich wieder.

„Der gnädige Herr wird nicht wissen, was er aus mir machen soll,“ kicherte er und schluckte wieder einige Worte hinab. „Sehen Sie, ich bin ein alter Mann, dem Alle gestorben sind. Wie Sie mich da sehen, bin ich allein wie das Kind im Mutterleibe. Voriges Jahr habe ich noch einen Raben gehabt, der, meinte ich, würde mit mir aufwachsen, es hat ihn aber auch beim Flügel erwischt. Nun ist in meiner Hütte Keiner, als ich. Wer will bei einem alten Manne bleiben? — Und dann ich selbst schlafe auch nicht. Das ist so eine Sache, wenn man alt ist. Es fällt einem Vieles ein. Ich fürchte mich allein in der Nacht, ja — ja,“ er

lachte, so daß die Luft ihm durch die Nase pfiff. „Da bekommt der Nebel Füße und der Schnee Hände, mit denen er an Fenster und Thüre klopft, und der Mond ein Gesicht und Augen, große Augen wie ein Verrückter, und fragt allerhand, der Narr, was unsereins nicht beantworten kann!“

Er spuckte kräftig aus.

„Sehen Sie, da stehle ich mich jederzeit fort, Herrchen, und laufe hin, wo ich weiß, daß Leute sind.“

Der alte Mann unterhielt mich.

„Unter Menschen ist es Euch also wohl?“ fragte ich.

„Eigentlich langweile ich mich da vielerseits.“

Der Pappendeckelmann sah ihn entrüstet an.

„Nun ich sage ja gar nichts,“ fuhr Kolanko fort. „Aber es gibt nichts, was ich nicht schon gehört hätte. Ich weiß Alles. Alles. Und wenn einmal etwas Neues dabei ist, was liegt etwa daran, daß Iwan es etwas dümmer angestellt hat als Basyl, da er seines Freundes Frau verführen wollte. Geht mir. Ihr seid auch solche Neulinge. Der Capitulant ist der Einzige, dem es noch der Mühe werth

ist, zuzuhören, deßhalb bin ich zu Eurem Feuer gelaufen."

„Also langweilt Euch das Leben," sagte ich etwas neugierig.

„Allerdings."

„Und wünscht Ihr Euch den Tod?"

„Den wirklichen Tod? Ja."

„Was nennt Ihr den wirklichen Tod?"

„Einen Tod, Herr, der ausgibt, der einen lebendigen Mann todt macht für immer, nicht aber, daß er eine Weile in der Erde liegt und dann seine Glieder zusammensuchen kann und von vorne anfangen."

„Er fürchtet das ewige Leben," sprach der Pappendeckelmann, den Kopf zu mir neigend.

Wir sahen Alle den Alten an. Ich war gespannt, ihn zu hören; denn unsere Bauern sind, ohne je ein Buch gesehen, einen Federzug gemacht zu haben, geborene Politiker und Philosophen. Es ist orientalische Weisheit in ihnen wie in den armen Fischern, Hirten und Straßenbettlern von Tausend und einer Nacht, bei denen Harun al Raschid einkehrt. Ich erwartete zu hören, was man nicht

alle Tage hört und weder in Hegel noch Moleschott liest.

„Was habt Ihr denn eigentlich an diesem Leben?“ sprach der Alte leise und deutlich, „Ihr Neulinge, Ihr könnt so wünschen fort zu leben, Ihr jungen Leute. Einer, der wie ich Alles gesehen hat, was ein Mensch sehen kann, Alles erfahren, Alles gelitten hat, was ein Mensch nur leiden kann — der freilich“ — er versank in Nachdenken.

„Das ewige Leben müßte gewiß entsetzlich langweilig sein,“ sagte er hierauf, „aber ich kenne Etwas, was mir noch furchtbarer wäre.“

„Das wäre?“ —

„Wieder geboren zu werden.“ Er lachte laut.

„Das ist mir wahrlich noch nie eingefallen,“ sagte der Pappendeckelmann bedächtig, „der alte Mann hat Recht.“

Der Capitulant starrte in das Feuer mit verglasten Augen wie ein Erfrorener. Der Alte stieß ihn mit dem Ellenbogen.

„Nun, was sagst du?“

„Gott soll mich bewahren,“ sprach ernst der

Capitulant. „Ich will nicht wieder geboren werden!“ „Sehen Sie also Herrchen,“ begann der Alte wieder, „ich denke mir etwa: du langweilst dich so genug mit deinen hundert Jahren im Leibe, aber es nimmt einmal ein Ende. Wenn du dich aber im ewigen Leben zu langweilen beginnst, da gibt es keine Rettung. Nehmen wir an, Leute! das wäre wirklich Alles so mit dem Himmelreiche. Also gut. Anfangs Herrchen, wäre Alles so zu sagen angenehm, es fehlte nicht an spassigen Gesprächen, erzählt mir der heilige Sebastian, wie die Türken auf ihn mit gefiederten Pfeilen geschossen und ihn angenagelt haben wie eine Eule, wie er aber nicht ganz todt war und eine Wittwe ihn gerettet hat in ihr Haus und wie er dann wieder dem Heidenkaiser entgegen ging und sagte: du Hundsblut! und dann noch einmal erschlagen wurde. Dann erzählt mir der heilige Bischof Polykarp von der tüchtigen Antwort, die er einem Heiden, so einem römischen Feldmarschallieutenant gab und wie er dann auf dem Scheiterhaufen gebraten wurde und der heilige Vincenti beschreibt mir, wie er auf den schneidenden Scherben gebettet war. Aber endlich erzählt mir

der heilige Sebastian zum tausendstenmale von den Pfeilen, und der heilige Vincenti zum tausendstenmale von den schneidigen Scherben und dann — nicht schlafen können! Im Schlafe ist der Mensch doch für einige Zeit todt. Und dann kann man doch gähnen, aber der Teufel weiß, ob die reinen Geister auch gähnen können."

„Ihr seid munter," sagte ich, „glaubt Ihr, daß Ihr es noch weit bringt über hundert?"

„Ja, leider, leider," entgegnete er. „Wenn man so hundert Jahre geschaut hat, Herrchen, wie es aussieht in diesem Leben, hat man allenfalls genug. Man möchte lange, lange schlafen und wenn es sein könnte, nicht mehr aufwachen."

Er versank in Gedanken und schaukelte seinen Federpolster vor sich hin. „Mit dem Himmel, Herrchen, kann das nur ein schlechter Spaß sein. Sehen Sie, dahier muß Alles was lebt, so Thier als Mensch, wie verzweifelt thun, nur um weiter zu leben und Eines mordet das Andere, und Eines lebt vom Anderen, und da drüben sollten so viel Faullenzer gefüttert werden? Wenn es ein ewiges Leben gibt, Herr, so heißt es dort wieder arbeiten,

entbehren, leiden. Man sollte beten statt: Erlös uns von dem Uebel — erlös uns von dem Leben."

„Glaubt Ihr an kein zweites Leben?" fragte still der Capitulant; seine Stimme zitterte bei der Frage.

„Ich sage gar nichts," erwiederte Kolanko, indem er mit dem Finger in seiner Nase herumstocherte. „Die heilige Schrift aber ist ein Buch, das Gott selbst geschrieben hat. Der Diak wird's doch wissen. Sagt der Diak, kommen Stellen vor, man sieht, der liebe Gott hat es damals noch selbst nicht gewußt, ob es ihm gelungen ist, die Menschenseele unsterblich zu machen. Da steht geschrieben: es geht dem Menschen wie dem Vieh, wie dies stirbt, so stirbt er auch, und haben alle einerlei Athem, und der Mensch hat nichts mehr denn das Vieh. Nun seht Ihr, der liebe Gott wird's doch wissen. Und dann steht geschrieben: Es fährt Alles an einen Ort, es ist Alles von Staub gemacht und wird wieder zu Staub. Wer weiß, ob der Geist des Menschen aufwärts fahre und der Athem des Viehs unterwärts unter die Erde fahre. Darum sah ich, daß nichts Besseres ist, denn daß der Mensch fröhlich sei in seiner Arbeit, das ist sein Theil, denn

wer will ihn dahin bringen, daß er sehe, was nach ihm geschehen wird. — So steht es geschrieben, Wort für Wort."

„Nichts Besseres, als daß der Mensch fröhlich ist bei seiner Arbeit," rief der Capitulant. „Seine Pflicht muß man thun. Das ist das Beste. Was will man sonst auf dieser Welt?"

Mich beschäftigte der Alte vorläufig mehr als der Capitulant.

„Hört, Freund," wendete ich mich zu ihm. „Ihr habt also den Wunsch für immer zu sterben, und der Tod flößt Euch nicht die mindeste Furcht ein?"

„Doch! doch! Herrchen," nickte er kichernd, „ich fürchte mich ganz entsetzlich vor dem Tod." —

„Wie das?" —

„So zum Beispiel; wie ich da lebe, habe ich doch eine Hoffnung, es nimmt einmal ein Ende; ist das wahr?"

Es war mir, als blicke er mir dabei mit seinen kleinen grauen Augen bis in die Tiefe der Seele hinein.

„Wenn aber der Tod kommt, dieser Augenblick,

auf den ich mehr als hundert Jahre so schwer warte und ich lebe dann weiter .... dann ist Alles aus."

Der ganze Kreis lachte.

„Ich bitte den Herrn!" fuhr der Alte schnell fort, „sehen Sie mich an. Ich bin ja kein verzweifelter Mensch, so ein abgewirthschafteter Bauer etwa oder ein Winkelschreiber; aber das Leben ist mir verdrießlich, so recht widerwärtig; wissen Sie, das ist eine Entdeckung, die jeder bald gemacht hat, wenn er sich nur das Bischen Gefallen erweist, über sich nachzudenken. Wenn die Leute einen Selbstmörder finden, allenfalls erhängt, da wundern sie sich — „Wie mag's dem gegangen sein?" — Wie? — es ist ihm eben nicht gegangen."

Einen Augenblick war es ganz stille, das Feuer arbeitete und der Rauch wälzte sich träge gegen das Birkenwäldchen. Der Wind hatte sich ganz gelegt.

Der hundertjährige Mann blickte seitwärts auf den Capitulanten.

„Da ist auch so Einer," sprach er leise. „Nicht?"

Dem Capitulanten war das Haupt bis auf die Brust herabgesunken, er schwieg.

„Aber erzähl' etwas, Balaban!"

„Erzählt uns, Freund," sagte ich. „Man sagt, daß Ihr gut erzählt."

Der Capitulant lächelte trübselig.

„Soll ich ein Märchen erzählen?" fragte er zuvorkommend.

„Nein, Etwas was Euch selbst begegnet ist."

Der Alte nickte zustimmend.

„Ja, er weiß mehr als mancher Mann," stieß er heiser heraus.

Der Capitulant fuhr mit der Hand leise über die Stirne.

„Was soll ich erzählen?" —

Der Pappendeckelmann reckte seinen Hals gewaltig aus und blinzelte verdrießlich mit seinen winzigen Augen.

„Was war das, was der Jude vorhin gemeint hat?" sagte er.

„Ach, so eine Historie," entgegnete der Capitulant leise, sein Blick versank in das Feuer, eine stille unsäglich rührende Trauer lagerte sich auf seinem Gesichte.

„Eine Historie?" fragte Kolanko begierig.

„Nun, so eine Historie, wie viele Historien sind,“ murmelte der Capitulant.

„So,“ sagte der Greis.

„Alte Historien und nicht eben unterhaltend.“

„Es ist eine Liebesgeschichte,“ fügte der Pappendeckelmann schamhaft mit halber Stimme hinzu und blickte von unten wie furchtsam auf den verabschiedeten Soldaten.

„Gewiß etwas ganz Kurioses!“ rief Kolanko.

„Auch nichts Kurioses,“ sprach der Capitulant. „So — was alle Tage begegnet. Ich will — auch weil der Herr da — es ist besser vom ungarischen Krieg zu erzählen. Wir marschirten also —“

„Du wirst uns doch nicht wieder von Dukla nach Kaschau marschiren lassen,“[6] unterbrach ihn der Alte. „Jetzt wäre es das siebentemal, ich denke, da möchtest du doch etwas Anderes —“

„Erzähle nur die Historie,“ begann der Pappendeckelmann.

„Was für eine Historie?“

„Nun von der Katharina vom Baran drüben, von der gnädigen Frau,“ sagte der Pappendeckelmann nicht eben laut, aber mit einer eigenen

bitteren Art Verachtung, und zugleich loderte etwas von der Feindseligkeit unseres Bauers gegen den Adel in seinem Auge auf.

„Habt Ihr sie gekannt?" fragte der Capitulant ohne aufzublicken. Dann schwieg er.

Keiner wagte das Wort zu nehmen.

„Ich habe sie gekannt."

Seine Stimme zitterte so traurig wie der letzte Ton unserer Volkslieder. Er hob langsam den Kopf, seine Augen standen jetzt groß, ruhig, visionär in seinem bleichen Gesichte.

„Jetzt wird er erzählen," flüsterte Mongol und stieß den Pappendeckelmann sanft in die Seite.

Alle setzten sich in Positur, um ihm behaglich zuzuhören. Mrak, welcher wie eine ordentliche Wache auf- und abging, hielt inne und stützte sich auf die Sense.

„Wie war das gleich, als ich sie das erstemal traf?" begann der Capitulant, „Richtig, es war in den Erlenbüschen bei Tulawa, sie suchte Haselnüsse dort und hatte sich einen Dorn, einen langen scharfen Dorn, wißt Ihr, in den Fuß gestoßen, saß nun da am Rain und weinte, und wie ich das hübsche Mädchen da sitzen sah und so bitterlich

weinen, da wurde mir leid um sie. Nun da bleib ich denn stehen und fragte sie: „Was hast du?“

Sie gab keine Antwort, zog nur wieder so an dem Dorn und schluchzte noch stärker. Jetzt merkte ich, was meinem Vogel fehle, hockte mich zu ihr nieder und sagte: „Warte, ich werde dir schon helfen.“ Sie hörte zu weinen auf, ließ mir ohne weiteres ihren Fuß und blinzelte seitwärts nach mir hin. Ich hatte ihn sogleich, den Dorn, wißt Ihr, und wie ich ihn herauszog, zischte sie nur ein klein wenig durch die Zähne, dann riß sie ihr Kopftuch über das Gesicht herab, sprang auf und lief davon, ohne sich zu bedanken.

Wenn sie mich nach dieser Historie nur von weitem sah, floh sie Euch wie vor einem Unthiere, einem Hajdamaken.[7] Und mir war es wieder recht, wenn ich sie irgendwo fand.

Einmal kam ich mit einer Fuhre zurück vom Markte, hatte schwer geladen und ging neben den Pferden, da stand sie hinter dem Zaune, und wie ich sie bemerkte, duckte sie schnell herab und blitzte mit ihren schwarzen Augen durch die Weidenruthen auf mich wie eine Katze.

„Warum versteckst du dich, Kasja,“[8] rief ich, „ich thue dir nichts.“ Zugleich hielt ich die Pferde an.

Das Mädchen blieb euch aber stille.

„Nun, was bildest du dir ein,“ sprach ich weiter, „und läufst immer fort. Ich laufe dir nicht nach.“

Darauf kam sie wieder zum Vorschein, hielt den Arm vor die Augen und lachte, die Spitzbübin. Ach! was hatte sie für ein liebes Göschchen und diese Zähne, wie weiße Korallen!

„Ihr fahrt vom Jahrmarkt, Balaban,“ sprach sie verschämt. —

„So ist es, Katharina,“ erwiederte ich artig.

„Ach! könnte ich so in der Welt herumfahren wie Ihr,“ sagte sie.

„Wo würdet Ihr allenfalls hinfahren, Katharina?“

„Nun, auf den Jahrmarkt, meine ich, und alle Städte müßte ich sehen und das schwarze Meer, zuerst aber Kolomea,“ entgegnete sie mir.

„Ihr wart noch nicht in Kolomea?“ fragte ich.

„Niemals.“

„Niemals?“

„Ich habe noch keine Stadt gesehen," fuhr sie fort und sah mich jetzt auch beherzt an. „Ist es wahr, daß dort zwei, drei Häuser auf einander stehen? und die Edelleute fahren in Kästen herum? die vier Räder haben? und ein Haus gibt es voll von Soldaten?"

Ich erklärte ihr das Alles und sie fragte allerhand spassiges Zeug, sie verstand es damals nicht besser. Ich mußte lachen, so ein Unsinn! Bei Gott! Sie sah mich erschrocken an und barg dann wieder schnell ihren Kopf unter dem Arm, wie ein Hühnchen. Die Sonne ging eben unter, ich sehe heute noch alles ganz deutlich, die Straße, den Zaun, das hübsche Mädchen. Der Himmel war hinter ihr wie ein ausgespanntes, brennrothes Tuch. Ich konnte nicht hinsehen, griff mit einer Hand am Wagen herum und zog mit der anderen den Peitschenstiel durch den Sand.

Den Sonntag darnach treffe ich meine Katharina — verzeiht. Ich sage meine Katharina. So eine dumme Gewohnheit. Gut, ich treffe sie, nämlich in der Kirche, bete hübsch und schaue nur von Zeit zu Zeit auf sie hin. Wie die Leute nach der Messe

hinausgehen, entsteht euch ein fabelhaftes Gedränge um den Weihbrunnen, ich arbeite ordentlich mit meinen Ellnbogen, und bringe meiner hübschen Katharina das Weihwasser in der hohlen Hand. Sie schmunzelt, taucht ihre Finger ein, macht das Kreuz und besprengt mich dann, die Spitzbübin, und läuft fort.

Von nun an mußte ich immer an sie denken, gegen meinen Willen. Das war das Unglück. Ich studire euch nach, wo ich ihr begegnen kann, so daß es doch den Anschein hat, sie laufe mir zufällig in den Weg. Ach, mein Gott! so eine Liebesgeschichte wie jede andere.

Eines Tages hatte ich Robot im Herrenhofe und traf sie, wie sie aus dem Hause kam. Unser Gutsherr lag im Fenster, so im Schlafrock, versteht ihr, und rauchte seinen Tschibuk.[9] Katharina machte sich neben mir etwas zu schaffen, ich beachtete sie nicht.

„Ich gehe jetzt, Balaban," sagte sie nach einer Weile.

„Es ist gut, daß Ihr geht," sprach ich so mit halber Stimme.

„Was sucht Ihr im Herrenhofe? Hier gibt es

wenig Gutes für ein junges, hübsches Ding, wie Ihr seid."

Katharina wurde roth, ich weiß nicht ob vor Zorn oder Scham.

„Was liegt Euch denn daran?" fragte sie, so beiseite.

Ich wurde euch verlegen, ganz verlegen.

„Was mir an Euch liegt?" sagte ich dann ernst. „Der Teufel hat überall sein Spiel und mir ist es leid um jede gute Menschenseele, die unserem Herrn Gott gehört."

„Ich bin ein armes Mädchen," sagte sie. „Wer gibt mir was? wer wird mich heirathen? und ich muß doch leben und mich freut doch auch, was andere Frauen freut. Ich möchte mir im Herrenhofe etwas schön verdienen, ein neues Kopftuch allenfalls oder solche schöne Korallen, oder gar einen Pelz."

„Was brauchst du Korallen," sagte ich, „oder —"

„So gefall' ich Niemandem," rief sie.

„Der lügt, der das sagt," schrie ich hitzig.

Ich war schon ganz verliebt in das Ding, sag' ich euch. Nun wußte ich euch, was ich zu thun hatte. Ich dachte an die alten Geschichten und Lie=

der, wie der Czar die Czarewna und der arme Fischer das Fischerweib zuerst gewinnt mit schönen Geschenken, und legte den Groschen zum Groschen, bis der heilige Dreikönigstag kam.

Da war ich am Abende der Erste, mich schwarz anzustreichen. Ich hatte eine rothe Altardecke vom Diak bekommen, das gab einen Mantel ab, und eine große spitze Krone aus Goldpapier. Ich war der schwarze König und ich hatte zwei gute Kameraden, den Iwan Stepnuk und den Pazorek, die waren die beiden weißen Könige, gut herausstaffirt, und mein Vetter, der Jusef, den die Blattern genommen haben, war unser Diener, ein ganzer Mohr.

Der trug euch die Geschenke. So machten wir uns denn auf den Weg, wir Weisen aus dem Morgenlande, sangen tapfer unser Lied und Pazorek trug den Stern auf einer langen Stange.

Wie wir bei Katharina eintraten, flogen die Mädchen wie eine Kette Rebhühner auf und schrieen, der Alte aber, ihr Vater, lächelte und holte den Branntwein vom Brette herab, uns schön zu bewirthen. Während die Anderen mit ihm tranken,

wie es sich gebührt, nahm ich Katharina artig bei der Hand, verneigte mich und sprach: „Ich segne dich, Blume des Abendlandes. Wir Könige des Ostens, folgend dem Sterne, der uns den Weg zu unserem Heiland weist, zogen in dieses Land, wo uns deine Schönheit und Rechtschaffenheit zu Ohren kam. Wir sind in deine Hütte getreten, um uns vor dir zu neigen und dir Geschenke zu bringen."

Dabei winkte ich dem Vetter Jusef, unserem schwarzen Diener, zog ein schönes, großes, rothes Kopftuch aus seiner Torba und brachte es ihr dar und zog dann drei Schnüre schöner, großer, rother Korallen hervor und brachte sie ihr gleichfalls dar. Ich hatte beides für meine guten Groschen in Kolomea gekauft. Meine Katharina bückte sich vor Verlegenheit, wurde euch roth wie Blut und verbarg beide Hände zwischen ihren Knieen, aber mit den Augen verschlang sie euch gleichsam das Tuch und gar die Korallen, und ich zog sie sachte auf die Ofenbank, legte ihr meine Geschenke freundlich in den Schooß. Dann sprachen wir euch so schön. Ich sagte: „Schöne Czarewna, über's Jahr bringe ich Euch einen schönen Pelz von Zobelfellen, oder

weißen Hermelinen, wie Ihr es befehlt," und sie sagte: „Majestätischer König der Mohren! ich bin keine Czarentochter, nur ein armes Bauernkind und mir ist ein Schafpelz genug." Darauf ich wieder: „Schön bist du wie eine Czarentochter, das ist die feste Wahrheit. Bei uns ist eine andere Welt, ein anderes Volk, eine andere Erde. Ein jeder Mann hat hundert Frauen und ein König tausend, doch weiß ich nur ein Weib, das ich möchte für mein ganzes Leben."

Die Anderen wurden lustig, sprangen und schrieen, und Pazorek hob meine Katharina kuraschirt von der Bank und drehte sich mit ihr wie ein Kreisel, ich aber saß still und sah ihnen zu und damals begann mir das Herz so seltsam zu schmerzen. Die ganze Welt bekam ein anderes Aussehen für mich, so kurios. Wie es euch Leute gibt, die nur bei Nacht ihr Augenlicht verlieren,[10] so war ich euch auf einmal wie blind bei hellem Tage; die Welt, die ich sah, war nicht diese unsere Welt, ich blickte gleichsam nur in mich hinein und Nachts wurde ich auf einmal sehend und sah rings um mich wunderbare Gesichte in Busch und Feld. Ich sah in Luft

und Wasser, im Mondlicht, was kein Anderer sah, und hörte auch, was Niemand hörte, und fühlte — es sind viele, viele Jahre vergangen seitdem, aber ich habe noch immer keine Worte gefunden, mit denen ich euch sagen könnte, was ich damals fühlte. Mein Herz wurde so weit und wieder so eng, flog jetzt und stand jetzt still. — Ach! Dummheit!"

Der Capitulant lächelte wehmüthig und wiegte dann den Kopf langsam hin und her.

„Zwei Tage nach dem Dreikönigstage traf ich Katharina unterwegs.

„Hast du dich mit Lauge gewaschen?" rief sie schon von weitem und lachte euch dabei so spitzbübisch.

Ich wollte sie haschen, aber sie entkam mir noch dießmal.

Wir hielten jetzt immer lange Gespräche, wo wir uns begegneten und ich kam auch zu ihr, in ihre Hütte. Die Nachbaren machten schon ihre Rumarken.

„Weißt du, was die Leute sagen?" sprach ich zu Katharina.

„Wie soll ich das wissen?"

„Sie sagen, daß du meine Geliebte bist."

„Bin ich's denn nicht?" fragte das arme Kindchen

und machte große Augen. „Habe ich nicht ein Kopftuch von dir bekommen und Korallen?"

Ich war stille.

„Wirklich sagten es die Leute, und Jeder hielt sich ferne. Bald war es auch die Wahrheit," sagte der Capitulant leise, und sah wie verschämt vor sich in die glimmende Asche, sein Antlitz zeigte einen ruhigen Glanz, seine Augen schienen durchsichtig von innen erleuchtet.

Ich warf einen Blick auf die Bauern, Kolanko lauschte mit zusammengezogenen Brauen und übereinander gepreßten Lippen, der Pappendeckelmann und Jur, der hinter seinem Rücken saß, lehnten wie Garben an einander, Mongol lag in der Asche wie ein Fisch am Sand, vor lauter Spannung vergaß er Athem zu holen und schnappte nur von Zeit zu Zeit nach Luft.

„Es war ein hübsches, gutes Mädchen, diese Katharina," bemerkte der Pappendeckelmann eifrig zu mir herüber, „und was das für ein stolzes Weib gegeben hat, eine rechte Herrin. Einen Gang hat sie Ihnen, mein Wohlthäter, wie eine Czarin, und schön ist sie wie der Teufel."

„Heute noch?“

„Das will ich meinen.“

„Ich habe einmal ihre Hand geküßt,“ rief der Bube mit leuchtenden Augen. „Sie zog den Handschuh herauf und ließ mich küssen, eine Hand wie eine gnädige Frau, so weiß, so rund, ein feines Händchen.“

„Es war ein hübsches gutes Mädchen,“ wiederholte der Capitulant, „fleißig, heiter, sang euch bei der Arbeit und tanzte wie eine Majka.[11] Auf jedes Wort fand sie eine Antwort und hatte zuweilen Gedanken gleich einer Wissenden.“[12]

„Sie war mehr groß als klein und hatte braunes Haar und so gute blaue Augen, dämmernde Augen, wißt Ihr, und wieder erstaunte, blöde, so zu sagen, Thieraugen. Wenn sie mich ansah, fühlte ich es bis in die Fußspitzen. Ihr Kopf war — so edel, möchte ich sagen. Bei dem Gutsherren im Garten stand ein altes Weib von Stein, ich will sagen ein Weib von Stein, so eine alte Göttin. Sie hatte denselben edlen Kopf, dieselben strengen Züge. Ein schönes Weib und fröhlich wie im Sommer das Wasser auf der Czernahora.[13] Es war schwer, sie nicht zu

lieben. Sie war mir wahrhaftig die liebste Seele auf der Welt. Ich konnte zu ihr sprechen wie zu meiner Mutter, ich konnte ihr alles sagen, alles vertrauen, vor ihr hatte ich keine Furcht, keine Scham, keinen Hochmuth. Manchmal saß sie wie eine Heilige in der Kirche, still und ernst und mir war es feierlich zu Muthe, wie wenn ich beten sollte und ich beichtete ihr so zu sagen alles, was ich auf dem Herzen hatte. Sie kannte jeden Winkel in meiner Seele, ihr und Gott dem Herrn war nichts in mir verborgen. Und sie — sie war wie mein Kind, wie ein Thier, das ich aus dem Nest genommen und mir aufgezogen. Ich sah sie nur an, sie wußte schon meinen Gedanken, meinen Willen.

Es war, als hätte mich die Mutter in Honig gebadet, so küßte sie mich ab, und biß mich oft wie eine Schlange.

„Ich war glücklich.“ Er lächelte. „Das heißt, wenn ich jetzt daran denke, war ich damals glücklich, dort wußte ich es nicht. Aber daß es je anders sein könnte, das hätte ich mir wahrhaftig nicht vorstellen können.

Nun, daß ich euch sage, so kam denn wieder

das Frühjahr. Ich merkte seit einiger Zeit eine Veränderung. Katharina hob mir den Kopf etwas hoch.

Da geschah es eines Abends, daß ich die Pferde zur Tränke führte. Dort war es bei dem Ziehbrunnen hinter den Weiden, versteht ihr. Sie ließ mich warten. Es war das erstemal, daß das geschah. Und so kam sie denn auf einmal über die Wiese, zierlich wie eine Bachstelze, die Kannen auf der Schulter wiegend und sang ein ausgelassenes Lied:

„Nicht beten geh' ich in die Kirche,
Nur in die Kirche den Geliebten sehen,
Trete zu den Heiligenbildern,
Blicke einmal auf den Priester,
Dreimal auf den Liebsten hin." [14]

Sie sang so fröhlich, sie jubelte wie eine Lerche, und ich war so traurig. Ich küsse sie schön und umarme sie hübsch, und sage ihr kein böses Wort, und sie weiß mir nichts Gutes zu sagen, bückt sich eifrig, füllt ihre Kannen, ich reiche sie ihr, sie hängt sie an ihre Stange und sie setzt sie wieder nieder.

„Was wird das sein," begann sie, mit der Fußspitze im Wasser spielend. „Ich muß es dir doch sagen. Der Gutsherr verfolgt mich."

„Der Gutsherr?“ sagte ich, beinahe erschrocken.

Sie nickte leicht mit dem Kopfe.

„Er nennt mich sein Liebchen, nimmt mich um den Leib, er hat mich auch schon einmal geküßt.“

Ich wurde zornig und stampfte mit dem Fuße.

„Schlage mich nur nicht,“ rief sie. „Er verspricht mir schöne Kleider, theure Steine, und jetzt habe ich oft nicht so viel, um mir ein Band zu kaufen; ich könnte in seinem Wagen fahren mit vier Pferden, wie eine gnädige Frau, aber ich will nicht.“

Sie wagte noch immer nicht aufzublicken.

„Sieh' mich an,“ sagte ich.

Sie gehorchte, aber ihr Auge war so scheu, so fremd.

„Ich höre nicht, wenn er zu mir spricht,“ fuhr sie lebhaft fort; „auch drohe ich, ihn zu schlagen, wenn er mich küßt.“

„Und er hat dich doch geküßt,“ sagte ich, „und du hast ihn nicht geschlagen.“

„Ich will ihn nicht,“ rief sie wieder; „er weiß es und rächt sich dafür. Mein Vater kann ihm jetzt nichts recht machen, er wird ihm noch die

Wirthschaft nehmen und uns wie Bettler, wie Diebe aus dem Dorfe jagen."

„Das darf er nicht," setzte ich dem blöden Ding auseinander. „Sei nur recht kuraschirt," sagte ich. „Wenn Gott uns segnet, mag der Teufel dabei ministriren. Aengstige dich nicht, mein Seelchen, meine Süße, meine kleine Wachtel. Liebst du mich noch? — Halte dich. Bleibe fest."

Da begann sie zu weinen, so jämmerlich, daß Einem das Herz bersten konnte.

„Ich werde nicht können!" rief sie.

Eine Lerche stieg eben aus dem grünen Saatfeld empor.

„Die Lerche fliegt," sprach sie, „sie fliegt in den Himmel — O! könnt' ich mit."

„Ich bitte dich, rede keinen Unsinn," rief ich. „Bleib' bei mir."

„So wird es nicht gehen," erwiederte sie und seufzte und wischte sich die Thränen aus den Augen. „Ich werde nicht widerstehen können."

Mein Pferd zupfte mich so, als wollte es mir was sagen, ich streichelte es traurig und mir kamen die Thränen.

„Was sollst du auch?“ sprach ich. „Niemand kann etwas gegen seine Natur.“

Katharina hatte indeß aufmerksam ihr Bild im Wasser betrachtet. O, wie schön sie war! Ihr Antlitz blickte wie das einer Russalka,[15] der keine Menschenseele widerstehen kann, aus dem leise schaukelnden Spiegel.

„Wirst du mir treu bleiben?“ fragte ich leise. Ich fürchtete mich. Eine entsetzliche Angst faßte mich, sie zu verlieren, von ihr getrennt zu werden. Ich hätte sie kniefällig bitten können: Bleib' bei mir! — Nun — Gott verzeih' es ihr.

„Ich lasse dich nicht!“ rief sie und fiel mir an die Brust. „O! wäre ich so schön wie die helle Morgenröthe, würde ich über alle Felder scheinen, nie verlöschen — und so weiß ich nicht, was ihm an mir gefällt, und wir passen besser zusammen, ich und du. Nicht wahr, Balaban?“

Ich nickte und ging mit den Pferden bei Seite und sprach kein Wort.

Der Capitulant hielt inne, beim Erzählen war ihm die Pfeife ausgegangen, er klappte den Deckel auf, stieß mit dem Messer hinein, daß die Asche

aufflog, und schob frischen Tabak nach. Dann legte er bedächtig ein kleines Stückchen Schwamm auf den Feuerstein, welchen er am Gürtel trug, und schlug Feuer mit dem Messer. Die Funken flogen. Den glimmenden Schwamm, der einen angenehmen herben Geruch gab, warf er in die Pfeife und that dann einige leichte Züge.

„Ich sprach sie noch einmal,“ fuhr er dann fort. „Damals kam ich in ihre Hütte. Der Alte war auf Robot.[16] Wir waren allein. Wie ich sie so in meinen Armen hielt, zitterte sie und küßte mich, daß mir die Lippen bluteten. Auf einmal lächelte sie.

„Denke, wenn ich so einen Herrn, einen gnädigen mächtigen Herrn da hätte, wie jetzt dich,“ sprach Katharina zu mir. „Wenn er so seufzen würde vor mir und die Augen verdrehen wie du. Wäre das nicht hübsch?“

Sie legte euch beide Hände auf den Nacken, wenn sie so sprach, bog sich zurück und starrte zur Decke empor, wie im Traum, sag' ich euch. „Es ist ein stolzes Vergnügen,“ murmelte sie, „so ein Herr! — Er schlägt nach den anderen Weibern mit

der Peitsche, wie nach Hunden und mir — mir küßt er die Hände. Du glaubst es wohl nicht?"

O! ich glaubte es wohl. Sie sah, daß mir das Weinen nah' war, und da war ihr wohl leid; sie strich mir langsam die Haare aus der Stirn und lächelte. Da ich lange nichts sprach, stand sie auf und kämmte ihr Haar.

„Was hast du?" rief sie dann. „Bringe mich nicht auf, sonst —"

Ihre Augen funkelten im Zorn.

„Katharina!" sprach ich, „denke an die Ewigkeit!"

Kolanko rückte unruhig hin und her und blickte mitleidig auf den Capitulanten.

„Eben daran denk' ich," entgegnete sie. „Wir sind hier sehr kurz, dort aber ewig."

„Du hast ihr doch nicht geglaubt?" unterbrach der Alte den Erzähler.

„Sie setzte sich zu mir," fuhr der Capitulant fort.

„Was würdest du sagen, Balaban," begann sie, „wenn ich hier dem Herrn gehören würde und drüben immer nur dir. Dort sind wir reine Geister. Dort werde ich auch ein reiner Geist sein. Hier

bin ich's nicht. Hier bin ich ein Weib, wie alle anderen."

Ihre Augen zogen sich dabei zusammen, wißt ihr, und ihr rother Mund lachte so tückisch, daß mir ein Schauer über den Rücken lief.

„Hättest du einen Hof," meinte sie euch, „könntest du mir Mägde halten und Knechte, einen Wagen, vier Pferde, könntest du mir aus der Stadt theure Steine bringen und einen Zobelpelz, wie ihn die Edelfrauen tragen, ja, wärst du nur ein rechter Bauer, der seine guten Groschen hat, ich würde Keinen lieben als dich, dich allein. Du bist mir in der ganzen Welt der liebste Mann."

Sie nahm mich um den Hals, weinte und küßte mich. Mir stand in der Brust Alles stille vor Trauer. Ich dachte euch nach wie einer, der in Ketten liegt und gehängt werden soll und keine Rettung weiß.

„Weißt du was," sagte ich endlich, „ich will zu den Hajdamaken, ich will Räuber werden, damit du theure Steine haben kannst und Gold und Silber, Zobelpelze, Hermelin."

„Wozu?" sprach sie und schüttelte das Haupt. „Sie werden dich doch zuletzt gefangen nehmen und

dich an den Galgen hängen, und von dem Herrn bekomme ich Alles, ohne daß ihm ein Härchen weh thut; was meinst du? Ist das nicht besser?"

„Du bist überaus gut," erwiederte ich.

„Freilich," rief sie, „ich will nicht, daß du meinetwegen sterben sollst." Dabei nahm sie mich um den Hals und küßte mich leise auf meine nassen Augenlieder. Dann schritt der Vater herein, sah uns an, stellte den Dreschflegel in die Ecke. Ich redete noch aus Artigkeit ein Wort um das andere mit ihm, ging dann hinaus; es war ein milder Abend, der Himmel funkelte, Katharina ging neben mir, wir schwiegen beide, dann ging ich schneller, sie blieb zurück und ich pfiff mir so, aber nicht von Herzen.

Das Alles war lange vor dem Jahre 1848, müßt ihr wissen. Noch war die Unterthänigkeit und die Robot, der Bauer mußte viel aushalten von dem Herrn.

Damals wurde ich mit einer Salzfuhre fortgeschickt über mehrere Tage. Es war gegen das Patent,[17] gegen alles Recht, ich wußte es, aber ich duldete es, das war nicht gut. Seht ihr, das war

das Unglück, da begann mein Elend. Man soll nichts thun aus Schwäche. So ein Mensch, der sich fügt gegen seine Einsicht, seinen Willen, sein Gefühl, der wird euch dann nachlässig in seiner Pflicht, ein rechter Schuft. Nun, Gott sei Dank, ich habe mich noch bei Zeiten gebessert. Seine Schuldigkeit soll man thun, das ist es."

„Nun, was hättest du aber thun sollen?" meinte mit mürrischem Augenzucken der Pappendeckelmann.

„Das war eine schwere Zeit!" rief Kolanko und seufzte jämmerlich. „Wenn man von seinem Rechte sprach, antwortete der Edelmann mit dem Stocke. Böse Zeiten! Böse Zeiten! Ihr Jungen wißt nicht viel davon."

„Nun, und was geschah, als man euch mit der Salzfuhre fortschickte?" fragte ich rasch, denn ich wußte, daß unsere Bauern, wenn sie auf die Robotzeit zu sprechen kommen, zu keinem Ende gelangen können.

„Nun, ich blieb lange aus. —

Wie ich zurückkam, hatte der Mandatar [18] immer viel Arbeit für mich und Katharina ging furchtsam mir aus dem Wege. Ich roch Euch den Tabak

gleich. Zuletzt traf ich meine Geliebte in der Kirche, wir geriethen ganz zufällig an einander. Sie hatte euch ein seidenes Kopftuch, den Hals von unten bis oben mit Korallen umwunden, und einen neuen Schafpelz, der noch auf zwanzig Schritte entsetzlich roch. Sie sah mir kaum ins Gesicht, und war Euch so weiß, wie ein frischgeputztes Riemenzeug.

„Du bist schön," redete ich sie an. „Wo ist denn mein Kopftuch?"

„Such' dir's!" rief sie, halb zornig, halb furchtsam.

Ich sah sie an.

„Willst du mir was anthun?" schrie sie auf.

„O nein!" sprach ich, „geh' deines Weges!"

Ich wurde auch manchmal zum Holzfällen geschickt in den Wald. Dort war mir gut. Wenn so der Wind brausend durch die Wipfel zog und die Halme neigte, der Specht feierlich an die Stämme klopfte, ein Geier über mir in den Lüften stand, von Zeit zu Zeit leicht die Flügel regte und schrie, dann lag ich auf dem Rücken, blickte in den Himmel und das Herz that mir nicht mehr weh. Oft war mir schlecht zu Muthe; ich grub unter die Wurzeln

einer Eiche ein Loch, dort legte ich Groschen zu Groschen; ich wollte eine Flinte kaufen. Es hätte lange gedauert.

Beim Holzfällen traf ich auch die Brigitta, so eine Baba,[19] ein altes Weib aus Tulawa, die sammelte dort Thymian. Sie schlug die Hände zusammen.

„Ihr fällt hier die Bäume, Balaban," rief sie, „und der Grundherr hat Euch unterdessen Eure Katharina auf eine Mentressa genommen!"

„Was Ihr sagt!" erwiederte ich. „Ist sie bei ihm im Hause?"

„Gewiß, Herr Jesus, war das eine Historie," erzählte sie weiter. „Die Beschließerin mußte gleich fort, der Herr hat sie gejagt. Diese Katharina commandirt jetzt. Ich bringe Schwämme in die Küche und sie kommt dazu, hat den ganzen Kopf voll papierner Würste, wie eine Dame und ein langmächtiges Kleid, raucht ein Cigarro, wie ein großer Herr. Da seh' ich sie an und küsse ihr nicht die Hand. „Weißt du nicht, was mit meiner Hand anzufangen?" schreit sie gleich. „Da gehört sie hin!" Schlägt mich aufs Maul. Und schlägt mich noch einmal."

Das erzählte mir die Alte und erzählte mir noch, daß die Katharina jetzt wie eine Herrin wohne und angezogen sei wie eine geborene Fürstin, auf Silber speise, zu Pferde reite und die Leute prügeln lasse, wie ihr Herz es verlange. „Bleibt doch eine Mentressa,“ sagte ich.

Damals, wie ich so im Walde allein war, dachte ich auch daran, ein Räuber zu werden, Gott verzeih mir die Sünde, ein *Hajdamak*, der die Edelhöfe anzündet und die Edelleute wie Raubvögel mit Händen und Füßen an die Scheunen nagelt. Mein Gewissen wollte aber nicht stille werden und eine Stimme sprach zu mir wo ich ging und stand: „Was willst du, Bauer, eines Bauern Sohn? Was hast du mit der Flinte zu schaffen? Willst du allein Krieg führen mit den Menschen? — Ich wurde dann still und blieb endlich im Dorfe, aber das beschloß ich: *Nur meine Schuldigkeit zu thun und nichts zu dulden gegen mein Recht.*“

So. Nun gut. Da traf ich den Kolanko, der rutschte euch im Schnee, wie ein angeschossener Hund. Meine Katharina hatte ihn prügeln lassen, weil er

sie nicht gegrüßt hatte, ehrerbietig, wie sie's verlangte und da redete er zu mir und erzählte —"

„Denkt euch," fiel der Greis eifrig ein, „die regierte da wie eine gnädige Frau und noch mehr. Wir wissen, wie so ein Herr damals seine Frau hielt. Zwei Lehrer ließ der Gutsherr für sie aus der Stadt kommen, einer von ihnen war ein Franzose. Die lernte euch Alles, was nur ein Schreiber lernt, oder gar ein Geistlicher; jede Woche kam ein Pack Bücher für sie mit der Post, Alles las sie, auch Zeitungen, die schwere Menge; so ein ganzer Kasten von feinem Holze stand in ihrem Zimmer; da lernte sie Euch eine ganze Musik spielen; die Leute standen unter den Fenstern Abends und hörten zu."

Mongol lachte spitzbübisch und stierte mit einem Scheite im Feuer herum.

„Daß solche Leute nicht an Gottes Gerechtigkeit denken," murmelte er.

Der Alte hustete heftig und knurrte tief aus der Brust wie ein zorniger Kater.

Der Capitulant blickte mit düsteren Augen vor sich hin; sein Gesicht blieb bei Allem theilnahmlos starr, öde, trostlos.

Der Bube sah den Vetter Mongol an, so unverschämt erstaunt.

„Nun, was siehst du mich so an?“ fragte dieser mißtrauisch und zog sein gelbes Gesicht mit der gelben geschlitzten Nase in tiefe Falten.

„Wie fangst du das an, Vetter Mongol,“ sagte der Junge, „daß es dir nicht in deine Nase hineinregnet?“

Der ganze Kreis lachte. Mongol aber erwischte den Buben beim Ohr, zog ihn langsam an sich und ließ ihn dann ebenso sachte los.

„War es Euch leid um Eure Geliebte?“ fragte ich den verabschiedeten Soldaten. „Hat es Euch damals viel Schmerz bereitet?“

„Nicht daß ich sagen könnte,“ antwortete er, an seiner Pfeife schmauchend. „Ich dachte auch nicht an Rache gegen sie, aber wenn ich mit den Herrenleuten zu thun hatte, kam mir jedesmal der Zorn. Ich wollte etwas Besseres vorstellen, lernte Euch lesen und schreiben und auch rechnen. Ich war doch zu groß, um in die Schule zu gehen, so lernte ich vom Diak, dem ich dafür ein Hühnchen brachte, oder ein fettes Gänschen, oder Tabak, geschwärzten

von Szigeth.[20] Steckte dann meine Nase überall hinein, las die heilige Schrift, die Legende der Heiligen, die Geschichte vom Czaren Iwan dem Schrecklichen, die Patente von der Kaiserin Maria Theresia, von Kaiser Joseph und von Kaiser Frantischek,[21] las auch manche Gesetze und machte dann den Bauern die Klagen, mit denen sie zum Kreisamte gingen. Da war euch Keiner in der ganzen Gegend weit und breit, der euch das Volk so zu hetzen verstand gegen den Adel, diese Herren, diese Polen, als ich. Im ganzen Galizien gab es nicht so viel Processe, als allenfalls in unserm Dorf, und das Alles schrieb ich.

Wenn der Herr Starosta[22] eine Bereisung machte, da standen schon die Leute am Wege mit Beschwerden, ich hatte überall meine Hand. Wo ich dem Dominium,[23] dem Grundherrn etwas anthun konnte, that ich es. Mein Herz lachte euch dabei fröhlich wie eine Taube. Sie nannten mich freilich einen Winkelschreiber und drohten mir, aber die Furcht war allgemein und Keiner wagte was gegen mich."

„Er prügelte die herrlichen Kosaken,"[24] schrie

Mongol lachend heraus. „Ohne jeden Grund prügelte er sie, in der Schenke oder unterwegs, wo er sie gerade fand. „Weil ihr solche elende Herrenseelen seid,“ rief er dabei.

„Aber bedenk' doch —“

„Bedenkt ihr denn die Sache? Seid ihr vom Hofe oder nicht?“

„Aber —“

„Wollt ihr's läugnen?“

„Nein.“

„Also verdient Ihr —“

„Ja, aber wenn Jeder, der Schläge verdient, sie bekäme, Lieber,“ riefen die Kosaken, „da gäbe es über's Jahr keinen Haselstrauch im Reiche, so viel Stöcke möchtest du brauchen, und woher so viel Bänke?“

Der Capitulant lächelte.

„Endlich ließ mich der Mandatar doch zu sich einladen,“ fuhr er fort, „schimpfte mich einen Bauernhetzer, Winkelschreiber, Rebellen, Hajdamaken.“

„Auf die Bank mit ihm,“ schrie er, daß ihm das Gesicht von Blut schwoll, und zog sich hinter die Leute.

„Was haben wir davon," sprachen die Kosaken, „er schlägt Einen von uns allenfalls dafür todt. Und Keiner wagte es, Hand an mich zu legen.

Da fährt der Mandatar auf mich los, schnaubend, mit fliegenden Haaren, seine Augen ganz weiß und hebt selbst den Stock. Ich erwische ihn noch gut und drehe ihm die Hand sachte um, das knirscht wie ein Pfeifenkopf, wenn man ihn herumdreht und den Tabaksaft herauslassen will.

Nehme ihm stille den Stock, stelle ihn in die Ecke, Alles artig, das versteht sich, er war ja doch eine Obrigkeit.

Da hatte ich nun vollkommen Ruhe bis ich weiß der Teufel, meiner gnädigen Frau Mentressa auf der Straße begegnen muß. Ihr Wagen stak im Kothe, der Kutscher saß auf dem Bocke und hieb die Pferde zusammen ohne Nutzen. Als sie mich sah, zog sie sich wie eine Katze in der Ecke zusammen, zitterte euch. Ich sah zu.

„Komm Bursche, hilf," rief der Kutscher.

Ich half also, hob den kleinen Wagen aus dem Dreck und stieß ihn vorwärts, nahm dann dem Burschen die Peitsche und zog ihm einige hinüber

dafür, daß er die „gnädige Frau" so schlecht gefahren.

Von diesem Tage an hatte sie keine Ruhe, ich weiß es, und so ließ sie mich assentiren."

„Sie hat sich geschämt, ihn so vor Augen zu haben," bekräftigte Kolanko, „so gab sie ihn zum Soldaten."

„Zu jener Zeit stellte das Dominium die Recruten," berichtete der Capitulant. „Die Kosaken schleppten mich in den Hof, da stand ein hölzerner Pflock, man zog mich nackt aus, maß mich ab, der Arzt klopfte mir auf die Brust, sah mir mit halben Augen in den Mund, dann schrieben sie mich ein, es war um mich geschehen; meine Mutter lag vor dem Mandatar auf den Knieen, meinem Vater rannen leise die Thränen herab und sie stand oben am Fenster und sah mich da stehen, elend, wie mich Gott erschaffen hat, ohne Erbarmen. Ich weinte vor Wuth. Was half das? Groschen waren keine da. Man ließ mich auf der Stelle schwören und setzte mir eine kaiserliche Mütze auf. Ich war Soldat. Wie wir fortzogen, da weinten uns Alle nach und die Recruten weinten auch; jeder trug ein

Kreuz auf der Brust und ein kleines Säckchen, gefüllt mit Erde, die er unter der Schwelle seines Hauses ausgegraben hatte. Die Trommel wirbelte, der Herr Corporal commandirte Marsch, wir gingen wie die Hunde an der Koppel; sie sangen ein Lied alle zusammen, ach! so ein trauriges Lied. Ich ging still und als wir immer weiter kamen und das Dorf versank, und der Wald, die Kirche, ich nichts mehr sah von den Meinen, da hatte ich mir es überlegt und dachte: Gut, du dienst dem Kaiser; du weißt doch, zu wem du gehörst."

„Und wie ging es Euch als Soldat?" fragte ich gespannt.

„Gut, Herr," entgegnete der Capitulant und seine Augen blickten mich wunderbar gutmüthig an. „Gut. Man verlangte ja nichts von mir, als was meine Schuldigkeit war, nichts mehr, nichts weniger, und das that ich gerne. Ich wußte doch jetzt, daß ich ein Mensch bin. Zuerst kam ich nach Kolomea, lernte exerciren, zuerst allein, dann mit den Anderen. Wie ich erst mit dem Gewehr umgehen konnte, da war ich euch stolz und dachte, wenn es nur einen Krieg gäbe.

Und da sah ich auch in der Kreisstadt, daß es eine Ordnung in der Welt gibt; man hielt uns streng, aber gerecht. Da gab es keine unverdiente Strafe und keinen unverdienten Lohn und die Leute in der Stadt sahen den Soldaten gleichsam mit Respekt an. Und wenn ich Wache stand vor dem Kreisamte und hörte die Bauern, wie sie zusammen redeten und wie sie da Recht und Hülfe fanden gegen die Polaken, da blickte ich zu dem Adler empor, der über dem Thore hing und dachte mir: Du bist nur ein kleiner Vogel und hast kleine Flügel, aber sie sind doch groß genug, um ein ganzes Volk zu schützen.

Wenn wir später zur Parade marschirten, die gelbe Fahne mit dem schwarzen Adler über unseren Köpfen flatterte, durfte ich nur hinsehen und war zufrieden.

Wir hielten euch zusammen im Regimente wie zu Hause in der Gemeinde, alle für einen, einer für alle, dem Rechtlichen halfen wir und solche schlechte Lumpaken straften wir unter uns. Nachts, wenn die Officiere schliefen in den Quartieren und die Herren Feldwebel schliefen auch bei ihren Wei-

bern, da kamen wir dann leise zu Hauf und hielten Gericht über die Diebe, die Betrüger, die falschen Spieler, die Trunkenbolde, die der Compagnie Schaden brachten und Schande, und wir richteten euch mehr aus als der Herr Profoß mit Stock und Eisen.[25]

So verging wohl ein Jahr, da packten wir eines Tages unsere Tornister und marschirten nach Ungarn. Aus Ungarn nach Böhmen, aus Böhmen nach Steiermark. Man sieht so mit der Zeit als Soldat viele Länder, die alle unserem Kaiser gehören, und verschiedene Menschen, und bekömmt ein bescheidenes Herz, man sieht, daß zu Hause nicht alles am besten ist. Ich sah euch dort mehr Wohlstand, mehr Gerechtigkeit und Menschlichkeit und mehr Civilisation[26] als bei uns. Ich lernte den Deutschen achten und den Czechen, der eine Sprache spricht in der Weise wie wir.

Ich sah den heiligen Nepomuk in seinem silbernen Sarge liegen und sah auch den Felsen, in den ihn der König gesperrt hatte, und die steinerne Brücke mit den vielen Heiligen, wo sie ihn in das Wasser gestürzt haben und fünf flammende Sterne über

seinem Haupte auf den Wellen schwammen. In Steiermark da sah ich Leute, die zwei Hälse haben."

Ich mußte gegen meinen Willen über die naive Ethnographie des verabschiedeten Soldaten lachen. Er merkte es und wurde still.

„Ich denke noch, wie Ihr als Urlauber zuerst wieder zu uns in das Dorf kamt," bemerkte Kolanko mit einer gewissen Befriedigung. „Der weiße Rock mit den blauen Aufschlägen[27] stand euch teuflisch gut. Die Weibsbilder folgten Euch mit den Augen und flüsterten. Meine Alte sagte damals, der Balaban ist jetzt der hübscheste Mann auf zehn Meilen in der Runde und die verstand es, das ist bekannt. Aber er wollte von keinem Weibe was wissen."

„Der Herr weiß ja," wendete sich der Capitulant zu mir, „damals weinte unser Soldat, wenn er auf Urlaub mußte. Zu Hause verließ er die Unterthänigkeit, die Robot, die Willkür, die Noth und gewöhnte sich an Ordnung, Recht und Anstand und kam zurück wieder in Noth und Gewalt. Wie man die Urlauber aufrief, stand die ganze Cumpagnia still, nur ich — ich weiß nicht, was mir einfiel

— trat vor und meldete mich. Alle sahen mich an. Nun gut, so schickte man mich denn auf Urlaub.

Ich kam nach Hause, zu meinem Vater. Wie ich eintrat im grauen Soldatenmantel mit der Holzmütze auf dem Kopfe, sah er mich starr an und fuhr mit der zitternden Hand zu seinen grauen Haaren empor. Ich küßte ihm die Hand.

„Es ist gut, daß du da bist," sagte er.

Dann kam die Mutter, schrie und lachte, daß ihr die lichten Thränen herabflossen. Ich erzählte ihnen vom Regimente und den Ländern, wo ich als Garnison lag, und sie berichteten mir von den Leuten im Dorf. Die Nachbarn kamen, viel Branntwein wurde euch damals getrunken.

Mir war Alles recht. Ich ging herum wie ein Kranker. Keiner sagte mir was. Ich blieb auch stille, aber meinte, der Grundherr müsse Katharina fortgejagt haben, weil Alles so stille war. Anderwärts dachte ich mir: ist sie noch bei ihm, so wird es bald geschehen. Ich wünschte es, ich wußte nicht warum. Was wollte ich noch mit ihr!

Oft hätte ich sie in einer großen Noth, in Elend

und Schande sehen mögen und hätte ihr dann doch geholfen.

Niemand nannte nur ihren Namen und ich wagte nicht zu fragen. Sonntag, während der großen Messe, sehe ich euch einmal in den Chor hinauf. Wer sitzt da — meine Katharina als gnädige Frau. So schön war sie, weit schöner noch als zu jener Zeit, aber so bleich, so krank, so müde und hatte so große dunkle kreisende Augen wie eine Sterbende."

Ein seltsames stilles Licht lag auf dem ruhigen Antlitz des Capitulanten.

„Das Blut gerann in mir," fuhr er fort.

„Wer ist diese schöne Dame?" fragte ich einen Burschen, der mich nicht kannte.

Der sah mich dumm an und sagte: „Das ist die Herrin, die Frau des Grundherren."

„Er hatte sie wirklich geheirathet, ganz ordentlich vor dem Altar, nun er hatte Recht und jetzt war sie meine gnädige Herrin."

Der Capitulant lächelte.

„Ich konnte jeden Tag ihr begegnen," sprach er dann. „Wozu war das gut! Ich gehe also in ein anderes Dorf arbeiten. Es war so Alles aus."

Der Capitulant schwieg, die Arme waren ihm herabgesunken, er blickte mit vorgeneigtem Kopfe in das Feuer, seine bronzenen Züge hatten wieder ihren tiefen gleichmüthigen Ernst angenommen und seine Augen brannten wieder wie große ruhige Feuer. Alle schwiegen. Die Landschaft dämmerte in tiefer heiliger Stille.

„Eure Geschichte ist wohl zu Ende?" sagte ich nach einer Pause.

„Ja," entgegnete schamhaft der Capitulant.

„Nun, es ist wirklich nichts Besonderes an Eurer Geschichte," sprach ich. „Das geschieht alle Tage und geschieht einem Jeden, aber das Besondere an Eurer Geschichte seid Ihr selbst. Habt Ihr nie an Rache, an Vergeltung gedacht?"

„Nein," erwiederte er still vor sich hin. „Wofür auch? Es lag in der Natur. An wem sollte ich dafür Rache nehmen, daß ich ein Mensch bin, daß sie ein Weib ist?"

Seine Antwort überraschte mich und steigerte meine Theilnahme auf das Lebhafteste.

„Du hast also nie eine Genugthuung empfangen," sagte ich.

„Doch," erwiederte er nach einigem Nachdenken. „Es war im sechsundvierzigsten Jahre,[28] als ich auf Urlaub war und damals kam das große Elend über unser Land durch die polnische Revolution.

Es war also in den letzten Tagen, im Februar,[29] ein furchtbar strenger Winter. In dieser Nacht war besonders viel Schnee gefallen und hatte alle Straßen und Wege verweht. Warten Sie. Das kommt später. Mir geht jetzt in diesem Augenblicke Alles so kuriös im Kopfe herum, ich muß dem Herren früher noch etwas Anderes berichten. So war es. Lange schon herrschte eine gewisse Unruhe, die Grundherren kutschirten hin und her, man hörte von verborgenen Waffen.

Nicht wenige Bauern waren in der Schenke von Tulawa versammelt, unter ihnen der Richter, da kam unser Grundherr und sagte zu den Bauern: „Wollt ihr mit uns Edelleuten halten oder mit wem wollt ihr es halten? Wenn ihr mit uns halten wollt, so kommt heute Nachts bei der Kirche alle zusammen und ich werde euch Schützen mit Gewehren beigeben und mit euch gehen."

Hierauf erwiederte der Richter: „Wir wollen es

keineswegs mit Euch halten, sondern mit unserm Herrn Gott und dem Kaiser." Worauf sich der Grundherr entfernte und der Richter zu dem Volke sprach: „Ihr Leute, daß mir keiner mit diesen Schindern von Edelleuten halte und zu ihnen trete."

Unser Grundherr, derselbe, der meine Katharina zum Weibe genommen hatte, ließ auch eine Schrift in der Schenke. Alle sahen hinein, keiner konnte lesen. Da sagte der Richter: „Ruft uns den Balaban, er ist so zu sagen ein alter Soldat, es wird ihm bekannt sein, was damit anzufangen." — Nun so riefen sie mich denn und ich las ihnen die Schrift.

Oben stand: „An alle Polen, welche lesen können."[30]

Da mußte ich laut lachen, denn erstens war kein Pole da und zweitens keiner, der lesen konnte, außer mir. Da stand es nun, Sie erinnern sich wohl an diese Komödien damals, da stand es: „Die Unterthänigkeit und die Robot seien nur durch Gewalt und Unrecht entstanden, denn in früheren Zeiten wären alle Menschen gleich und die Edelleute ebenso Landleute wie wir gewesen und hätten sich die Herrschaft über uns angemaßt und endlich das Land an

den Moskowiter, den Preuß und den Kaiser verkauft, dessen deutsche Beamte in Gemeinschaft mit dem Edelmann den Bauer so schinden, daß er kaum seinen Hunger stillen und sich in elende Leinwand kleiden kann. Der Kaiser kenne den polnischen Bauer gar nicht, verkaufe ihm Salz und Tabak theuer, um gut in Wien leben zu können. Hülfe könne nur von Gott kommen, dazu müßte sich aber Jedermann im ganzen Lande erheben und zu den Waffen greifen. Die Edelleute erkennen ihr Unrecht und wollen sich mit dem Landvolke gegen den Kaiser vereinigen und die deutschen Beamten aus dem Lande jagen."

Es war manche Wahrheit in der Schrift und die gefiel uns, „aber," sagten wir untereinander, „das ist nicht so; pure Komödie, wer thut uns denn Gewalt an, als die Edelleute, wer schützt uns noch so gut es geht gegen sie — die deutschen Beamten und unser Kaiser," und keiner wollte was von den Polen wissen.

„Wenn ihr den Edelleuten folgt," sagte ich, „werden sie dann mit euch Bauern ackern wie ihr es jetzt mit euren Ochsen thut? Aber versammeln wollen wir uns heute Nacht in der Schenke für alle Fälle."

So kam die Nacht heran.

Wie schon gesagt, es war ein strenger Winter, wie der jetzige etwa, und in dieser Nacht war besonders viel Schnee gefallen, Alles war verweht, keine Straße, kein Weg war zu sehen, nur die Wälder standen wie schwarze Mauern in der weißen hellen Nacht.

Wir waren in der Schenke beisammen und ein jeder hatte seinen Dreschflegel mitgebracht, oder seine Sense gerade genagelt. Ich nahm einen Haufen Bauern, es war gegen Mitternacht, und machte eine Patroll. Dic Bauern hatten da einen großen Jammer und fürchteten einen schlimmen Ausgang. Ich sprach ihnen Muth zu und sagte: „Wenn wir tapfer Widerstand leisten, haben wir von diesen Rebellen nichts zu fürchten.“ — Da kamen schon einige Schlitten mit Edelleuten und Pächtern und andern Lumpaken, die zum Edelhofe fahren wollten. Wie sie unserer ansichtig wurden, hielten sie stille und Einer stellte sich auf und schrie, wir sollten uns anschließen, die Revolution sei ausgebrochen, das Landvolk in Freiheit, die Robot geschenkt von den Edelleuten, auch dürften wir über die kaiserlichen Kassen und die Juden herfallen.

„Hier sind keine Verräther,“ rief ich. „Wir stehen hier für Gott und den Kaiser.“

Ich hatte noch nicht geendet, da gaben euch die Polen schon Feuer, ein paar Schrote gingen mir in den Leib und ein Bauer hatte eine Kugel im Fuße. Ich schrie auf die Bauern: „Vorwärts!“ Wir also von rechts und links auf die Polen, reißen sie aus den Schlitten und nehmen sie alle gefangen, Einen, der sich wehrte, hieb ich über'n Kopf, sonst wurde keiner mehr verwundet. Jetzt wurde auch bei der Schenke geschossen, ich lief so schnell ich konnte, wie ich ankam, war auch dort Alles vorbei. Der Edelmann Bobroski lag blutig im Schnee und unser Grundherr stand mitten unter den Bauern und sie schlugen von allen Seiten auf ihn los; sie hätten ihn auch erschlagen, wenn ich nicht gekommen wäre, das Blut rann ihm schon vom Kopfe. Ich rettete ihn.“

„Ihr?“

„Ich, Herr. Es war mir leid, das muß ich schon sagen, daß die Bauern ihn nicht todtgeschlagen hatten, aber wie ich einmal dabei war, durfte es nicht geschehen. Die Polen hätten gesagt, es sei

aus Rache geschehen wegen der Katharina, und das hätte einen garstigen Fleck auf unsere Sache gegeben.

Wir banden ihm wie allen Anderen hübsch die Hände und Füße, warfen sie auf ihre eigenen Schlitten und führten das ganze adelige Lumpaken-Pack zum Kreisamt nach Kolomea, wo ich bei zwanzig Edelleute, ihr Geld, ihre Uhren und Ringe, Alles, wie es sich gehört, ablieferte. O! das waren schöne Tage, Herr! Ein Krieg des armen Menschen gegen seine Unterdrücker, und überall eine heilige Ordnung, unsere Wachen auf allen Kreuzwegen, Bauern in zerrissenen Leinwandröcken traten in das Kreisamt und zogen Tausende aus der Brust und legten sie dort treulich hin. Wir ließen auf uns schießen und entwaffneten dann die Herren, und Jeder hätte sein Blut hergegeben, Jeder meinte damals jetzt müßte jeder Unterschied aufhören, ein Mensch frei sein wie der andere, Alle gleich! Alle gleich! — Dann begannen im Westen die polnischen Bauern zu morden, viel Kriegsvolk rückte in das Land. Alles kam anders, als man es erwartet. Nun aber zwei Jahre später wurde doch die Unterthänigkeit aufgehoben und die Robot und jetzt ist der Bauer ein freier Mann."

„Was geschah mit eurem Grundherrn?“ fragte ich.

„Er kam auf die Festung in Ketten,“ rief Kolanko, „sein Weibchen tröstete sich mit einem Nachbaren, bis er im achtundvierzigsten Jahre[31] wieder losgelassen wurde mit allen anderen polnischen Rebellen.“

„Ich nahm zur Zeit meine zweite Capitulation,“ sagte Balaban, „und ging zum Regiment. Wir rückten dann in den ungarischen Krieg, im Winter die Karpathen herab, bei Kaschau war eine Schlacht und bei Tarlzal, bei Kapulna[32] eine große Schlacht, die wir gewannen und bei Iszaszeg. Dann mußten wir zurück, ein starker Winter kam über uns, die Leute blieben am Wege liegen, erfroren, lagen da lächelnd und schliefen ein. Dann jagten wir wieder die Magyaren bis der Kossuth aus Ungarn floh wie ein Eichkatzel aus dem Walde.

Merkwürdige Zeiten, Herr! Da fielen die Leute, einer nach dem andern, den traf die Kugel, jenen ein Säbel, mancher ertrank oder starb am Wege, nachdem er sein Säckchen mit heimathlicher Erde aus der Brust gezogen und geküßt und Jeder lebte gerne; nur ich nicht und an mir ging Alles vorbei. Da

zweifelte ich an Allem so. Wo war da eine Gerechtigkeit? — Dann kam ich zurück als verabschiedeter Soldat, da mein Vater todt war."

„Nicht ihretwegen?"

„Wie?" entgegnete Balaban, die Achseln zuckend. „Ich ein verabschiedeter Soldat und sie eine Dame! Ich kam also zurück. Mein Vater war todt. Auch meine Mutter. Ich war allein. Der Grund war frei, aber Alles verkauft bis auf die Hütte und ein paar Obstbäume. Nun wie gefällt euch das? — Ach! was war da zu machen!

Ich hatte immer eine Vorliebe für das Thierreich und schöne Zucht, so ging ich denn den Bienen nach, studirte ihre Manieren und legte mir einen schönen Bienengarten an, beim Hause; Ihr kennt ihn ja; zog mir dann zwei große Hunde auf, wahre Wölfe, der Vater war auch ein wirklicher Wolf, ich habe ihn gekannt — schöne Hunde, so grau mit Augen, die Nachts wie Feuerbrände sprühen, nun, ihr kennt sie ja, und übernahm das Amt eines Feldhüters bei der Gemeinde. Auch einen Kater," der Capitulant lächelte, wie es jeder galizische Bauer zu thun pflegt, wenn er von Katzen spricht; „ich

habe das Vieh aus dem Wasser gezogen, nun ihr kennt ja meinen Maciek."

„Die Hunde solltet Ihr sehen, Herr," bemerkte mit stiller, neidischer Bewunderung der Pappendeckelmann.

„Nun, er verdient sie, der Capitulant," rief Kolanko. „So ein Feldhüter war noch nicht da wie er. Die Gemeinde kann Gott danken."

„Ich bitte euch," sprach der Capitulant ablehnend, „incommodirt den Herrn nicht mit solchen Sachen da."

„Nein, ich höre Alles gern, was Euch betrifft," rief ich.

„Zu viel Ehre."

„Das ist einmal Einer, der seine Schuldigkeit thut," sagte ernst der Pappendeckelmann und wies auf Balaban. „Ich lobe Niemand, aber das ist die Wahrheit. Die Diebe fürchten ihn, die Trunkenbolde werden nüchtern, wenn sie ihm Nachts begegnen. Wenn er die Steuer eintreibt, so gibt das mehr aus, als eine Execution von zwanzig Mann."

„Bei der Landtagswahl hören die Bauern mehr auf ihn als auf den Richter und den Commissär,"

betheuerte Mongol. „Wenn Sie gewählt werden wollen im Bezirk, so sagen Sie es nur dem Capitulanten, Herr, der kann Alles mit unserem Volke machen was er will.“

„Aber ich bitte euch, Nachbarn,“ bat wieder der Capitulant recht demüthig. „Was hat man zuletzt als seine Pflicht.“

„Nun, ich sage gar nichts,“ kreischte Kolanko, „aber erst das Weibsvolk! O — jo — joj! aber er ist ein ganzer Moralist. Da haben wir eine Dirne im Dorfe, mit rothem Haar, schön wie ein Stern am Himmel, die eine Gräfin vorstellen könnte, aber ein leichtfertiges Ding, die begegnet er, wie sie im Mondschein aus dem Dorfe schleicht.

„Laufst wieder Einem nach,“ fährt mein Balaban sie an. „Was hast du davon? Wie leicht geschieht ein Unglück, dann läßt er dich. Nimm dir lieber einen Mann.“

Sie lacht aber und meint: Sie nehme nicht den ersten Besten, wenn er sie aber zum Weibe wolle, er könne sie auf der Stelle haben.“

„Und er?“

„Er schüttelt den Kopf. Predigt Euch weiter.“

„Er will kein Weib nehmen," sprach Mrak, der aufmerksam zugehört hatte, und jetzt seine Wache fortsetzte.

„Ah! jaj! er liebt noch die Andere," rief plötzlich der Jude, der munter geworden war und sich unserem Kreise genähert hatte. Sein dumm arglistiges Gesicht verzerrte sich zu einem abscheulichen Lachen.

„Mein Lieber," sprach der Capitulant, ohne seine Stellung zu ändern, „dein Kopf ist wie ein Dampfbad, da schwitzt deine Zunge und weiß nicht was sie ausschwitzt."

Wir lachten Alle herzlich. Mein Jude sah mich ganz besonders gekränkt an, zog seine Rockärmel herab, putzte seine Knie mit der flachen Hand, ging gegen seine Gewohnheit stürmisch zu seinen Pferden und riß diese hin und her, so daß sie ihn mitleidig ansahen.

„Ist das so?" fragte Kolanko ernst den Capitulanten, indem er ihn mit dem Ellenbogen berührte.

„Ist es wahr, daß du sie nicht vergessen kannst?" bemerkte zögernd der Pappendeckelmann.

Der Capitulant schwieg.

Er zeigte uns ruhig sein sanftes ehrliches trauriges Antlitz. Seine Augen hatten wieder jenen feuchten erkenntnißvollen Blick, der Einem so wehe that. Mir wurde so seltsam dabei, das tiefe Schweigen der Natur pflanzte sich in meine Seele fort und wie das einsame Feuer seinen Rauch ruhig aufwärts trieb, so zog langsam eine wehmüthige Erinnerung vor mir herauf. Ein wunderbar schönes bleiches Haupt von dunklen Locken bacchantisch umwallt, mit halb geschlossenen, zärtlich scheuen Augen stieg aus der Asche.

„Eine Dummheit! Eine solche Dummheit!“ schrie Mongol und Alles versank und den Schatten, der übrig blieb, verschlang die gierig leckende Flamme.

„Ausspeien sollst du vor der sauberen gnädigen Frau von Zawale,“ schrie der Pappendeckelmann.

„So ein Mann, und so eine Bestie zu lieben,“ fiel wieder Kolanko ein.

„Nun, ereifert Euch nur nicht so,“ sagte der Capitulant kalt, er war sichtlich bleich geworden und seine Brauen hatten sich finster zusammengezogen. „Seht, es war natürlich. Das arme Mädchen mußte sich plagen und dann konnte es eine gnädige Frau

sein. Es war ein schöner stattlicher Mann, unser Grundherr, etwa nicht? Ich war gut genug, so lange kein Besserer da war. Es ist gerade so, würde ich einem kleinen Fürsten dienen, wenn ich dem Kaiser dienen kann? — Man muß das nicht mit dem Herzen nehmen. Das Herz hat zwischen Mann und Weib das Wenigste zu sagen. Denken wir so verständig darüber nach.

Liebst du mit dem Herzen, Kamerad, wenn du ein Weib im Bette haben willst? Willst du nur, daß sie dich liebe, oder willst du, daß sie die Deine sei? Was ist dir lieber, wenn sie mit Sträuben deine Frau ist, oder wenn ihr Herz dir gehört, sie selbst aber einem Andern? — Ich habe auf das Alles gedacht, ich habe Zeit genug dazu gehabt. Da ist immer nur von dem die Rede, was der Mensch mit dem Thier gemein hat. Oder nicht? Geht mir!

Und dann sage ich euch, es handelt sich zwischen Mann und Weib wie überall nur um das nackte Leben. Begreift ihr?"

„Nein."

Ich fing an zu begreifen, wo er hinaus wollte und staunte den Mann an. Er war im Flusse,

seine Augen brannten und jetzt sprach er wirklich gut, mit jener natürlichen Beredsamkeit unseres Volkes.

„Seht Ihr, das Einzige, was ich als Soldat gelernt habe, ist den Tod zu verachten. Besser wäre es noch ihn wünschen, ihn lieben zu lernen. Aus der Liebe zum Leben kommt alles Unglück und auch unser Unglück mit dem Weibe. So elend dieses Leben ist, nun, so thut doch jeder Alles, nur um zu leben. Wenn ich ein falsches Wort spreche, erschießt mich. Gut. Und das Weib lebt von der Liebe, ich will sagen von der Liebe des Mannes. Begreift Ihr?"

Kolanko nickte eifrig. Alle horchten auf das Aeußerste gespannt zu, der Hund sogar hob seinen feinen Fuchskopf zu dem Capitulanten.

„Ich glaube, er spricht die Wahrheit," sagte ich. „Alles beugt sich der Nothwendigkeit, jedes Lebendige fühlt wie traurig das Dasein und doch kämpft Jedes verzweiflungsvoll darum und der Mensch kämpft mit der Natur, mit dem Menschen und der Mann mit dem Weibe und ihre Liebe ist auch nur ein Kampf um das Dasein. Beide wollen fortleben in ihrem Kinde, Jedes will seine Züge, sein Auge,

im Auge seine Seele wieder finden, und Jedes will ein besseres, vollkommneres Wesen werden durch das Andere, dessen Vorzüge es an sich zu reißen sucht.

Das Weib will noch außerdem um ihretwillen und ihres Kindes willen leben durch den Mann. — Ich weiß nicht, ob ich mich gut ausgedrückt habe."

„Vollkommen," rief der ganze Kreis zuvorkommend.

„Wenn der Herr erlaubt," nahm der Capitulant das Wort, „will ich sagen, was ich davon denke, so nach meiner Art, wie ich es verstehe."

„Mich laßt reden," schrie der Alte und hob drohend seinen Polster. Ihr sprecht immer fort. Laßt mich zuerst reden."

„Sprich also."

„Ja, was wollte ich sagen?"

„Jetzt weiß er nicht, was er sagen will!"

„Also —" der Alte stak wieder.

Wir lachten.

„Lacht nur. Jetzt hab' ich es," sprach er ganz aufgeräumt. „So ist es. Ein Weib muß doch auch sein Leben fristen wie ein Mann. Wie aber? — Sie leidet Manches, was der Mann nicht leidet.

Wie soll sie allenfalls arbeiten, wenn sie ein Kind hat? und dann, wenn sie es aufziehen muß? Und das wiederholt sich vielleicht jedes Jahr. Sie kann nicht arbeiten wie der Mann. Auch so nicht. Sie hat von Natur keine Ausdauer, gewiß, und lernt dazu nichts Rechtes, kein Handwerk, so natürlich sucht sie zu leben vom Manne, oder gar ihr Glück zu machen. Was muß ein Mann thun, um emporzusteigen — und so ein hübsches Ding zeigt ihr sein Gesichtchen her und allenfalls noch was dazu und wird aus einer Kuhmagd eine Dame. Hab' ich Recht oder nicht?"

„Recht hast du, Alter!"

„Erlaubt also," redete wieder der Capitulant. „Ich habe es aufgegeben, so um das nackte Leben zu kämpfen und zu sündigen wie die Andern, ich bin einmal unterlegen, genug damit.

Es ist besser, wenn ich mir sagen kann, mein Auge verlöscht für immer und eine arme Seele kommt zur Ruhe. Ich denke, es ist für den Mann besser ohne Weib. Nicht das Weib sucht den Mann, sondern der Mann das Weib. Darin liegt der ganze Vortheil und so kann ein Weib ruhig seine Rechnung

machen mit dem Manne. Was sollte auch ein Weib Anderes denken, als Vortheil zu ziehen aus dieser jammervoll lächerlichen Lage des Mannes?

Wenn Einer bis an den Hals im Wasser steht, mit den Füßen im Schlamme steckt und ertrinken muß, ihr aber könnt ihn retten und er hat einen Beutel mit Gold bei sich, er wird ihn euch gern an das Ufer werfen.

Ein kluges Weib ist aber mit einem Beutel Goldes nicht zufrieden, sie schleppt den Mann vor den Geistlichen.

Versteht ihr mich nun? Darum ist auch so große Feindschaft zwischen den Weibern, wie zwischen Schneidern oder Korbflechtern. Jede sucht ihr Körbchen so gut als möglich an den Mann zu bringen. Und hat sie Unrecht?

Wird nicht die Frau nach dem Manne geschätzt? Ist eine Dirne vom Dorfe, wenn sie einen Grafen zum Manne hat, nicht eine Gräfin? Und umgekehrt? Des Mannes Ehre ist ihre Ehre und deßhalb ist ein Weib immer stolzer auf seine Titulaturen, sein Vermögen als der Mann selbst. Begreift ihr?"

„Da begreife ich noch immer nicht," erwiederte Mrak ärgerlich, „wie du die gnädige Frau von Zawale, deine saubere Katharina, lieben kannst, die dich so elendlich verrathen hat."

„Das wirst du nie begreifen," sagte der Capitulant trocken.

„Und doch ist kein Weib werth, was ein Mann um sie leidet," sagte ich leise.

„Gewiß, Herr," antwortete der Capitulant, „kein Weib ist das werth, was ein Mann für sie fühlt, außer einer Mutter. Um aber von meiner gnädigen Herrin zu reden. Was hat sie mir eigentlich gethan? Ich bin in keiner glücklichen Stunde geboren. Und dann — ich habe dem Leben lange genug zugesehen — Der und Jener hat ja auch geliebt und auch geküßt und glücklich geheirathet und jetzt hebt sein Weib die Röcke gegen ihn auf. „Da — küsse mich." Seht Ihr. Wenn sie mein Weib geworden wäre, hätte ich sie vielleicht in kurzer Zeit geprügelt. Es ist ganz Alles eins, so oder so, ganz Alles eins.

Die Liebe hört dann beim Manne bald auf und ich sage, das Weib hat Recht sich bei Zeiten vor-

zusehen, so lange es jung und hübsch ist und so lange dem Manne der Kopf brennt; wie bald ist so ein Feuerchen gelöscht und wie rasch wird so ein Weibchen alt.“

Ich schüttelte den Kopf.

„Was befremdet Sie, Herr!“

„Daß Ihr nur von dieser natürlichen Liebe sprecht und doch selbst ein Zeuge seid für eine andere Liebe.“

„Ich habe nichts dagegen gesagt,“ rief der Capitulant, „ich gewiß am wenigsten. Ein Mann kann mit dem Herzen lieben, wenn es ihm Vergnügen macht, warum nicht? Aber ein Weib kann das nicht. Ich sage Ihnen, so ein Weib möchte erwiedern, was ein Mann für sie fühlt — erwiedern möchte sie es, aber wo ist die Möglichkeit?

Wenn ich mein Pferd liebe, wie sieht es mich an, so menschlich fast und möchte gleichsam sprechen zu mir und kann nichts weiter thun als mich liebkosen. Und scheint traurig darüber und trägt doch morgen einen anderen Herrn ebenso lustig. Kann ich sie Beide deßhalb verklagen? und bei wem?“ Kolanko lächelte tückisch mit ineinander gekniffenen

Lippen. „Ja der Jude weiß wohl,“ sprach er, „warum er täglich betet: ich danke dir, Herr, daß du mich nicht zum Weibe erschaffen.“ Wer eine Liebe hat, so eine herzliche Liebe, fuhr der Capitulant fort, „muß sich bei Zeiten fügen und entsagen oder er wird auf die lustigste Weise angeführt werden, denn das Weib ist in der Liebe, wie der Jude im Handel.“

„Was sagt Ihr vom Juden?“ meckerte mein Kutscher.

Der Capitulant sah ihn an und spuckte aus.

„Ueberhaupt,“ sagte er still, „ist zuletzt unsere ganze Weisheit: entsagen, dulden, schweigen.

Und wenn Ihr Euch wundert, daß ich diese Katharina so lange lieb behalten habe, wer sagt Euch denn, daß eine ehrliche Liebe ihren Gegenstand um jeden Preis besitzen muß? Man liebt eine Person nicht, weil sie gut oder schlimm ist oder etwa moralisch. O! Nein! — Ich liebe sie auch nicht, weil sie gut gegen mich handelt oder nicht. Man liebt sie nur, wenn man muß, wenn uns die Natur gleichsam keine Wahl läßt, gleichsam zu einer Person zwingt. Und nur eine solche Liebe erträgt Alles,

Spott, Gelächter, Schläge, Mißhandlung, Grausamkeit und fragt oft nicht einmal, ob man sie erwiedert; und nicht einmal die Zeit tödtet sie, die doch Alles tödtet."

„Ihr wärt ein vortrefflicher Ehemann geworden," sagte der Alte nach einer Pause. „Warum nehmt ihr kein Weib? Jeder möchte Euch mit Freuden seine Tochter geben und ein Haus und Grund und gute Groschen dazu."

„Es ist unhöflich abzulehnen," entgegnete der Capitulant, „aber habe ich Einen von Euch gebeten? — Wie soll ich ein Weib nehmen? Ich habe das erstemal so zu Euch gesprochen, Ihr kennt mich jetzt. Habe ich so aufrichtig mit dem Herzen geliebt, wie soll ich dann eine Andere lieben und gibt es keine solche Liebe — wozu ein Weib? Bin ich ein Thier?"

„Näher betrachtet, habt Ihr Recht," fügte Kolanko hinzu, „um so mehr, als Alles mit der Zeit vergeht."

„Alles nicht," sprach der Capitulant mit seinem schönen leuchtenden Blick.

„Und doch," seufzte er später, „Ihr habt die

Wahrheit gesprochen, Ihr am meisten. Ja, unser Empfinden sogar wird immer schwächer; später macht uns das, was uns weh gethan hat, beinahe eine Freude. Man denkt so an verstorbene Menschen wie an verstorbene Gefühle. Was sagt Ihr dazu, Kameraden? — Es ist so traurig, wenn man endlich weiß, was du da fühlst, dauert nicht. Wie hat mir das Herz weh gethan, als ich meine Eltern begrub und jetzt träume ich manchmal, daß ich z. B. mit meinem Vater Branntwein trinke und er ist ganz besoffen. Wie gefällt euch das? — Oder ich weiß, wenn heute etwas ist, ist es in einem Jahre vielleicht nicht mehr. Alles geht vorüber, wie die Wolken, die gegen Abend ziehen, so auch das Schlechte.

Alles kann der Wille. Nur gegen Krankheit und Tod kann er nichts.

Wenn so der Feldwebel am Samstag beim Rapport gleichmüthig eine Woche aus dem Kalender strich, war ich immer traurig, aber was ist das! — trauriger als die Vergänglichkeit der Zeit, des Lebens, ist die Vergänglichkeit, welche wir an uns selbst, unserem Denken, unserem Fühlen wahrnehmen.

Das ist das wahre Sterben. Ist das nicht natürlich? Täglich siehst du etwas Neues, Alles verändert sich um dich, anders ist es, wenn du ein Kind bist, anders, wenn du ein Mann, und so, kannst du derselbe bleiben? und verlangst von Anderen, daß sie sich nicht verändern?"

Einen Augenblick war Alles still, dann hörte man leise ein Glöckchen wimmern, weit, weit, unendlich kläglich.

„Da stirbt Einer," sagte der Greis und bekreuzte sich.

„Was fällt Euch ein," rief Mrak. „Das ist die Schlachta,[33] die heimkehrt von der Verschwörung in Tulawa. Paßt auf!"

Der Capitulant erhob sich, verlöschte bedächtig seine Pfeife und schob sie in den Stiefel; dann ging er langsam in das Freie hinaus, blieb stehen, nahm die Mütze ab, zog Luft durch Mund und Nase und hielt die Hand flach hin.

Das Glöckchen kam näher und näher.

Der Capitulant setzte die Mütze wieder auf.

„Die Kälte läßt nach. Der Wind hat umgeschlagen."

Er kehrte hierauf zum Feuer zurück und ergriff seine Flinte.

„Nun. Leute, thut Eure Schuldigkeit.“

Alle waren sofort auf den Beinen und umgaben mit ihren Sensen und Dreschflegeln den Capitulanten.

„Ein Schlitten. Habt Acht!“ rief Mrak von der Waldecke herüber.

Das verzweifelte Geläute ertönte schon ganz nahe, wir hörten die Peitsche des Kutschers wie einen Pistolenschuß knallen, die Pferde schnauben.

Jetzt tönte das „Halt!“ der Bauernwache.

„Halt! Halt!“ schrieen die Anderen und liefen hin.

Da stand jetzt der Schlitten und aus den Bärenfellen, die denselben bedeckten, erhob sich eine schlanke schöne Dame in einem kostbaren Pelze. Wie sie den Schleier von ihrem Capuchon zurückschlug, war sie noch schöner, aber furchtbar bleich. Ihre blauen Augen fieberten vor Zorn.

„Was wollt ihr,“ rief sie mit wutherstickter Stimme.

„Paß,“ antwortete die Bauernwache lakonisch.

„Ich habe keinen.“

„Legitimation.“

„Ich habe keine.“

„Dann seid Ihr arretirt,“ rief Mrak und fiel den Pferden in die Zügel.

Da trat der Capitulant vor, die Flinte auf der Schulter und nahm Mrak bei Seite.

Die Andern steckten schnell die Köpfe dazu.

„Lassen wir sie fahren,“ sagte der Capitulant halblaut.

„Lassen — ohne Paß — weßhalb?“

„Ich kenne sie,“ entgegnete er. „Laßt sie fahren.“

„Ich glaube dir gerne, daß du sie kennst,“ sagte jetzt bedeutsam der Alte. „Laßt sie nur fahren.“

Der Capitulant war an das Feuer zurückgekehrt und schürte die Flammen desselben.

Die Andern folgten langsam.

„Fahr zu,“ rief die Bauernwache spöttisch.

Die Dame sank in ihre Pelze zurück, der Kutscher knallte mit der Peitsche, der Schlitten flog auf der Schneebahn dahin.

Der Jude lachte.

„Wer war es?“ fragte ich bei Seite.

„Sie.“

„Sie?“

Der Pappendeckelmann nickte und arbeitete dann in dem Feuer herum.

„Das war die Herrin von Zawale,“ flüsterte der Alte. „Sie, die er geliebt hat und die er jetzt noch liebt.“

Wir schwiegen lange Zeit.

Dann sagte der Pappendeckelmann: „Sie soll auch nicht glücklich sein mit ihm, sie hat immer Hofschneider und habt ihr gesehen, wie bleich sie war?“

„Ah! seht mir den Schlitten an und die Pferde,“ rief der Capitulant. „Hat sie nicht Krakusen[34] und Kosaken? Die großen Herren küssen ihr die Hand — und den schönen Pelz, den sie hat. Warum soll sie denn nicht glücklich sein?“

Anmerkungen zum „Capitulanten."

1 Soldat der freiwillig eine doppelte oder dreifache Dienstzeit — in Oesterreich Capitulation genannt — ausgedient hat.

2 Sendboten der polnischen Emigration.

3 Der lange Oberrock unserer Bauern aus ungeschorenem zottigen Tuche, mit Kapuze.

4 Mütze.

5 Gürtel.

6 Der erste Marsch des Schlick'schen Corps im ungarischen Winterfeldzuge.

7 Räuber, ursprünglich Rebell.

8 Katharina.

9 Lange türkische Pfeife.

10 Tagseher in Kleinrußland.

11 Die Elfe der kleinrussischen Karpathen.

12 Widma — Wissende — die Hexe der Kleinrussen.

13 Die höchste Spitze der kleinrussischen Karpathen, im Huzulengebirge gelegen.

14 Ne toho jdu cerkowci Bohu se molyty,
Lys toho jdu do cerkowci, na lubka dywyty:
Oj pydu ja do cerkowci, stanu pid obrazy
Podywliu se raz na popa, na lubka try razy.

Kleinrussisches Volkslied aus dem Huzulenlande.

15 Wassernixe.

16 Wörtlich Arbeit, im vormärzlichen Oesterreich speziell die Frohne.

17 Robotpatent Kaiser Josephs II., das die Rechte der Gutsherren festsetzte und zugleich in vielem minderte und beschränkte.

[18] Stellvertreter des Edelmanns in der Wirthschaft und Dominikalgerichtsbarkeit.

[19] Spöttische Bezeichnung eines alten Weibes, zugleich ein Osterkuchen.

[20] Zwischen Galizien und Ungarn bestand damals die Zollschranke und blühte daher auch der Schmuggel.

[21] Franz.

[22] Kreishauptmann.

[23] Grundherrschaft und Gutsgericht.

[24] Im alten Polen hatte jeder mächtigere Edelmann seine Soldaten, in der Regel Kosaken und heute noch erscheinen in jedem Herrenhofe einige der Diener in Kosakentracht.

[25] Der galizische Soldat überträgt das Selfgovernment seiner Gemeinde, sowie das Volksgericht (Lynchjustiz) seiner Heimath auf sein Regiment und seine Compagnie.

[26] Das Wort ist dem galizischen Bauer geläufig und wurde in dem Landtage von 1861 in auffallender Weise von Bauerndeputirten gebracht, ebenso wie „Humanität."

[27] Die Uniform des Infanterieregimentes Parma, welches in Kolomea seinen Werbbezirk hat.

[28] 1846, das Jahr der polnischen Revolution und Gegenrevolution der galizischen Bauern.

[29] Der 18. Februar war in ganz Polen als Tag des Losbruches von der Pariser Nationalregierung festgesetzt.

[30] Ueberschrift eines Manifestes der polnischen Revolutionsregierung.

[31] 1848. Allgemeine Amnestie nach der Wiener Märzrevolution.

[32] Kapolna.

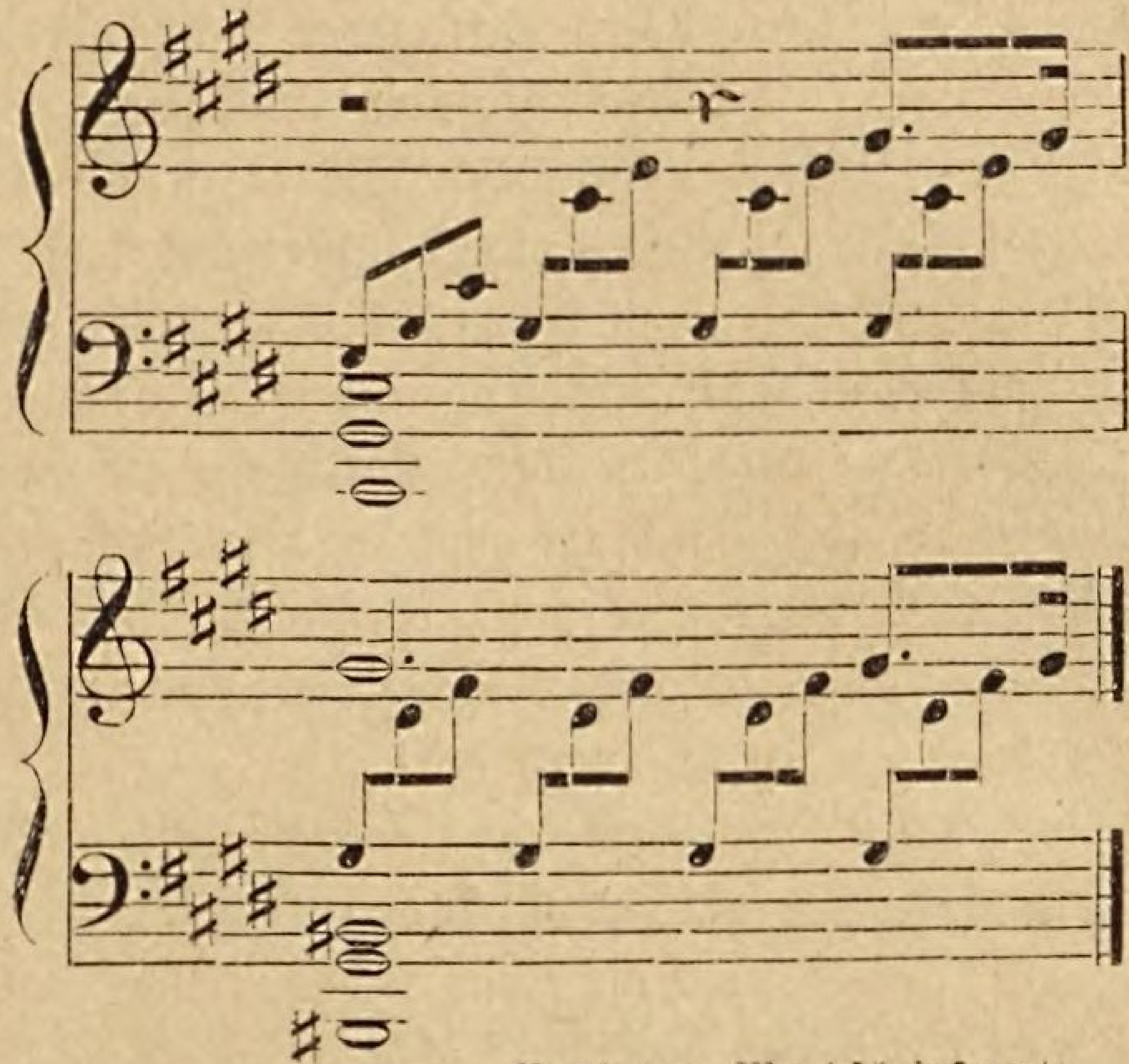
[33] Der Adel.

[34] Krakauer. Kutscher und Reitknecht tragen in den polnischen adeligen Häusern in der Regel die kleidsame Tracht der Krakauer Bauern.

Mondnacht.

1868.

Motto:



Beethoven Mondscheinsonate.
Oeuvre 27, 2.

Statt eines Vorwortes.

Aus einem Brief des Verfassers an die Herausgeber des „Salon.“

Da haben Sie endlich die „Mondnacht.“ Wenn ich etwas spät damit komme, so werden Sie es mir vergeben. Die Novelle ist etwas ganz Anderes geworden, als ich zuerst beabsichtigte, und mit der Idee und dem Vorwurfe wuchs auch der Umfang. Erlauben Sie mir, ehe Sie dieselbe lesen, mit Ihnen eingehender von meiner Dichtung zu sprechen.

Ich fürchte, daß dieselbe dem Rahmen einer eleganten Zeitschrift beinahe entwachsen ist; aber der „Salon“ ist auch ein Organ für alle ernsten Interessen der Nation, der Gesellschaft und so hoffe ich wieder nicht ganz Unwillkommenes zu bieten.

Eben ein Blatt wie das Ihre, denke ich, müßte vor Allem jener Pruderie, jener Heuchelei den Rücken kehren, welche noch auf unserem ganzen Leben lastet, und im Norden mehr wie im Süden. Es hat mich oft schon mit Bitterkeit erfüllt, daß dem deutschen

Dichter nicht gestattet werden will, gleich dem französischen oder russischen, die tiefen Probleme des Menschenlebens und der Gesellschaft in den Kreis seiner Darstellung zu ziehen, daß Bücher wie der Faust, Werther und die Wahlverwandtschaften, welche den andern Nationen vorzugsweise Achtung vor dem deutschen Genius einflößen, in der deutschen Literatur so entsetzlich vereinsamt dastehen.

Es darf freilich verlangt werden, daß diese Fragen, welche gleichsam in den Eingeweiden jedes Menschen wühlen, nur mit wirklichem Ernst behandelt werden, daß da jede Frivolität bei Seite gelassen wird; aber eine Nation, welche einen Schopenhauer hervorgebracht hat, kann sich auch in der Poesie nicht für die Dauer einer strengen und tiefen Erörterung der socialen Fragen verschließen.

Ich habe eine solche zuerst in meinem „Don Juan von Kolomea" gewagt und ich glaube sagen zu dürfen: mit Glück. Aus allen Theilen Deutschlands wurden mir Kritiken voll warmer Zustimmung, kamen mir zustimmende Briefe zu, von den namhaftesten Schriftstellern, von hochachtbaren Frauen wie von einfachen Lesern, und es war nicht

allein die Form, der Realismus der Darstellung welcher Beachtung fand, sondern gerade der Inhalt, die Weltanschauung, die leitenden Ideen.

Die „Mondnacht“ gehört ebenso wie „Don Juan von Kolomea“ einem von mir beabsichtigten Cyklus von Novellen an, welche das Verhältniß von Mann und Weib behandeln sollen.

Diese Dichtung, ich weiß es selbst am besten, schneidet in das Fleisch der Gesellschaft; aber sie ist gewiß ebenso wenig frivol wie die Novelle, die ihr vorausging und gleich dieser — um Kürnbergers Worte zu citiren — „ein Stück Naturgeschichte des Menschen.“ Das Ungewöhnliche liegt wohl nicht so sehr im Sujet, als in den Ideen und der Darstellung. Die Lebensanschauung der großen slawischen Welt in Osten wird freilich auf den ersten Blick für den deutschen Leser etwas Ungewöhnliches haben; aber entspricht sie nicht in ihren Grundzügen ganz den Ideen Schopenhauers? Findet man nicht da wie dort denselben gesunden Pessimismus, dieselbe rückhaltlose Anerkennung der Naturgesetze, dasselbe Gefühl der Nothwendigkeit, dieselbe Resignation, dieselbe Strenge des Pflicht-

gefühls, dieselbe tiefe Natur-, Thier- und Menschenliebe?

Wenn *Turgènjew* sagt: „Das Leben ist kein Scherz, kein Spiel, das Leben ist auch kein Genuß, das Leben ist eine schwere Arbeit. Entsagung, beständige Entsagung: das ist sein geheimer Sinn, das ist sein Räthselwort; nicht auf Verwirklichung seiner Ideale, sondern auf die Erfüllung seiner Pflicht soll der Mensch bedacht sein," — meint man da nicht Schopenhauer zu hören? — Dieselbe Lebensanschauung finden Sie auch bei mir, in dem „Don Juan," im „Capitulanten," in der „Mondnacht," nur vielleicht noch etwas prononcirter.

Erlauben Sie mir schließlich noch ein Wort über das *Wunderbare, scheinbar Phantastische*, das in der Novelle liegt. Ich bin auf Zweifel gefaßt. In diesem Sinne habe ich das Vorwort an Grafen Stadion geschrieben. Die *Somnambule ist vollkommen nach der Natur gezeichnet*, jeder Zug ihrer Geschichte *ist wahr und erlebt*.

An Emerich Grafen Stadion in Venedig.

Lieber Emerich!

Du bist vielleicht der Einzige, der meine Geschichte ganz verstehen, ganz glauben wird, denn es war ja das kleine Haus mit den düsteren Bäumen, in dem wir uns das erstemal trafen und die Hand drückten. Du kennst die schöne bleiche Frau mit dem offenen dunklen Haar und dem kranken Herzen, die in der Mondnacht mit geschlossenen Augen ein anderes wunderbares Leben lebt, Du weißt, daß nur die Decoration und die Staffage hie und da etwas verändert, daß jeder Zug in meiner Geschichte erlebt ist; Du erinnerst dich gewiß noch auf alles ebenso genau wie ich, auf die pelzbesetzte Sammetjacke, die abgegriffene Ausgabe des Faust und die kleinen braunen Fauteils, und Du weißt auch, daß sie mit geschlossenen Lidern schärfer sah als wir mit unseren offenen Augen, daß sie Jedem gleichsam das Herz aus der Brust nahm und es lächelnd

vorwies wie ein anatomisches Präparat! Du hast gewiß noch den lieben kindlichen Ton im Ohre, mit dem sie zu mir sprach, mit dem sie mir im tiefen somnambulen Schlafe ihre Schicksale erzählte, so klar, so fließend, so schalkhaft oft, so bis in das kleinste Detail lebendig und gegenwärtig, wie wenn sie dieselbe aus einem höchst trefflichen Buche herauslesen würde. Du allein wirst alles verstehen, alles; deßhalb schreibe ich Deinen Namen über diese Geschichte, die Dir ein herzlicher Gruß sein soll und eine wehmüthige Erinnerung.

Dein

Graz, 12. März 1868.

Leopold.

Mondnacht.

Es war eine klare, warme Augustnacht. Ich kam vom Gebirge herab, die Flinte auf der Schulter, mein großer schwarzer englischer Wasserhund ging müde Schritt für Schritt hinter mir und ließ die Zunge hängen. Wir waren vom Wege abgekommen. Mehr als einmal stand ich still, blickte umher und suchte mich zurecht zu finden. Dann setzte sich mein Hund regelmäßig nieder und sah mich an.

Vor uns lag ein sanftes bewaldetes Hügelland. Ueber den blauschwarzen Bäumen stand der volle rothe Mond und warf ein grelles Feuer auf den dunkeln Himmel. Groß und ruhig floß der weiße Strom der Sterne von Osten gegen Westen, tief am nördlichen Horizonte stand der große Bär. Zwischen den nahen Weidenstämmen stieg ein leichter

durchsichtiger Dunst von dem kleinen Sumpfe auf, welcher in mattem grünen Schimmer zitterte, eine Rohrdommel stöhnte im Schilf. Wie wir vorwärts schritten, füllte sich die Landschaft immer mehr mit Licht. Zu beiden Seiten traten die düsteren Baumwände langsam zurück und vor uns wogte die Ebene, ein grünes schimmerndes Meer, auf dem ein weißer Edelhof mit seinen großen Pappelbäumen wie ein Schiff mit vollen Segeln schwamm. Von Zeit zu Zeit zog ein sanfter Luftstrom durch Halme und Blätter und mit ihm ein wunderbarer Ton. Als ich näher kam, entfaltete er sich in schwermüthiger Schönheit. Es war ein gutes Piano und eine geübte feine Hand spielte die Mondscheinsonate von Beethoven. Mir war es, als werfe eine wunde Menschenseele ihre Thränen auf die Tasten. Eine verzweifelte Dissonanz — dann schwieg das Instrument. Ich war kaum hundert Schritte von dem kleinen einsamen Edelhofe entfernt, dessen finstere Pappeln trübselig rauschten. Ein Hund rasselte traurig an seiner Kette, ein fernes Wasser sang einförmig, weinerlich durch die Nacht.

Jetzt erschien eine Frau auf der Freitreppe,

stützte beide Arme auf das Geländer und blickte hinab. Es war eine hohe schlanke Gestalt. Ihr bleiches Gesicht leuchtete im Mondlicht wie Phosphor, das dunkle Haar in einen üppigen Knoten geschlungen floß ihr über die weißen Schultern. Sie hörte meine Schritte, richtete sich auf und als ich am Fuße der Treppe stand, heftete sie ein paar große nasse dunkle Augen auf mich. Ich erzählte meine Geschichte und bat um ein Nachtlager.

„Alles, was unser ist," sprach sie mit tiefer, weicher Stimme, „steht Ihnen zu Diensten; wir haben so selten die Freude, einen Gast zu bewirthen. Kommen Sie."

Ich stieg die morschen hölzernen Stufen empor, drückte die kleine zitternde Hand, welche die Herrin mir entgegenstreckte und folgte ihr durch die offene Thüre in das Haus.

Wir traten in ein großes viereckiges Zimmer mit weißgetünchten Wänden, dessen ganze Einrichtung in einem alten Spieltische und fünf hölzernen Stühlen bestand. Dem Spieltische fehlte ein Bein, statt dessen war einer der problematischen Stühle untergeschoben und stützte mit aufgeschichteten Ziegel-

steinen die schwankende Platte. An dem Spieltisch saßen vier Männer beim Taroc. Der Gutsherr, ein kleiner Mann mit stumpfen, festen Zügen, kleinen tiefen blauen Augen, einem kurzen, trockenen Schnurrbart, kurzgeschorenem blonden Haar erhob sich, mich zu begrüßen, hielt die Pfeife mit den Zähnen fest und bot mir die Hand. Während ich meine Geschichte und meine Bitte wiederholte, ordnete er seine Karten und nickte zustimmend mit dem Kopfe, dann saß er wieder auf seinem Stuhle und nahm nicht weiter Notiz von mir.

Die Edelfrau hatte einen Sessel aus dem Nebenzimmer geholt und für mich an die gefährliche Ecke gesetzt, dann verließ sie uns, um ihre Anordnungen zu treffen, und ließ mir Muße, die Gesellschaft zu betrachten.

Da war zuerst der russische Pfarrer aus dem nächsten Dorfe, ein Athlet an Knochenbau und Muskelkraft mit dem Nacken eines Stiers, einem blöden versoffenen Gesicht, auf dem der Schnaps in allen Nuancen von Roth brannte. Er lächelte immerfort mitleidig und stopfte zuweilen aus einer hohen ovalen Rindendose Tabak in seine platte aufgestülpte

Nase, zog dann ein blaues Tuch mit phantastischen türkischen Blumen aus der Brust und wischte sich den Mund. Neben ihm saß ein Nachbar unseres Wirthes, ein lockerer Pächter in schwarzem Schnürrock, welcher unermüdlich leise durch die Nase sang und die stärksten geschwärzten Cigarren rauchte. Der dritte war ein Husarenofficier mit dünnem Haar und starrem schwarzen Schnurrbart. Der lag da im Quartier und hatte es sich bequem gemacht. Er war ohne Cravatte, im offenen Sommerkittel mit verschossenen Aufschlägen, verzog keine Miene beim Spiele, nur dampfte er furchtbar, wenn er verlor und trommelte zu gleicher Zeit mit der rechten Hand auf dem Tische. Man lud mich ein mitzuspielen. Ich entschuldigte mich durch Müdigkeit. Wir bekamen bald etwas kalte Küche und Wein.

Die Edelfrau kehrte zurück, nahm in einem kleinen braunen Fauteuil, den der Kosak hereinrollte, Platz und zündete sich eine Cigarette an. Sie nippte aus meinem Glase und reichte es mir mit einem anmuthigen Lächeln. Wir plauderten von der Sonate, welche sie mit so viel Verständniß gespielt hatte, von dem neuesten Buche Turgènjews, von der russi-

schen Schauspielergesellschaft, die in Kolomea einige Vorstellungen gegeben hatte, von der Ernte, den Gemeindewahlen, von unsern Bauern, die Kaffee zu trinken beginnen und wie die Zahl der Pflüge im Dorfe zugenommen habe seit der Aufhebung der Unterthänigkeit. Sie lachte auf und warf sich in ihrem Sessel herum. Der Mond schien gerade auf sie.

Plötzlich wurde sie still, schloß die Augen, klagte nach einer Weile über Kopfweh und ging auf ihr Zimmer. Ich pfiff meinem Hunde und zog mich gleichfalls zurück.

Der Kosak führte mich durch den Hof. Auf einmal stand er still und blickte mit einem tölpelhaften Lächeln in den Mond. „Was das für eine Macht hat über Menschen und Vieh," sagte er. „Unser Betyar heult ihn die ganze Nacht an und der Kater macht Musik auf dem Dache, und wenn er unserer Köchin ins Gesicht scheint, spricht sie aus dem Schlafe und wahrsagt. So wahr ich meine Mutter liebe."

Mein Zimmer lag rückwärts nach dem Garten, von dem aus eine schmale Terrasse bis zu meinem Fenster emporstieg. Ich öffnete es und lehnte mich hinaus.

Der volle Mond goß aus erhabener Höhe sein feierliches, heiliges Licht in die Landschaft, er schwebte rein und wolkenlos über mir, die räthselhafte Welt seiner Oberfläche lag nur wie ein matter Duft, wie die zarte Zeichnung einer von innen erleuchteten Krystallampe auf seiner Scheibe. Ueber den tiefblauen Himmel flog nicht ein Wölkchen, schwamm nicht einmal jener leichte glänzende Dunst, der ihn von Mondlicht durchwoben mit geheimnißvollen Schleiern verhüllt. Die Sterne blitzten nur hin und wieder wie kleine verlöschende Funken auf. Endlos, träumerisch stumm, streckte sich die heimathliche Fläche gegen Osten. Große milchweiße Maiskolben neigten sich über den Gartenzaun zu mir herüber und weit hinaus lehnte sich Feld an Feld wie auf einem ungeheuren Schachbrett, weißer Roggen wechselte mit braunem Buchweizen und dunklem Weideland. Da und dort drängten sich schwarze Garben wie kleine Bauernhütten zusammen. Ein Feuer brannte einsam am Horizonte und trieb seinen silbergrauen Rauch still und langsam aufwärts. Schatten glitten über dasselbe und verschwanden, und näher zu mir klangen von Zeit zu Zeit dumpfe Glöckchen, und Pferde, mit

zusammengebundenen Vorderfüßen grasend, tauchten seltsam auf und ab. Und wo die Sense hell und scharf erklang, leuchteten mächtige Heuschober in feuchtem Dunst, lag die Wiese in nassem Schimmer, streckten sich magere schwarze Ziehbrunnen, standen dunkle Maulwurfshügel wie ein ferner Festungsgürtel. Und dort zerschnitt der schnelle blitzende Bergfluß die Gegend, von Sümpfen wie von Stücken eines zerbrochenen Spiegels umgeben.

Durch den Garten ging unhörbar auf sammtenen Pfoten eine weiße Katze, sie schimmerte wie Schnee zwischen den hohen Gräsern, welche sich nur leise bewegten und gab manchmal jenen traulichen sehnsüchtigen Ton, ähnlich dem Gurren einer Taube, dem eigensinnigen Weinen eines verschlafenen Kindes. Sie sprang über den Zaun und tauchte nach einer Weile links am Fuße des Dammes auf, welcher wie der Trümmerrest eines Tartarenwalles vom Edelhofe zu dem Dorfe lief. Sie erkletterte ihn geräuschlos und saß jetzt leise klagend an dem Ufer des Teiches, in dessen mattem silbernen Spiegel sie sich zu betrachten schien. Großblätterige Wasserlinsen spannten über denselben einen grünen, gleich einem Spitzen-

tuche regelmäßig durchbrochenen Ueberzug, aus dem weiße und gelbe Seerosen wie bunte Flammen im blauen Mondlicht emporloderten.

Jetzt dehnte die kleine verliebte Nachtwandlerin die weichen Glieder und ging leise an dem hohen blanken Schilf, den bleichen Wasserlilien, dem Kahn, der an seiner Kette ächzte, dem schlafenden Schwan vorüber, gegen den tiefen dampfenden Wald, welcher, vom Mond beglänzt, wie eine glatt polirte Wand dastand. Ringsum in den feuchtglänzenden Büschen, welche den Teich, den Fluß umsäumten, sangen die Nachtigallen und jetzt schluchzte eine ganz nahe, im Garten, so süß, so herzzerreißend. Die schweren Obstbäume dämpften mit ihren zahllosen schwarzen Blättern das klare Licht des Mondes und doch leuchtete jedes Gras, und jede Blume sprühte ein magisches Feuer; so oft die Luft leise durch den Garten strich, rieselte flüssiges Silber über den Rasen, die Kieswege, die Himbeersträuche unter meinem Fenster; der rothe Mohn begann zu brennen, die Melonen lagen wie goldene Kugeln in den grünen Beeten, die Wasserkufe schien mit Silber gefüllt, der Flieder, von Leuchtwürmern bedeckt, stand im feuchten Dunst

wie der brennende Busch Mosis und Leuchtkäfer flogen wie Funken aus demselben empor. Die Geisblattlaube mit Mondlicht gefüllt und von innen erleuchtet, erhob sich aus dem Garten wie eine Kapelle, in der die ewige Lampe brennt. Berauschender Duft von Flieder und Thymian stieg auf und manchmal trug ein Lüftchen den frischen Heugeruch der Wiesen herüber.

Die ganze Natur dämmerte leise im keuschen Licht der Mondnacht und schien nach Ausdruck zu ringen. Das Wasser sang einförmig fort, die Luft schlug von Zeit zu Zeit die Blätter der Bäume zusammen, die Nachtigallen schluchzten, die Grashüpfer schwirrten, da und dort schnarrte ein Laubfrosch, in dem Fensterstock, auf dem ich lag, pochte emsig der Holzwurm und über meinem Haupte zwitscherten in ihrem heiligen Nest die Schwalben. Und jetzt begann die Mondnacht zu tönen, Licht, Duft und Melodie wurden Eins: die Edelfrau spielte die Mondscheinsonate. Mir wurde wunderbar still zu Muthe und wie sie zu Ende war, schwiegen die Bäume, die Nachtigallen, nur der Holzwurm pochte fort.

Strenge Unbeweglichkeit, tiefe Stille in der weiten

Landschaft, bis sich ein scharfer frischer Wind erhob und abgerissene Accorde eines schwermüthigen Liedes zu mir trug.

Es waren die Schnitter, welche die kühle helle Nacht benutzten und emsig arbeiteten; ich sah sie im Mondlicht deutlich wie Ameisen auf dem gelben Felde herumkrabbeln.

Alles schweigt jetzt, nur der Mensch ist wach in seinem Elend und müht sich ab im Schweiße seines Angesichts um dies traurige lächerliche Dasein, das er gleich heftig liebt und verachtet.

Sein ganzes Denken ist mit blindem Eigensinn vom dämmernden Morgen bis in die Nacht darauf gerichtet, sein Herz zieht sich wie in einem Krampfe zusammen, sein armer Kopf beginnt zu fiebern, wenn er dasselbe bedroht oder sich das, was er für die Genüsse, den Werth desselben hält, verkürzt, geraubt sieht, und noch im Schlafe arbeitet sein Hirn fort für morgen und übermorgen und immer weiter, und im Traume quälen ihn die Bilder des Lebens. Sein Wesen zeigt eine immerwährende Unruhe, sich dasselbe zu sichern und zu befestigen, er baut und trägt zusammen für die Ewigkeit, ob er mit seinem Pfluge

diese lockere Erde aufwirft, die den ewig kochenden Herd seines Daseins deckt, oder mit seinem kleinen Fahrzeug durch das Weltmeer steuert, ob er den Gang der Sterne beobachtet oder die Geschicke und Vergangenheit seines Geschlechts mit kindischem Fleiße zusammenschreibt — er studirt, ersinnt, entwirft und erfindet nur, um seine traurige Maschine im Gange zu erhalten, er gibt seine besten Gedanken zu jeder Stunde um ein Stück Brod. Leben will er vor Allem, Leben und Nahrung für das elende Lämpchen, das jeden Augenblick zu erlöschen droht für immer.

Und deshalb seine Angst, sein Leben fortzusetzen in neuen Geschöpfen, denen er das Testament seiner Freuden hinterläßt und die nichts erben als seine Schmerzen, seine Kämpfe, seine Leiden. Wie er sie liebt, seine Erben, sie hütet und pflegt und aufzieht, als wäre sein liebes Ich verdreifacht, verzehnfacht!

Und ebenso erfinderisch er ist, sein Dasein fortzusetzen und nach seiner Weise auszubeuten, ebenso rastlos und rücksichtslos zeigt er sich das Dasein aller Andern zu gefährden, zu bedrohen, für sich zu plündern. Er betrügt, er stiehlt, er raubt, er mordet

ohne Unterlaß. Weitläufige, wahnsinnige Theorien stellt er auf, um ganze Geschlechter seiner Brüder schutzlos seiner Selbstsucht zu unterwerfen. Ohne Bedenken hat er das Thier, hat er Menschen anderer Farbe, anderer Sprache verworfen und gebrandmarkt, und Alles nur, um zu leben auf Kosten der Lebendigen.

Ein ewiger blutiger Krieg, heute still von Herd zu Herd, von Esse zu Esse, morgen laut und lärmend auf Schlachtfeldern und Oceanen, und immer unter heiligen, betrügerischen Fahnen, und immer ohne Erbarmen und ohne Ende. —

Und doch bist du herbe, heilige Entsagung, ist dein sicherer Friede das einzige Glück, das uns beschieden ist, Ruhe, Stille, Schlaf und Tod; und warum schaudert uns doch so vor ihm, der alle Zweifel löst und alle Schmerzen stillt! warum flackert das Lämpchen in unserer Brust so ängstlich, wenn der eisige Hauch der Vernichtung es anweht? Wie wir uns anklammern an unsere Erinnerungen, wie wir nur fortleben wollen in uns selbst! Sich nicht mehr erinnern, nicht mehr weiter denken, nicht mehr träumen! Da faßt es die Creatur so angstvoll, so

verzweifelt, da kommt jenes tiefe unheilbare Grauen über sie in schweigsamen Nächten.

Unheilbar? Nein. Doch heilbar, aber nur durch den Gedanken. Sein Licht hält uns aufrecht überall; es leuchtet kalt und hell, aber nicht unfreundlich in Nacht und Abgrund und allmälig erhellt es unsere Seele, zerstreut die Schatten, die uns ängstigen und macht uns bescheiden, friedfertig und ruhig.

Und wie das stille, weiche Licht der Mondnacht in meine Seele fällt, steigen bekannte liebe Gestalten verklärt vor mir herauf und wie verbannte Götter ziehen die geweihten Ideale vergangener Zeit vorüber, gleich stillen großen weißen Wolken. Wesen, die ich geliebt, und die jetzt in Kälte oder Haß von mir getrennt, oder lange schon die Erde deckt, und jene erhabenen Traumbilder einer kühnen goldenen Jugend, er, der zu seinem Volke sprach in Blitz und Donner auf dem Berge Sinai, und jener größere, der, die Dornenkrone auf dem Haupte, das Kreuz der Menschheit auf den blutigen, zerfleischten Rücken lud. Zerstückte Nebel flattern im Mondlicht wie theure, alte, längst zerrissene Fahnen, und welke

Blumen und verdorrte Kränze. Und ein geliebtes Weib, mit üppigen blonden Flechten und holdem Mädchenantlitz sieht mich mit treuen sehnsüchtigen Augen an, und immer neue Träume bekommen Leib und Glieder, und immer neue heilige Gedanken! Das Mondlicht brennt in tausend blauen Flammen, die gleich Opferkerzen gen Himmel lodern, der Duft der Mondnacht schwebt wie Weihrauch empor, der Wald rauscht in tiefem feierlichen Orgeltone.

Ich kehre mich ab.

Mir graut endlich vor diesen schimmernden Träumen, diesen lügenhaften Idealen einer gedankenlosen, daseinstollen Jugend.

Die Wirklichkeit ist rauh aber ehrlich. Es ist eine Lüge, daß die Natur nichts von dir wissen will. Sie ist in ewigem Wechsel stets unveränderlich und zeigt dir heute noch dasselbe kalte, finstere, aber mütterliche Antlitz wie vor tausendmal tausend Jahren. Du aber hast dich von ihr losgerissen, du betrachtest sie mit Gleichgültigkeit, du verachtest ihre Kinder, deine Brüder, die geringer sind wie du, du hast dich über sie erhoben und hängst jetzt wie der Faust der Polen [1] zwischen Himmel und Erde. Und doch

nähren ihre tausend Brüste den lieblosen Sohn und ihre Arme sind stets geöffnet, dich wieder aufzunehmen. Ihre strengen Gesetze stehen ringsum aufgerichtet auf ehernen Tafeln, du kannst sie überall herablesen, wenn du von ihr lernen willst. —

Wieder tönte das Lied der Schnitter, die Gräser schossen im Mondlicht wie Flammen durcheinander, der Wald rauschte majestätisch. Die Luft war herb und frisch.

Ich kleidete mich langsam aus, untersuchte meine Flinte, stellte mir sie zu Häupten in die Ecke und warf mich auf das klösterliche Bett, das an der kahlen Wand stand. Mein Hund streckte sich, wie immer, vor dasselbe, sah mich noch einmal an mit treuen verständnißvollen Augen, schlug den Boden mit der Ruthe und bettete dann seinen Kopf auf den müden Vordertatzen. Immer langsamer schlug er den Boden, immer tiefer wurden seine Athemzüge, jetzt seufzte er, er träumte. Das Fenster blieb offen.

Auch ich träumte noch einige Zeit mit offenen Augen, dann wohl im Schlafe. Ich war müde und bald kam jenes wohlthuende Selbstvergessen über uns, das uns ein freundlicher Vorbote des Todes ist.

Wie lange ich gelegen, weiß ich nicht.

Plötzlich hörte ich ein seltsames Geräusch, erst im halben Schlafe noch, dann deutlich, mit offenen Augen. Der Hund regte sich, hob den schönen Kopf mit den wachsamen Augen, zog Luft ein und schlug dann kurz und heiser, wie auf Hochwild an. Ich war vollkommen wach geworden, meine Hand hatte ich unwillkürlich um den kalten Lauf meiner Flinte gelegt.

Eine tiefe Stille war in der Natur, welche nur schwer und traurig zu athmen schien, dann wieder jenes seltsame unheimliche Geräusch, ein geisterhaftes Schweben, ein Rauschen wie von schleppenden Gewändern.

Und jetzt — mit einem Male — stand eine hohe weiße Gestalt im offenen Fenster, ein Weib mit königlichen Gliedern, von leichten, wogenden Stoffen kaum verhüllt; das Gesicht von mir abgekehrt, erschien sie im kalten Lichte des vollen Mondes wie durchsichtig. Ihre ausgestreckte Hand war wie von einer rothen Flamme beleuchtet.

Mein Hund sträubte die Haare, schauderte, zog sich langsam zurück und winselte. Ich faßte meine

Flinte und bereitete mich zum Schusse. Ich weiß heute noch nicht warum. Ich that es instinctmäßig. Mir war unheimlich kalt am ganzen Leibe.

Der Hahn knackte.

In demselben Augenblick wendete sie ihr Haupt zu mir.

Es war die Gutsfrau. Ihr aufgelöstes schwarzes Haar fluthete nun über ihr weißes Nachtkleid herab. Ihr Antlitz war noch bleicher und schien zu leuchten wie die Scheibe des Mondes. Sie lächelte und winkte mir mit der Hand. Und jetzt sah ich erst, daß ihre Augen fest geschlossen waren. Ein tiefer Schauer kam über mich. Sie schien durch die geschlossenen Augenlider in das Zimmer und auf mich zu blicken und zu zögern.

Als ich mich aufrichtete, winkte sie mir nochmals, legte den Finger auf die Lippen, blickte mit geschlossenen Augen noch einmal zurück und stieg dann herab in das Zimmer. Ohne mich zu beachten, ging sie langsam durch dasselbe, an mir vorbei, mit sicherem festen Schritt und kummervoll gesenktem Haupte und ließ sich langsam zu Füßen meines Bettes auf die Knie nieder. Ihre rechte Hand ruhte

auf der Pfoste, sie selbst sank herab, in sich zusammen und preßte ihre Stirn gegen das rohe Holz. So lag sie einige Zeit, dann begann sie leise zu weinen.

Mich hat das Weinen einer Frau nie besonders ergriffen; aber sie weinte so bitterlich, so aus der Tiefe ihrer Brust, wie ein Thier, das nicht reden kann, daß ich mich erschüttert zu ihr hinabbeugte.

„Er ist todt, ich weiß es," begann sie leise mit einer Stimme, die mir in die Seele schnitt, „sie haben ihn außer der Mauer des Kirchhofes begraben wie einen Selbstmörder, und ich möchte zu ihm." Sie stützte den Kopf in die Hand und seufzte. „Aber es ist so weit, weit," wiederholte sie mit trockenem halbersticktem Ton. „So komme ich hier zu ihm. Er ist auch da."

Hierauf erhob sie sich und tastete sich langsam längs der leeren Wand hin, als fürchte sie jeden Augenblick, die Füße könnten ihr den Dienst versagen. Dann kehrte sie sich plötzlich zu mir, schien mich lange aufmerksam anzusehen und schüttelte dann den Kopf. „Er ist nicht da," sagte sie kurz und fest, „er ist todt." Zugleich begann sie am ganzen Leibe

zu beben, mit den Zähnen zu knirschen und warf sich mit einem dumpfen Schrei zu Boden, mit dem Gesicht zur Erde. Da lag sie nun, vergrub die Hände in ihrem Haar und schluchzte laut. Dann leise und immer leiser.

Jetzt war sie ganz still.

Sie regte sich nicht einmal.

Ich machte eine Bewegung, um ihr zu Hülfe zu eilen, da richtete sie sich auf. Ihr Antlitz war merkwürdig sanft geworden und schien von innen heraus, gleichsam von einem Lächeln verklärt. Wie sie sich erhob, war es als schwebe sie langsam feierlich empor, ihre Füße schienen zuletzt nicht mehr den Boden zu berühren. Unhörbar leise schwamm sie wie mit geschlossenen Füßen über die Diele und stand jetzt still, ruhig, von blauen Strahlen umflossen gegen den Mond.

Sie blickte zu ihm empor und sprach zu mir.

„Was wird der Leopold von der Olga denken?“ sagte sie mit wehmüthiger Milde. Sie sprach von sich und mir in der dritten Person und nannte jedes mit dem Taufnamen. Ich schwieg, betrachtete sie und das Herz stand mir still. Sie war offenbar

somnambul oder, wie unsere Bauern sagen: „mondkrank.“ Noch immer hielt ich das Gewehr gedankenlos im Arme. Sie trat näher und streckte die Hand darnach aus. Ich wich erschreckt zurück. Ein Lächeln spielte fast muthwillig um ihre Lippen. „Der Leopold darf unbesorgt sein,“ sagte sie, „er kann der Olga die Flinte geben, sie sieht ja mehr wie er.“

Und als ich das Gewehr gegen die Wand hielt, zog sie die Brauen zusammen und riß es ungeduldig an sich, wie Jemand, der böse wird, weil man ihm etwas nicht zutraut und beweisen will, daß man damit im Unrecht ist. Mit einer raschen elastischen Bewegung wich sie zurück und hielt jetzt das Gewehr, das Rohr aufwärts, wie ein Jäger auf dem Anstand.

„Nun,“ sprach sie, „was ist da für eine Gefahr dabei?“ ließ vorsichtig den Hahn herab und stellte die Flinte ruhig in die Ecke.

Ich athmete auf.

„Der Leopold darf nicht schlecht von der Olga denken,“ begann sie, wieder das Antlitz zum vollen Mond erhoben, „ich bitte ihn,“ rief sie, und schon kamen ihr die Thränen, sie kniete nieder und hob

die Arme zu mir empor. „Er darf nichts erzählen, Niemandem," fuhr sie geheimnißvoll, leise fort, „auch der Olga nicht, sie würde sich das Leben nehmen vor Scham."

„Niemandem," sagte ich. Meine Stimme zitterte.

„Niemandem," wiederholte sie feierlich.

Tief bewegt beugte ich mich zu ihr hinab und wollte sie aufheben. Sie schüttelte das schöne geisterhafte Haupt und ließ es dann langsam auf die Brust herabsinken. „Er muß jetzt Alles erfahren, Alles," murmelte sie vor sich hin. „Alles."

„Nein," rief ich, „erzähle nicht, wenn es etwas ist, was dir Pein macht. Ich will dein Geheimniß nicht."

„Er müßte an der Olga irre werden, ja er zweifelt jetzt schon," erwiederte sie traurig, „die Olga ist nicht leichtfertig, aber unendlich unglücklich. Ich muß ihm jetzt Alles sagen. Aber er wird dann schwören. Wird er?" Sie fragte ohne aufzublicken.

„Ja," sagte ich.

Plötzlich kroch der Hund hervor, beroch sie, stieß ein kurzes heiseres Bellen aus und blöckte die Zähne. Sie legte sich zu ihm hinüber und begann ihn zu

streicheln. Er zitterte und zog sich scheu unter das Bett zurück.

„Ich muß, ich muß," seufzte sie dann, „nur so kann es gut enden, nur so. Ich will nicht, daß der Leopold schlecht von der Olga denkt, sie ist ja so arm." Sie rutschte auf den Knieen bis zu mir und legte den Kopf an die Pfoste. Die Hände hatte sie demüthig wie eine Sklavin auf der Brust gekreuzt. „Ich weiß, er wird die Olga verstehen; darum erzähl' ich ihm."

Mich schüttelte ein leises Fieber.

„Er kann ruhig sein," flüsterte sie zutraulich; „es ist von keinem Verbrechen die Rede. Die Olga hat mit Willen Keinem ein Leid gethan. Ihre Geschichte ist einfach traurig, weiter nichts. Er darf nicht weinen."

Ich lehnte mich an die Wand zurück und sah sie an, meine Augen brannten, mein Gaumen war ganz trocken.

„Ich erzähle ihm gerne," begann sie mit einer gewissen schwermüthigen Grazie, „er kennt die Natur des Weibes —"

Ich nickte unwillkürlich.

„Die Olga hat keine Sünde auf sich als daß sie ein Weib ist und daß sie erzogen wurde wie man ein Weib erzieht, zum Genuß, nicht zur Arbeit, gleich dem Mann. Die Frau ist ein Geschöpf für sich," fuhr sie fort, — die Worte flossen ihr vom Munde; „sie hat sich nicht so losgerissen von der Natur und ist um ebensoviel schlechter und auch besser als der Mann. Das heißt, was die Menschen so gut und böse nennen."

Sie lächelte.

„Von Natur aus denkt aber Jeder nur an sich und so kennt das Weib in der Liebe zuerst nur den Nutzen und die Eitelkeit. Sie muß vor Allem leben und kann ohne alle Mühe leben, indem sie dem Vergnügen des Mannes dient, das ist die Macht des Weibes und das ist auch ihr Elend. Nicht? —

„Die Liebe ist ihr ein Luxus, den sich der Mann gestatten kann, für sie ist sie das tägliche Brod. Aber Jeder, wenn er sein Leben fristet, will dann noch etwas mehr, er will dieß zusammengeflickte Selbst, auf das er gar so stolz ist, so weit als möglich über Andere erheben. Die Frau hat ihren Ehrgeiz wie der Mann, aber sie braucht sich nur

zu zeigen und sieht Sklaven und Götzendiener zu ihren Füßen, sie braucht nicht erst zu handeln, zu leisten, zu schaffen wie der Mann. Sie braucht auch Nichts zu lernen, sie lernt schön sein; was braucht sie mehr?

„Und kommt dann einmal die Zeit, wo sie begreift, was ein Mann, was die Liebe eines Mannes ist, dann erfaßt sie eine namenlose Angst zu lieben und geliebt zu werden, dann, wenn es längst zu spät ist, und ihr Schicksal bricht über sie herein.

„O! Elend ohne Hoffnung, ohne Aufschwung, ohne Befreiung!

„Die Olga wäre eine gute Frau geworden, sie hat einen offenen Kopf und ein redliches Herz, aber so! — —

„Man muß das Weib erziehen wie den Mann, dann wird es eine Gefährtin des Mannes sein. Er zweifelt?"

Ich zweifelte wirklich.

„Es bekommt uns nicht gut, wenn wir uns von der Natur entfernen," sagte ich, indem ich gleichsam laut dachte; „das Weib soll lernen eine gute Mutter zu sein. Alles andere ist Träumerei, oder Betrug und Schwindel."

„Glaubt er?“ entgegnete Olga, ohne ihre Stellung oder den Ausdruck ihrer Rede zu verändern. „Und der Mann wäre dann nur dazu da, Nahrung zu schaffen, sich, seinem Weibe, seinem Kinde?“

„Am Ende läuft doch Alles darauf hinaus,“ rief ich.

„Der Mann ist ein Anderer geworden im Lauf der Zeiten,“ sprach sie sanft, „er hat das Thier weit hinter sich gelassen, und der Mann, der denkt, ersinnt, erfindet, der Künste, Wissenschaften hat, braucht auch ein anderes Weib als jener, der vor Tausenden von Jahren geerntet hat ohne zu säen, und sein Wild erwürgt hat, wie der Wolf. — Aber ich will ihm eine Geschichte erzählen.

„Ich werde ihm Alles sagen, Alles erzählen, wie es kam. Ich sehe Alles so klar vor mir, die Dinge sind mir wie durchsichtig und ich sehe den Menschen in die Brust hinein, und die Olga sehe ich auch vor mir wie eine Fremde, ich liebe sie nicht, und hasse sie auch nicht.“

Sie lächelte wehmüthig.

„Ich sehe sie vor mir als Kind.

Sie war ein hübsches kleines Mädchen mit run=

den braunen Armen, dunklen Locken, großen fragenden Augen. Der alte Iwan, ein Hofknecht, der immer nach Schnaps roch und rothe Augen hatte wie vom Weinen, ging nie an ihr vorüber, ohne sie auf den Arm zu heben und zärtlich auf die Waden zu klopfen.

Einmal stand sie auf der Freitreppe. Drinnen saß neben der Mutter auf dem verschossenen gelben Divan ein junger Gutsbesitzer aus der Gegend, der von den Frauen sehr gerne gesehen war. Die Fenster waren offen und sie hörte seine Stimme. „Ja, die kleine Venus, Sie können ihren Stolz haben mit dem Kinde. Das wird einmal ein Weib;“ und die Olga wußte, daß von ihr die Rede war, wurde über und über roth und lief in den Garten. Dort ging sie still zwischen den Blumen hin, pflückte Rosen, Levkojen und Nelken, befestigte sie in ihrem Haar und betrachtete sich dann aufmerksam und stolz in dem kleinen Bassin. Ueber demselben stand eine Göttin der Liebe aus weißem Stein. Sie blickte zu ihr empor und dachte: „Wenn ich groß bin, werde ich so schön sein wie du.“ —

An Winterabenden in der grauen Stunde, bei

dem großen grünen flackernden Ofen, erzählte die gute Amme Kajetanowa den Kindern Märchen. Dabei hockte sie tief in dem schwarzen Lehnstuhl, in dem die Kinder den Großvater sterben sahen, und welcher für dieselben seitdem etwas Ehrwürdiges und Schauerliches hatte. Je weiter die Dämmerung fortschritt, je mehr das freundliche, rosige Gesicht der Kajetanowa in den Nebel zurücksank und nur ihre blauen Augen geisterhaft leuchteten, um so fester drängten sich die Kinder zusammen, um so leiser wurde der Ton, in dem sie flüsterten. Dann legte Olga ihren Kopf auf den Schooß der Amme, schloß die Augen und sah Alles wirklich geschehen. Sie war dann immer die schöne Czarewna, welche auf dem Rücken des silberweißen Schwans über das schwarze Meer schwamm, oder von dem geflügelten Rosse zu den Wolken emporgetragen wurde, und kein Anderer durfte um sie werben, als der Czarewitsch, und wie sie einmal das Märchen von dem dummen Iwas' hört, dem Bauer, welcher die Königstochter heimführt, da richtet sie sich plötzlich auf und ruft zornig: „Ich bin nicht die Königstochter, Kajetanowa!“ —

Im Sommer dagegen, wenn die Kinder aus dem Hofe am Abende unter den Pappeln spielten und die Olga dazu kam, spielten sie dann Hochzeit. Einer der Burschen machte den Geistlichen. Die Olga hatte einen Kranz aus Eichenblättern und stellte die Braut vor. „Du mußt mindestens ein Graf sein," sagte sie zu dem kleinen Bräutigam, „sonst heirathe ich dich nicht, ich bin zu schön für einen Schlachtschitsch."[2]

Sie wuchs heran, schoß groß und schlank auf, hüstelte etwas, hielt sich ein wenig vor. Welche schwere Sorge für eine Mutter. „Olga," sagte diese mehr als einmal, „Olga, du wirst schief, du bekommst keinen Mann, wirst vom Nähen leben müssen wie die bucklichte Celesta." Kamen die Frauen aus der Nachbarschaft zu ihrer Mutter und saßen um den Theetisch, so bediente Olga, trug kaltes Fleisch und Backwerk auf. Sie war ein halbgewachsenes Mädchen mit feinen Spitzen an den Höschen unten und langen dicken Zöpfen über dem Rücken. So oft die Frauen dann von ihren Töchtern oder andern Mädchen sprachen, von ihrer Zukunft und Versorgung, dann war stets nur von Heirath die Rede,

wie bei einem Manne von seinem Amte, seiner Anstellung. Die Tochter des Pfarrers bildete sich in der Hauptstadt zur Erzieherin.

„Natürlich,“ hieß es, „die Arme ist so häßlich, es fehlen ihr auch die vorderen Zähne, was bleibt ihr übrig?“ Einmal kam sie im Sommer auf Besuch und man war erstaunt, was sie für Kenntnisse in der Geographie, Geschichte, Naturwissenschaft, in fremden Sprachen hatte; aber die Olga lernte nur tanzen, reiten, singen, Klavier spielen, zeichnen, etwas sticken und französisch, Alles, was so einem Manne Vergnügen machen kann bei einer Frau, Nichts was ein Brod sichert. Dazu kamen die guten Lehren der Mutter. „Wirf mir die Augen nicht so herum, wenn ein Mann zu dir spricht, antworte artig aber kurz und suche das Gespräch bald abzubrechen. Je kostbarer du dich selbst machst, um so höher wird man dich schätzen.“ — Spricht man von einer Waare etwa anders? Immer wurde ihr gesagt, sie sei das hübscheste Mädchen in der ganzen Gegend und als die Eltern sie auf den ersten Ball geführt hatten, wurde sie allgemein eine Schönheit genannt, die nicht ihres Gleichen habe. Dann wurde

sie jedesmal, wenn man zu Nachbarn fuhr oder Sonntags zur Kirche ging, gehörig herausgeputzt, wie man den Pferden die Mähne mit Bändern durchflicht, wenn man sie auf den Markt führt. Die Mutter sah das Geld nie an, wenn es einen Anzug für ihre schöne Tochter galt. Wenn die Olga in einer Gesellschaft eintrat, bemerkte sie, wie Alles flüsterte, sie sah die leuchtenden Augen der jungen Männer, sie hörte ihre Reden, die von Süßigkeit überflossen, und nach und nach legte sich eine harte frostige Decke um ihr warmes, junges Herz.

Der Schulgehülfe gab Olga Unterricht. Er ließ sie Vorschriften schreiben, Rechnungen machen und laut lesen. Es war das Alles sehr nöthig, denn als sie den ersten Liebesbrief erhielt, konnte sie noch nicht orthographisch schreiben und sie hat es auch nie erlernt. Die Eltern ließen ihn dafür in dem kleinen engen Häuschen, das im Garten stand, wohnen und an ihrem Tische speisen.

Er hieß Tubal. Ich sehe ihn vor mir, einen jungen schüchternen Menschen mit großen, runden, kurzsichtigen, ängstlichen Augen, unendlich langen, dünnen Händen und einer plodernden rothen Weste,

die er dem Kammerdiener eines Grafen abgehandelt hatte. Aber er hatte unter der rothen Weste ein edles menschliches Herz voll Liebe und Güte und hätte zu jeder Stunde gern sein Leben hergegeben, um eine junge Katze aus dem Wasser zu ziehen.

Wenn Olga zu ihm in das Häuschen kam, saß er oft auf dem Tische und flickte ein altes Hemd oder seine Schuhe, dann wurde er immer feuerroth, stotterte und schoß im Zimmer herum als suche er etwas. Sonst war er recht bleich, etwas grünlich, mit Sommersprossen übersäet. Sobald jedoch Olga neben ihm an dem Tische saß, war er ein anderer Mensch; er hielt das große Lineal in die Seite gestemmt wie ein Cavallerist zu Pferde seinen Säbel hält, seine Stimme klang kräftig und in seinen Augen brannte ein ernstes, stilles Feuer, das der Olga wohl that, sie wußte nicht warum. Und wenn sie sich über ihr Heft bückte, dann fühlte sie, daß seine Augen beinahe zärtlich auf ihr ruhten.

Manchmal, wenn die Dämmerung hereinbrach, zog er ein altes schmutziges Heft unter seinem Kopfpolster heraus und las der Olga Gedichte vor.

Er hatte sie mit Geschmack und Einsicht aus den

besten Dichtern gewählt und wenn er sie vortrug, dann kam ein Glanz von Begeisterung, ja von Schönheit über sein abgehärmtes Gesicht und seine Stimme drang bis zum Grunde ihres Herzens.

An Olga's Geburtstage wurde er von den Eltern zur Tafel geladen. Nach dem Essen erwartete man einige Familien aus der Nachbarschaft. Es sollte auch getanzt werden. Olga ging gegen Mittag in den Garten hinab und riß da und dort Blumen aus den vollen Beeten zu einem Bouquet, das auf den Tisch kommen sollte. Plötzlich stand Herr Tubal vor ihr, in weißen Pantalons, weißer Weste, weißer Halsbinde und einem durchsichtigen schwarzen Frack. Sein dünnes braunes Haar war glatt gekämmt, er stand in einer Wolke von Moschus, stammelte ein paar Verse und überreichte Olga, am ganzen Leibe zitternd, ein kleines Packet, das er zögernd aus seiner Brust zog. Olga konnte ihn nicht ansehen, sie dankte verlegen und floh in das Haus, wo sie der Mutter, vor Vergnügen lachend, um den Hals fiel. „Tubal hat mir gratulirt," rief sie, „er hat mir etwas geschenkt, der arme gute Tubal!" —

„Was wird es sein," entgegnete die Mutter und

zog die Stirn zusammen. Olga erschrak fast. „Ich hoffe Bonbons oder etwas Aehnliches,“ fuhr die Mutter fort.

„Bonbons, was sonst?“ sagte Olga und hielt das kleine Packet furchtsam von sich. Die Mutter nahm es, wickelte auf und da lagen in dem unschuldigen weißen Papier zwei paar Handschuhe gebettet. „Handschuhe!“ schrie die Mutter auf. „Wahrhaftig, Handschuhe!“ wiederholte Olga leise, das Blut war ihr in die Wangen gestiegen.

„Sende sie ihm sofort zurück,“ — befahl die Mutter, „und schreibe ihm“ —

„Ich ihm schreiben,“ sprach Olga, und hob das stolze Haupt.

„Du hast Recht. Schreibe ihm keine Zeile, aber sende ihm die Handschuhe sofort zurück. Es ist nicht zu glauben. O! der Esel! was glaubt er denn. Er will meinem Kinde den Hof machen, Geschenke oder gar eine Erklärung! Mir ist der ganze Tag verdorben.“

Olga siegelte die Handschuhe ein und sendete sie dem armen Schulgehülfen zurück.

Er kam nicht zum Essen, er entschuldigte sich

durch ein Unwohlsein; und er war wirklich krank, brustkrank seit Jahren schon. Und heute stießen sie im Edelhofe die Gläser fröhlich an und Olga flog im Tanze wie eine Bacchantin durch den Saal, indeß er auf seinem Strohsack lag, bis zum Ersticken hustete und mit den Brodkrumen, die seinen Tisch bedeckten, das Mäuschen fütterte, das bis zu seinem Bette kam, wenn er still war in tiefen Gedanken und seine Thränen leise herabflossen.“ —

Das schöne Weib, das wie schlafend vor mir auf der Diele lag, regte sich einen Augenblick. Ihr Busen hob sich.

„Ich kann dem Leopold nicht Alles so in der Ordnung erzählen, fuhr sie fort, „ich sehe zu viel, die Bilder jagen vorbei wie Wolken im Sturme. Ich erblicke Alles wie es ist, jeden Schatten, jedes Licht, jede Farbe, ich höre jeden Ton. —

Eine reisende Schauspielertruppe kam auf ihrem Wege aus der Moldau nach Polen durch Kolomea und gab in der Kreisstadt Vorstellungen. Die Nachricht davon verbreitete sich rasch in der ganzen Umgebung von Dorf zu Dorf und an dem nächsten Sonntage, wo sie das erstemal spielten, spannte

wohl jeder Gutsbesitzer seine kleinen Pferde vor die Britschka und führte Frau und Töchter zu dem seltenen Schauspiel.

Das Theater war in dem großen, aber etwas niedern Saale des Gasthofes aufgeschlagen, so daß die Schauspieler mit ihren Federbüschen an den Himmel stießen. Aber man unterhielt sich trotzdem vortrefflich. Gegeben wurde das Trauerspiel: Barbara Radziwilówna.

Ehe der Vorhang aufgezogen wurde, standen die jungen Herren seitwärts um einen Gutsbesitzer in mittleren Jahren, der ziemlich ungenirt auf dem Fensterbrett saß und mit den Beinen schlenkerte. „Nun, wo ist denn eure gepriesene Schönheit," sagte dieser, seinen Schnurrbart zupfend, „ich kann Nichts entdecken." Die Andern hoben sich auf den Fußspitzen und blickten nach der Thür. Endlich trat Olga in den Saal. „Diese muß es sein und keine Andere," sagte der Gutsbesitzer nach einer Weile. „Das ist ein wunderbares Geschöpf!" Er ging hierauf zu Olga's Eltern und stellte sich vor.

Sein Name hatte im ganzen Kreise einen guten Klang, man nahm ihn vortrefflich auf; die Mutter

lächelte auf das freundlichste zu ihm herauf und Olga hörte ihm mit einer gewissen Aufmerksamkeit zu. Sie war im ersten Augenblicke durch die kühle Sicherheit seines Wesens überrascht, aber sie dachte nicht im Entferntesten daran, daß sie ihn lieben könnte, oder daß er ihr Mann werden sollte; und doch war es so, nicht mehr als fünf Wochen später.

Eigentlich gefiel er ihr gar nicht, aber er imponirte ihr und das ist bei einem Weibe weit mehr.

Mihael hatte studirt, große Reisen gemacht und kehrte mit einem gewissen Humor in seine ländlichen Verhältnisse zurück. Er sprach ohne viele Umstände von den Schauspielern, von dem Stücke, von allem Möglichen; er war im Stande, bei den traurigsten Scenen zu lächeln, wo Olga von ganzem Herzen weinte, und sagte nur: „Mich freut es, zu sehen, daß Sie nicht geschminkt sind. Sehen Sie die blutigen Thränen, die unsern Fräuleins über die Backen laufen.“ Wirklich rann in der allgemeinen Rührung die rothe Schminke den Damen nur so herab; es war ein jämmerlich komischer Anblick. —“

Olga's Lippen hoben sich schelmisch über den blendenden Zähnen.

„Nach dem Theater," fuhr sie fort, „begleitete er die Damen zu ihrem Wagen und bat um die Erlaubniß, sie besuchen zu dürfen.

Er kam, und kam immer öfter. Die Mutter hatte dann jedesmal tausend Entschuldigungen vorzubringen, bald hatte sie bei den Spargelbeeten zu thun oder in der Vorrathskammer nachzusehen, so daß Olga mit ihm allein blieb. Mihael sprach dann von fremden Ländern, von Deutschland, Italien; er war in Berlin, in Venedig, in Florenz gewesen, sogar in Paris, und hatte auch den Vesuv bestiegen und eine Seefahrt gemacht. Er wußte viel von den Fortschritten anderer Nationen zu erzählen, ohne die Anlagen oder Leistungen seiner eigenen herabzusetzen. Eine wohlthuende Klarheit und Wärme lag in allem, was er sprach. Und er war voll Aufmerksamkeiten.

Andere Frauen nannten ihn unartig, wenn aber Olga den Strickknäuel fallen ließ, fuhr er blitzschnell herab, ihn aufzuheben, und als er einmal vor ihr kniete, um ihr die Ueberschuhe anzuziehen, stieg der Olga das Blut vor Vergnügen in die Wangen. Es wurde viel von ihm gesprochen. Man nannte

ihn einen harten, strengen, stolzen Menschen, aber sein scharfer Verstand, seine große Belesenheit, seine vielfachen Kenntnisse und seine Klinge verschafften ihm im ganzen Kreise ein ungewöhnliches Ansehen. Man wußte, daß seine Besitzungen nach neuem Systeme bewirthschaftet und schuldenfrei waren, er galt allgemein als die beste Partie.

Je mehr ihn alle mit einer gewissen Scheu betrachteten, um so süßer war es für Olga, den starken, thätigen Mann Tag und Nacht mit ihr beschäftigt, ihn durch sie leiden zu sehen. Sie sättigte ihren ganzen Stolz, ihre jungfräuliche Grausamkeit an ihm. Erst wenn sie die Thränen in seinen Augen sah, dann war sie befriedigt, reichte ihm die Hand und sagte: „Küssen Sie, ich erlaube es Ihnen."

Im Hofe war ein böser bissiger Hund, der immer mit der Olga spielen wollte und dann wie ein Wüthender an ihren Kleidern riß. Sie stieß ihn mit dem Fuße, wo er ihr nur in Weg kam, und prügelte ihn so lange, bis sie ihn lieb gewann. So war es mit ihrem Manne. Sie mißhandelte ihn so lange, bis sie einmal an seiner

Brust lag und der erste Kuß auf ihren Lippen zitterte.

Den nächsten Tag fuhr Mihael mit vier Pferden vor, er trug einen schwarzen Frack und war etwas bleich. In wenig Minuten war alles in Ordnung und Olga seine Braut. Sie glaubte, es müsse so sein, sie war glänzend versorgt, man beneidete sie, das war ihr genug.

Eines Abends saß sie mit Mihael im Erdgeschoß am offenen Fenster und nähte an ihrer Ausstattung, während er von der Zukunft des slawischen Stammes sprach. Da stand plötzlich Tubal vor ihnen, geisterbleich, die Augen waren ihm aus den Höhlen herausgetreten und das Blut strömte ihm aus dem Munde über Hemd und Kleider bis auf den Boden. Er rang nach Athem.

„Salz! Salz!" stieß er heraus, — er konnte nicht mehr hervorbringen.

Olga riß den Credenzkasten auf und reichte ihm Salz. Mihael sprang aus dem Fenster und eilte dem armen Schullehrer zu Hülfe; er umfaßte ihn und schob ihm immer wieder Salz in den Mund. Tubal schlang es mühsam, gierig hinab, noch immer

kam Blut, Mihael schleppte ihn zu der nächsten Bank, Olga brachte Wasser; allmälig stillte sich das Blut.

Tubal lag da, mit geschlossenen Augen, wie ein Todter.

„Bringen Sie ihn zu Bett," sagte Mihael, „hier brauchen wir einen Arzt."

Er setzte sich selbst zu Pferde und ritt nach dem Städtchen. In der Nacht kehrte er mit einem Doctor zurück. Man hatte Tubal in sein Gartenhäuschen gebracht, dort starb er wenige Tage darnach. Erst wie er sich dem Tode nahe fühlte, verlangte er nach Olga.

Sie kam; aber er war nicht mehr im Stande zu sprechen, nur seine Lippen bewegten sich und in seiner Brust rasselte es seltsam. Der Gärtner, der ihn gepflegt hatte, saß draußen auf den hölzernen Stufen und versuchte bereits mit einigem Behagen, ob die weißen Pantalons des Sterbenden ihm wohl passen würden.

Es war Niemand bei ihm als Olga, und sie sah sich noch einmal um, und dann beugte sie sich über ihn und küßte ihn auf die Stirn, auf welcher

der letzte Schweiß in kalten Tropfen stand. Da begannen seine Augen zu leuchten, seine Hände streckten sich über die Decke und ein seliges Lächeln lag auf einmal auf seinem abgezehrten fahlen Antlitz. Mit diesem Lächeln starb er.

Unter seinem Kopfpolster fand man das gelbe Heft mit den Gedichten und zwei Paar feine Damenhandschuhe in einem halbzerfetzten Papier.

Olga nahm beides zu sich. Sie hat die Handschuhe noch. Ein Paar hat sie an ihrem Hochzeitstag getragen.

Tubal wurde begraben, bedauert und vergessen. Die Erde war ihm leicht. Nicht lange darnach verließ Olga das Elternhaus als die Gemahlin Mihaels, welcher sie stolz mit vier Pferden hierher, auf seinen Herrensitz, führte.

Olga war einige Zeit recht glücklich. Man glaubte es wenigstens und sie glaubte es selbst. Wie alle Frauen, stellte sie sich die Welt so zu ihrem Vergnügen eingerichtet vor, eine gute Tafel, schöne Kleider, Pferde und Wagen, auf dem Sopha liegen, rauchen, Romane lesen; und die Männer? — Die sind dazu da, dachte sie, unsere Freuden zu bestreiten, uns die Zeit zu vertreiben, dann

allenfalls noch, um uns schön zu finden und auf den Knien anzubeten. So beiläufig floß auch ihr Leben dahin, ein Tag wie der andere. Dazu bekam sie Kinder, welche sie bald genügend beschäftigten. So fühlte sie sich durch Jahre hindurch ziemlich zufrieden. Sie kannte ja nichts Anderes. Ihr Herz war still und todt. Nur manchmal, wenn sie — was nur selten geschah — in Dichtern las, dämmerte es ahnungsvoll in ihrer Seele auf, eine unbestimmte Anwandlung, eine namenlose Sehnsucht, begann in ihr zu zittern, eine Unruhe, welche sie nicht verstand, trieb in ihrem Blute, fieberte bis in ihre Fingerspitzen.

Und doch wäre es immer so geblieben, wenn ihr Mann es verstanden hätte, ihrer Eitelkeit unausgesetzt Nahrung zu geben.

„Er glaubt es wohl nicht?"

Sie lachte schalkhaft und wendete sich zu mir, ihre Augenlider vibrirten, die Stimme, mit der sie sprach, war die eines zutraulichen Kindes, und trotz der geschlossenen Augen war es mir, als sehe sie mich durchdringend an, und ich mußte den Blick niederschlagen.

Olga erhob sich, schritt langsam, ohne daß ihre Füße den Boden zu berühren schienen, bis zu dem offenen Fenster, wo sie stehen blieb und gegen den vollen Mond blickte. Sie hatte den Kopf anmuthig zurückgebeugt, die Arme waren ihr herabgesunken, sie stand ganz in einem warmen dämmernden Lichtschein, Duft und Melodie der Nacht schwebten um sie, ein Luftzug zerstreute ihre Haare und nestelte an ihrem Gewande.

„Ich möchte fliegen," sprach sie nach einer Weile mit dem Tone verschämter Sehnsucht. „Ist er schon geflogen?"

„Ich?"

Sie lachte kindlich. „Im Traume, nicht?"

„Im Traume wohl."

„Dann kennt er dieses selige Gefühl, zu schweben in der stillen, klaren Luft, über uns ziehen die Wolken, und Meer und Land liegen in heiliger Dämmerung unter uns. Ich möchte fliegen!"

Sie breitete die Arme aus, und die weiten weißen Spitzenärmel ihres Gewandes flatterten wie glänzende Cherubimflügel an ihren Schultern.

Mir schien in diesem Augenblicke das Unmöglichste möglich. Ich hörte auf zu denken.

„Warum fliegst du nicht?“ fragte ich.

„Ich könnte,“ entgegnete sie mit unbeschreiblicher Trauer; „aber die Olga läßt mich nicht.“

Mir schauderte.

„Ein Bauer geht über den Steg jenseits des Waldes,“ rief Olga plötzlich lebhaft, „er wird Schlingen legen, den Amseln, welche Olga so lieb hat. Hört er nicht?“

„Nein.“

„Es ist auch zu weit; — aber es ist doch so.“ —

„Wirst du mir weiter erzählen?“ fragte ich nach längerem Schweigen.

„Ja. Ich erzähle ihm gerne. Es wird mir so leicht. Ich schaue bei ihm alles so deutlich, und meine Lippen bewegen sich wie von selbst und sagen ihm, was vor meiner Seele steht.“

„Und wie ist es dir möglich, so im Zusammenhange, mit einer solchen Umständlichkeit zu erzählen?“ sagte ich. „Wie kannst du alles so bis in das Kleinste schildern, jedes Wort, jeden Ton der Stimme, jede Bewegung, zugleich aufmerksam und gleichgültig, als wäre gar nicht von dir die Rede?“

Olga schüttelte den Kopf. Ein Lächeln flog über ihr Gesicht. „Es ist ja auch nicht von mir die Rede," sprach sie naiv, „sondern von der Olga. Ich sehe die Olga wie ich andere Menschen sehe, und alles so, als geschehe es eben jetzt. Er kann mich nicht verstehen. Raum und Zeit sind mir verschwunden, und ich habe Vergangenes und Zukünftiges wie gegenwärtig vor mir. Und ich sehe alles zugleich. Wenn ich Olga sehe, wie sie in die Polster ihrer Ottomane und einen französischen Roman versunken ist, so sehe ich zugleich, wie ihr Athem den Marderpelz an ihrer Jacke sträubt, ich sehe die goldgrüne Fliege, die um Olga's Locken schwebt, und die Spinne, die an der Decke auf sie lauert."

Olga lehnte sich an den Fensterpfeiler zurück, die Arme im Nacken verschlungen.

„Soll ich erzählen?"

„Ich bitte dich."

„Es ist so traurig, was ich jetzt sehe" fuhr sie fort; „Olga ist nicht mehr glücklich. —

Ihr Gatte liebt sie und bewacht sein Glück mit grenzenlosem Mißtrauen; er will sein Weib ganz

nur für sich, für sich allein. Er hat alle Freunde vertrieben; er duldet keine fremden Unterröcke in seinem Hause, wie er sich ausdrückt, er haßt das viele Wortmachen über Menschen und Dinge, Bücher und Politik mit Leuten, die wir nicht verstehen und die uns nie verstehen werden. Er selbst lebt nur seinem Weibe, seinen Kindern, er arbeitet für sie, er sucht sie zu unterrichten, zu unterhalten.

Aber seinem jungen Weibe beginnt es in dem dämmerigen Edelhofe mit den düsteren Pappeln furchtbar einsam zu werden. Ein Stachel sitzt ihr in dem stolzen, eitlen Herzen und sie drückt ihn immer tiefer, und sie verwundet sich immer unheilbarer.

Man nannte sie einst die beste Tänzerin, es schmeichelte ihr; wenn man sie jetzt daran erinnert, thut es ihr nur weh. Mit wem soll sie tanzen? Manchmal nimmt sie ihr jüngstes Kind auf den Arm, hüpft mit ihm herum und trillert, dann schießt ihr auf einmal das Wasser in die Augen.

Sie zeichnet nach der Natur, sie combinirt und erfindet, skizzirt Scenen aus Büchern, die sie zusammen lesen. Ihr Mann sieht dieselben lange

prüfend an und sagt dann nur: „Es ist gut. Ich hätte es aber so gemacht.“ Und je mehr er das Rechte trifft, um so empfindlicher wird sie. — Dann sitzt sie am Clavier, sie spielt Mendelssohn, Schumann, Beethoven, für wen? sie singt Lieder von Schubert, das herrliche Ständchen, wer hört zu? — Vielleicht bleibt ein Bauer, der vom Felde heimkehrt, unter ihrem Fenster stehen, vielleicht ist ihr Mann vom Vorwerk zurück und raucht auf dem Divan seine Cigarre.

Sie ist schön, und als Frau wird sie immer schöner. Ihr Gesicht ist geistiger, charaktervoller, harmonischer geworden, ihre Formen entwickeln sich wahrhaft königlich. Für wen? Ihr Spiegel sagt es ihr, sonst Niemand. Dem Manne fällt es nicht ein. Ist seine Liebe, seine volle Hingebung nicht Huldigung genug?

Sie kleidet sich geschmackvoll. Für wen? für das Bauernweib, das ihr Schwämme bringt? für den Heger, der dem Herrn die geschossenen Wildenten nachträgt? für die Amme ihrer Kinder? für den Gatten, in dessen Augen sich das Alles von selbst versteht? Er hat sie ja theuer genug bezahlt mit

seinem Vermögen, seiner Freiheit; er will ein schönes Weib und er liebt ein prächtiges Behagen in seinem Hause und an ihr. Es ist ihre Pflicht, schön zu sein, es ist kein Verdienst, wenn sie ihre Reize durch ihre Toilette erhöht.

Sie sitzt vornehm zu Pferde, setzt kühn über Gräben und Hecken, wer bewundert sie? Ihr Mann gewiß nicht, der würde sie ja verachten, wenn sie feig wäre. Im Gegentheil; er erinnert sie an ihre Kinder.

So hat sie das Gefühl wie ein Schauspieler, der ohne Publikum spielen soll, und knirscht endlich vor Wuth mit den Zähnen und weint in schlaflosen Nächten in ihre Polster hinein.

Ihr Mann bemerkt einmal eine Wolke auf ihrer Stirn, die nicht so rasch weichen will. „Du bist so trüb gestimmt," sagt er nach einiger Zeit. „Ich habe auf etwas Neues gedacht, was dir Vergnügen machen könnte." Er lächelte und brachte Olga eine allerliebste kleine Flinte, welche eben auf seine Bestellung aus der Stadt gekommen war. „Du sollst schießen lernen und mit mir auf die Jagd gehen. Willst du?"

In dem Augenblick war alles vergessen. Olga jubelte an seinem Halse und küßte seine harten Wangen. „Ich will es gleich lernen,“ rief sie, „heute noch.“

„Heute noch, sobald du es befiehlst.“ Mihael war immer sehr galant.

„Noch diesen Vormittag,“ bat Olga.

„Gewiß, kleide dich nur an.“

„Oder jetzt — jetzt gleich,“ sagte sie schüchtern, „aber du wirst keine Zeit haben.“

„Für dich habe ich immer Zeit,“ sprach ihr Mann, indem er sie auf die Stirn küßte. Olga schloß ihren weißen Morgenanzug mit einer Nadel über der wogenden Brust und hüpfte dann an seinem Arme die Freitreppe hinab. Es war ein frischer warmer Junivormittag, die trockene Luft mit balsamischem Heugeruch erfüllt, die Erde schwamm in heißem gelben Sonnenlicht und kräuselte sich leise in kleinen weißen Wolken. Auf der Straße, welche an dem Edelhofe vorüber führte, badete eine lärmende Bande fröhlicher Sperlinge im Staube.

Mihael besah die kleine Flinte, legte an und zielte, dann gab er sie Olga in die Hand und an

die Backe und legte ihr sanft den Finger auf den Drücker. Olga zielte auf einen Apfel, der aus dem grünen Laube blickte, dann auf eine Schwalbe, die an der Erde dahinschoß. „So! jetzt sieh zu, wie ich lade.“ Olga folgte mit gespannter Aufmerksamkeit der Patrone, dem Ladstock. „Jetzt setzest du die Kapsel auf. Vorsichtig. — Nun spanne den Hahn. — Gut. — Nimm dir den Apfel dort zum Ziele.“ Olga nahm das Gewehr an die Backe.

„Höher.“

Der Schuß krachte, die Blätter flogen. „Nun lade selbst. Es wird das nächstemal besser gehen.“

Olga ergriff die kleine Patrone, schüttete das Pulver in den Lauf, setzte den Pfropf fest auf, den Vogeldunst, die Kapsel.

„Siehst du die Sperlinge dort auf der Straße?“ fragte Mihael, der spähend umhergeblickt hatte.

„Ja.“

„Nun, so versuche dein Glück.“

Olga besann sich nicht lange und zielte auf sie. Die kleinen Schreier schwammen sorglos mit ausgebreiteten Flügeln in dem feinen, weißen, warmen Staube, tauchten unter und kamen wieder mit grauen

Köpfen lärmend hervor, flatterten auf, zankten, schnarrten, kollerten possirlich durcheinander.

Jetzt blitzte der Lauf. Ein Schrei von mehr als zwanzig kleinen Kehlen, ein dichter Schwarm erhob sich schwerfällig, flog gegen die Hecke und ließ sich auf derselben nieder, so daß sich die hohen Zweige derselben bogen. Olga jubelte auf und lief hin. Da lagen fünf der kleinen Wichte zerschossen auf dem Boden. Ihr Blut färbte den Staub. Einer zappelte noch, drehte sich wie ein Kreisel und lag dann auch ausathmend neben den anderen. Olga nahm sie rasch in ihr Morgengewand und flog zurück. „Ich habe fünf erschossen, fünf!" rief sie mit kindlicher Ausgelassenheit, „da sind sie." Sie sprang die Freitreppe empor, legte sie auf dem Geländer neben einander in Reih und Glied, wie man auf dem Schlachtfelde die Leichen der gefallenen Soldaten zusammenträgt, ehe man sie begräbt, und betrachtete sie mit einer großen Genugthuung.

„Fünf auf einen Schuß," sagte sie noch immer heiter, „das war ein guter Schuß." Mihael lud die Flinte von Neuem.

Olga war indeß still geworden. Sie stützte den

Kopf in die Hand, blickte starr auf die kleinen Todten und langsam fielen ihr große, helle Thränen auf sie herab.

„Was hast du?“ rief ihr Mann. „Ich glaube, du weinst!“

Olga begann zu schluchzen. „Die armen Thiere,“ rief sie, „wie sie traurig da liegen, die Federn mit Blut verklebt, mit gebrochenen Augen, noch warm, was haben sie uns gethan? sie haben gewiß Junge im Neste, die auf sie warten und verhungern können, und ich habe ihnen das Leben genommen und kann es ihnen nicht zurückgeben! Daran ist nur unser verfluchtes Leben schuld, diese Einsamkeit, so wird der Mensch aus lauter Langerweile ein Raubthier.“

Ihr Mann lachte. Sein Gelächter klang ihr in diesem Augenblicke entsetzlich roh und bäuerisch.

„Du willst mich nicht verstehen,“ rief Olga, „so muß ich noch deutlicher mit dir reden. Ich habe es lange auf dem Herzen. So kann es nicht bleiben, außer du willst mich opfern. Du jagst alle Menschen aus meiner Nähe, du sperrst mich ein, jedes Bauernweib hat mehr Freiheit. Ich kann nicht mehr, ich verzweifle, ich werde krank oder wahn-

sinnig.“ Sie brach neuerdings in ein krampfhaftes Schluchzen aus.

Ihr Mann schwieg, schoß die Flinte aus und ging dann ruhig hinauf in das Zimmer. Sie folgte ihm und stellte sich mit auf der Brust gekreuzten Armen an das Fenster. „Du sprichst kein Wort,“ sprach sie nach einer Weile, „ich verlohne dir wohl nicht der Mühe!“

„Ich spreche nie, ohne vorher zu denken,“ entgegnete ihr Mann. „Hast du auch bedacht, was du mir gesagt hast?“

„Bedacht?“ rief Olga, „ich habe Nächte lang geweint, zu Gott gebetet, er soll mich erlösen.“

„Da muß geholfen werden,“ sprach ihr Mann trocken.

„Nun, so hilf!“

„Du fühlst dich in deinem Hause, bei unserem einsamen Leben nicht glücklich?“

„Nein.“

„Du erträgst es nicht?“

„Nein.“

„Nun, so sollst du leben, wie es dir Vergnügen macht. Empfange Besuche, lade deine Freundinnen,

fahre zu den Nachbarn, tanze, reite, jage mit den Anderen. Ich habe nichts dagegen."

„Ich danke dir," sagte Olga beschämt.

„Danke mir nicht," erwiederte ihr Mann ernst.

„Du bist böse," sagte sie besorgt und trocknete ihre Thränen.

„Ich bin nicht böse," entgegnete er, nahm sie beim Kopf, küßte sie, setzte sich zu Pferd und ritt nach dem Holzschlag. —

Olga kehrte nun in kurzer Zeit das ganze Haus um. Der Kreis von Kolomea schien bald nur eine Gesellschaft, einen einzigen großen Salon zu bilden, in dem man sich auf das Vornehmste amusirte und als dessen Mittelpunkt die junge schöne Frau erschien, welche das neue Leben gierig, mit vollen Zügen einsog.

Der einsame Edelhof bekam auf einmal Ton und Farbe, sogar die großen Pappeln schienen freundlicher zu rauschen. Die Wiese schimmerte von hellen Frauengewändern, bunte Reife und Federbälle stiegen in die Luft, muthwilliges Lachen tönte durch den Garten.

Langsam rötheten sich die Blätter der Bäume. Der Wind strich kräftig durch die Stoppeln, Som-

merfäden flatterten wie kleine Flaggen an den kahlen Büschen, Kraniche zogen im Dreieck gegen Süden. Ueber das Blachfeld sprengt Olga auf dem milchweißen Ukrainer, im fließenden Gewande, die wogende Feder auf der coquetten Mütze. Die jungen Gutsbesitzer, die Frauen in phantastischen Costümen folgen ihr auf muthigen Pferden. Das Jagdhorn schallt. Der Hase hebt im Krautfeld seine langen behaarten Ohren, setzt sich erstaunt auf und flieht dann zum Walde. Der Fuchs stößt ein heiseres Gebell aus und schlägt sich durch die Büsche seitwärts. —

Dann wird der Himmel immer grauer, nebelhafter, die Raben kreisen um die alten Pappeln, Nachts leuchten die Augen des Wolfes wie grüne Flammen hinter dem Zaun. An einem kalten sonnigen Morgen liegt die weiße Decke dicht und flaumig auf der weiten Ebene, kleine Diamanten kleben an den Fenstern, es tropft von Bäumen und Dächern, die Sperlinge schreien auf der Tenne. Noch ein paar Wochen, dann bleibt der Schnee liegen, der Schlitten mit dem verstaubten Schwanenkopf wird aus der Remise gezogen, die Bärenfelle

pfeifen unter dem dünnen Rohr des Kosaken. Das Feuer knistert in den mächtigen Renaissanceöfen. Von allen Seiten schießen die Schlitten wie Raubvögel auf den gastlichen Edelhof zu, die Glöckchen klingen weit über die Fläche, im Vorsaal thürmen sich Pelze auf Pelze, die Damen schlüpfen aus den warmen, weichen Hüllen in den kleinen Salon und zünden ihre Cigaretten an, die Herren ziehen mühsam Glacéhandschuhe über die erstarrten Finger. Jetzt setzt sich Jemand an das Clavier, ein paar Takte, schon stehen die Paare zum Tanze gereiht. So geht es von Woche zu Woche, von Edelhof zu Edelhof. Die Spieltische werden nicht mehr zugeklappt, die langen Pfeifen dampfen, die geleerten Flaschen stehen in den Kellern in großen Quarrées, wie die alten Garden bei Waterloo.

Und wenn Olga, im fahlen Frühlicht, in den dunklen Pelz von sibirischem Zobel, die weichen Felle ihres Schlittens versunken nach Hause zurückkehrt, da reiten vor ihr Kosaken mit Fackeln, von denen das Pech unausgesetzt in den zischenden Schnee träufelt und alle Schlitten geben ihr das Geleite wie einer Herrscherin.

Und sie gebietet auch unumschränkt in dem lustigen Kreise, sie glänzt, sie siegt, sie ist glücklich. Man nennt schon den und jenen, der ihr sein verliebtes Confect besonders graciös und originell zu präsentiren weiß und dafür die Gunst genießt, ihr die Pelzschuhe an- und auszuziehen oder den Steigbügel zu halten, ihren Geliebten, während sie ihrem Manne die Treue noch kaum mit einem Worte, kaum mit einem Blicke verletzt hat. Sie hat ihren Gatten nie freundlicher behandelt, sie sucht ihn durch hundert kleine Zärtlichkeiten zu entschädigen; aber das Geflüster der Gesellschaft, der Nachbarn, der Dienstleute drang auch zu seinem Ohr. Er vertraute seinem Weibe, aber er hielt auf Ehre und jeder Tropfen Verleumdung, der auf Olga spritzte, fraß wie Gift in seine Seele.

Er wurde immer stiller, immer kälter. Wenn Jemand kam, ging er leise zur Hinterthür hinaus. Immer seltener begleitete er seine Frau auf ihren Ausflügen. Im Frühjahr gründete er mit mehreren russischen Gutsbesitzern einen ökonomischen Klub und nahm eine Reihe von Verbesserungen auf seinem Gute vor, hielt mehrere Zeitungen, kaufte viel

Bücher, begann die Bauern an sich zu ziehen und besuchte Dorfschenken, da er daran dachte, sich in den Landtag wählen zu lassen. Als die Ernte vorüber war, ging er viel auf die Jagd, allein, nur mit dem Hunde. Oft kam er erst tief in der Nacht nach Hause. Olga war zu Bett, aber sie schloß kein Auge und erwartete ihn mit klopfendem Herzen. Er aber dachte, sie schlafe und ging still in sein Zimmer. Und nie hatte er sie so sehr interessirt, wie gerade jetzt. Alles, was er that, gewann für sie eine größere Bedeutung. Wenn er fort war, sah sie die Zeitungen an, die er gelesen hatte und blätterte in seinen Büchern.

Jetzt begann sie zu ahnen, was Liebe ist und sie fühlte, daß sie ihren Mann lieben könnte.

Dann, als sie ihm so wenig war, daß er ganze Stunden mit Bauern sprechen konnte, welche ihn besuchten und einen abscheulichen Juchtengeruch verbreiteten, für sie dagegen kaum ein Wort fand; als sie lange Abende neben ihm saß, ohne daß er aus seinem Buche aufgeblickt hätte; als er zu Bette gehen konnte, ohne sie zu küssen, da verlangte sie mit einer Art Heftigkeit nach seiner Liebe. Sie

ersann reizende Negligées, sie coquettirte mit ihrem Manne wie mit einem ihrer wahnsinnigsten Anbeter. Er mußte sie lieben, sie wollte, daß er sie liebe.

Alles versuchte sie und kam auf ein verzweifeltes Mittel.

Sie beschloß, ihn eifersüchtig zu machen.

Aber wo war der zu finden, welcher die Eifersucht des kühlen, klugen, sicheren Mannes erregen konnte! Olga suchte vergebens, sie fand keinen Würdigen. Unruhig trieb sie sich in der Gesellschaft, im Hause umher.

Da stand ihr Mann einmal an dem Gartenzaun und sah trübe der Sonne zu, welche hinter dem Walde versank, und die einzelnen Halme, welche auf den geschnittenen Feldern stehen geblieben waren, die Gräser, die Blätter der Bäume, mit flüssigem Roth überzog. Unerwartet schlang sie den Arm um ihn und hatte seine warme, trockene Hand gefaßt, welche in demselben Augenblicke eisig kalt wurde.

„Warum bist du nicht bei mir?“ sprach sie, sich ganz hingebend, „du weichst mir aus. Bin ich dir so nicht recht? Wie willst du mich haben? Liebst du mich noch?“

Mihael streichelte ihre Wange und blickte wieder in die Landschaft. Olga umfaßte ihn leidenschaftlich und preßte ihren Mund auf den seinen. Ihr Mann machte sich sanft los. „Du reitest morgen zum Grundherrn von Zawale auf die Hetzjagd. Willst du, daß ich dich begleite?“

Olga sah ihn erschreckt an. „Das war es nicht.“

„Das war es,“ sprach er lächelnd, „komm, es wird kühl, gehen wir hinein.“ Und drinnen zog er Olga auf seinen Schooß und bedeckte ihren Nacken, ihre Lippen, ihre Brust mit Küssen; ihr Herz stand still von Jubel. Plötzlich sagte er: „Zünde die Lampe an und bringe mir die Zeitung.“ Sein Weib ballte die kleine Faust und weinte die Nacht durch bis zum Morgen.

Ihre Augen tropften noch, als er ihr in den Sattel half, sie sah ihn seltsam an, peitschte ihr Pferd und sprengte voran.

Der Tag war klar und milde. Fröhlich brauste die Jagd über das Blachfeld. Im Walde waren die Schützen vertheilt, ihr Mann erhielt seinen Stand tief im Dickicht. Die schöne, siegreiche Frau mit dem blutenden Herzen, den Augen voll Thränen

führte die Hetzjagd an. Sie entdeckte den ersten Hasen, der sich aus dem Gehölze in das Freie zu retten suchte, und wies mit der kleinen zitternden Hand auf ihn, die Windhunde wurden losgekoppelt, die Hörner schallten, mit wildem Hurrah folgten die Reiter dem verzweifelten Thiere. Sie setzte mit lachender Lebensverachtung über Gräben, Bach und Zäune, jeder Nerv bebte jetzt an ihr von grausamem Vergnügen, sie lachte wie ein Kind, das den Ball fliegen sieht, als endlich die Windhunde das vor Todesangst weinende Thier in die Luft emporwirbelten. In allen Blicken leuchtete die Bewunderung für die tollkühne Reiterin, ihre Eitelkeit feierte eine neue Orgie und es war ja nur ein elender Hase, der zu ihren Füßen aushauchte; die Cavaliere küßten ihre verschwitzten Handschuhe und schwenkten die Mützen. Sie blickte mit hochgerötheten Wangen, funkelnden Augen in dem Kreise umher.

Da stand seitwärts am Waldrande ein junger Mensch, den sie bis jetzt nicht beachtet hatte. Er betrachtete sie mit einem eigenthümlichen Ernste und schwieg.

„Nun, mein Herr," rief sie ihm übermüthig zu, „wie gefalle ich Ihnen?"

„Mir nicht," antwortete er trocken.

Olga brachte ihr Pferd durch eine rasche Wendung näher zu ihm. „Und weshalb, wenn ich Sie belästigen darf?" fragte sie, mehr neugierig als verletzt.

„Ein Weib, das sich an der Todesangst eines Thieres ergötzt, muß sehr herzlos sein, oder sehr — gedankenlos."

In diesem Augenblicke faßte die Seele des armen eitlen Weibes etwas wie Haß, dämonisch, furchtbar, unbezwingbar; aber es war ein anderes Gefühl. Sie sah den jungen Menschen stumm an.

Der war bedeutend genug, ihren Mann zu quälen. Das wußte sie jetzt. Mehr brauchte sie ja nicht. Und er wagte es, sie mit Gleichgültigkeit zu behandeln, das mußte er büßen. Sie fragte nicht weiter.

Er war der erste Mann, der so mit ihr sprach, der ihr schroff, beinahe feindlich begegnete.

Und doch lag so viel Güte in seinem Auge.

Sie fieberte von Rachlust, während er sie kurze Zeit darnach kaum mehr beachtete und sich an der Tafel, sowie im Tanzsaale mit Anderen lebhaft

unterhielt. Sie war für ihn nicht auf der Welt und sie sah, daß er in der Gesellschaft eine Rolle spielte. Noch nie hatte sie sich so unbehaglich gefühlt.

Sie erfuhr, daß es ein gewisser Wladimir Podolew sei, von dem damals viel die Rede war und vor dem alle einen großen Respekt hatten.

„Wladimir ist gegen Sie unartig gewesen," sagte ihr die Hausfrau, ein schönes, kluges Weib, das aus einem Bauermädchen die Frau des Grundherrn von Zawale geworden war; „es ist so seine Weise, er hat ungewöhnliche Manieren, dafür ist er auch ein seltener Mensch, er sieht alles anders an wie wir, tiefer, durchdringender; seinem Geiste, so scheint es, kann nichts verborgen bleiben. Sie werden noch besser von ihm denken lernen, sprechen Sie nur mit ihm."

Und die stolze Frau, die für Schwüre und Anbetung kaum mehr als ein verächtliches Zucken der Brauen hatte, ging auf ihn zu und sprach ihn an.

„Sie haben mich beleidigt," begann sie mit bebenden, bleichen Lippen. Dann mußte sie Athem holen.

„Die Wahrheit thut immer weh," entgegnete Wladimir, „aber sie ist gesund und hat eine unschätzbare Heilkraft für kranke Seelen." Seine Augen stachen ihr dabei in das Herz.

„Sie haben die Bemerkung gemacht," fuhr Olga mit gedämpfter Stimme fort, „daß ich wenig zu denken scheine. Ich habe über Ihre Worte nachgedacht, erklären Sie mir dieselben, ich verstehe sie nicht."

„Auf welche Weise soll ich mich Ihnen erklären?" sagte Wladimir gleichgültig.

„Sie finden, daß der Mensch kein Recht hat, die Thiere zu tödten?" fragte Olga mit spöttisch zuckenden Augenlidern.

Wladimir lächelte. „Eine echt weibliche Logik," sprach er; „von tödten war ja gar nicht die Rede, nur von hetzen und quälen. Ueberhaupt sollte in dieser Welt vom Rechte gar nicht die Rede sein, nur von der Nothwendigkeit, die alles beherrscht. Der Mensch muß am Ende leben und tödten, um zu leben. Wenn er sich von Pflanzen nährt, so tödtet er ja gleichfalls; denn auch die Pflanzen haben Leben. Er muß die Thiere

tödten, aber er soll nicht mehr thun, als **nothwendig** ist, er soll sie nicht quälen, denn die Thiere haben einen Willen, ein Gefühl und einen Verstand wie wir; sie denken, wenn auch nicht so weit wie wir, und sich an ihren Qualen ergötzen, ist nicht viel besser, als im Circus Gladiatoren schlachten. Eine Frau, welche ein Thier zu Tode hetzen kann, erscheint mir nicht anders, als eine jener grausamen Vestalinnen, an deren Hand Tod und Leben hing und die so gerne den Daumen umdrehten. Eine solche Frau wird auch mit der Zeit keine Menschenopfer scheuen; denn das Bischen Vernunft mehr oder weniger, das uns vom Thiere unterscheidet, gilt beim Weibe ohnehin nicht viel."

„Ich danke Ihnen," sagte Olga, nachdem sie kurze Zeit starr vor sich hingesehen hatte. „Jetzt aber wollen wir uns unterhalten." Sie nahm ohne weiteres Wladimirs Arm und ließ sich von ihm in den Saal zurückführen. Wenn er dann an der Thüre stand, während sie in dem Arme eines Andern vorüberflog, traf ihn jedesmal ein warmer, sonniger Blick aus ihren schmachtenden braunen Augen. Jedesmal, wenn sie zu wählen hatte, wählte sie

ihn, sie suchte ihn immer wieder in den Maschen des Gespräches zu fangen, er aber blieb stets ruhig und wortkarg.

Beim Nachhausefahren wickelte sich Olga mürrisch in ihren Pelz und zog sich wie eine Spinne zusammen, der das Netz zerrissen worden ist.

„Wer ist denn eigentlich dieser Bursche, dieser Wladimir Podolew?“ warf sie nach einer Weile mit einer unbeschreiblichen Geringschätzung hin.

„Das ist einmal ein Mann, damit habe ich alles erschöpft,“ erwiederte Mihael — er war keines Neides fähig —; „er hat ein Gut an der russischen Grenze im Zloczower Kreise und hat hier jetzt eine große Pachtung übernommen. Er strebt immer weiter, war im Auslande, hat viel gelernt, ist kein Faullenzer, auch kein Planmacher, und vor allem kein Geck, kein Frauenknecht, wie unsere jungen Herren.“ Er sah Olga dabei an.

„Wladimir ist wohl kein Pole?“

„Wie kannst du nur glauben! Hat je ein Pole etwas Ordentliches gelernt? Ein Russe ist er. Das versteht sich von selbst.“

Und dieselbe Nacht noch brütete ein armes hoch-

müthiges Weib, wie es den verächtlichen Burschen fangen könnte. Am Morgen stieg Olga mit dem Entschlusse aus dem Bette, auf ihn Jagd zu machen. Ob er dabei leiden würde, fragte sie nicht. Ihr machte es Vergnügen und so sollte er mit Netzen umstellt und dann wie ein Fuchs gehetzt werden.

Das war aber nicht so leicht.

Wenige Tage darnach kam Wladimir zu ihrem Manne. Olga schmeichelte sich, er komme um ihretwillen und ging ihm mit einem siegesgewissen Lächeln entgegen. „Mein Mann ist im Dorfe und wird spät zurückkehren," sagte sie und erwartete, daß Wladimir sein Vergnügen darüber irgendwie verrathen würde. Indeß sagte er ganz dürr: „Dann komme ich morgen."

„Warum bleiben Sie nicht bei mir?" fragte sie erstaunt.

„Ich ritt herüber, seine Wirthschaft zu sehen; die können Sie mir doch nicht zeigen," erwiederte Wladimir.

„Nun, so leisten Sie mir Gesellschaft," meinte sie.

„Das vermag ich nicht," gab er zur Antwort. „Ihnen würde ich gewiß nicht amüsant erscheinen

und mir ist meine Zeit zu kostbar, um Phrasen aufzublasen. Das Leben ist so kurz und man hat immer genug zu arbeiten und zu lernen. Ich falle Ihnen zu Füßen." Damit ging er.

Am nächsten Nachmittag kam er wieder. Olga las in einem neuen französischen Romane und rührte sich nicht von ihrem Schaukelstuhl. Er sprach im Nebenzimmer mit ihrem Mann. Die Thür war angelehnt, sie wollte nicht zuhören, sie starrte in das Buch, aber ihr entging kein Wort. Mit Aerger nahm sie wahr, wie klug und klar, wie stets nur zur Sache Wladimir sprach; er erörterte nichts, worüber er nicht unterrichtet war, in seiner Rede erschienen Dinge und Menschen gleichsam durchsichtig. Ihr Mann sagte wiederholt: „Von dir kann man Etwas lernen, Freund!" Sie wußte, was das aus seinem Munde sagen wollte.

Es war ganz dunkel geworden, als Mihael ihren Namen rief, worauf sie mit einer Art Hast in die erleuchtete Thür trat. Sie sah nur die Cigarren der Männer wie kleine feurige Kreise in der Finsterniß schwimmen, aber sie bemerkte doch, daß Wladimir sich erhob, um sie zu begrüßen,

denn seine Cigarre schwebte rasch wie ein Leuchtkäfer empor.

Mihael bat um den Thee. Als der Kosak den kleinen Tisch gedeckt, die Lampe und den brummenden Samowar aufgepflanzt hatte, erschien Olga, erwiederte Wladimirs Gruß mit einem leichten Kopfnicken und versank in dem nächsten kleinen Fauteuil. Der Kosak bediente mit kalter Küche. Olga füllte die Tassen, ließ ihre Papiercigarrette über der Lampe Feuer fangen und lehnte sich zurück. Die Männer setzten hierauf ihr Gespräch unbekümmert fort, während sie dem blauen Rauch zusah, der, in immer weiteren Kreisen, langsam zerfloß, und durch die halbgeschlossenen Augen, die langen dunklen Wimpern Wladimir beobachtete.

Er war nicht schön, aber was man so interessant nennt — häßlich auch nicht —, noch recht jung, vielleicht jünger als sie selbst, von mittlerer Größe, mager, beinahe schwächlich, mit schmalen Händen und Füßen, aber seine Haltung und seine Bewegungen hatten etwas äußerst Energisches. Sein langes, hageres Gesicht zeigte nicht den geringsten Schimmer von Roth, aber es war mehr von der

Sonne aufgezogen, gallig, braun, als bleich. Die mehr niedere Stirn zeigte auffallende Erhöhungen über der starken gebogenen Nase und den Augen. Olga fühlte sich versucht, in Galls Schädellehre nachzuschlagen. Ueber dem spitz geschnittenen Kinn wies ein voller, aufgeworfener Mund zwei Reihen blitzender Zähne. Wladimir trug keinen Bart, dafür aber dichtes, braunes Haar, das schlicht zurückgekämmt war, beiläufig so, wie man es bei deutschen Pastoren und Lehrern sieht. Während Olga das Alles bemerkte, vermied sie seinen Blick, denn eigentlich mußte man ihm immer in die Augen sehen, so anziehend waren diese Augen mit ihrem ruhigen, klaren, magnetischen Blick. Große tiefe braune Augen, deren Ausdruck immerfort wechselte. Bald zuckte ein teuflischer Spott aus den halbgeschlossenen Lidern hervor, bald schwammen sie unter den langen seidenen Wimpern in feuchtem warmen Glanz, bald schnitten sie Einem in die Seele mit ihrer kalten geistigen Schärfe, immer aber sprach jene Ehrlichkeit der Erkenntniß, jene Wahrheit des Herzens aus ihnen, die keinen Zweifel aufkommen läßt.

Sein ganzes Wesen umfloß, trotz der Rück-

ternheit und Bedächtigkeit desselben, eine gewisse Poesie.

So war der Mann, der über das schönste Weib hinwegsah, wie über einen Zaunpfahl.

Er sprach mit ihrem Manne sehr ernsthaft von dem Ackerbau, der Pferdezucht, der Pflege des Waldes; später von den Angelegenheiten des Landes. Olga warf ihre Cigarrette weg und hörte zu.

„Wir langweilen Sie, gnädige Frau?" sagte Wladimir spöttisch.

„Nein," entgegnete Olga, „ich habe mehr Vergnügen, Ihnen zuzuhören, als bei unsern sogenannten Unterhaltungen. Wir vergessen so gerne, wie arm und zerbrechlich unser ganzes Dasein ist, wie schwer wir zu arbeiten und zu kämpfen haben. Der Ernst, mit dem Sie Alles nehmen, thut mir so wohl. Mir ist so — wie soll ich mich gleich ausdrücken — so, als wenn ich aus meinem parfümirten Boudoir in den Nadelwald komme, in dessen frischem, herben Duft sich meine Brust erweitert." Die eitle Frau sagte dieß Alles ohne jeden Hochmuth, einfach, beinahe zutraulich.

Wladimir sah sie das erstemal lange und scharf

an und beim Fortgehen gab er ihr die Hand; aber wie kalt war sie, diese Hand, und wie fest, eine Hand aus Eisen. — —"

Olga erzählte so fließend, ihre Rede hob und senkte sich melodisch wie eine murmelnde Quelle, daß es den Eindruck machte, als würde sie ihre Geschichte mit anmuthigem Tonfall vorlesen, oder habe sie Wort für Wort auswendig gelernt und sage sie nun her. Sie lebte offenbar Alles noch einmal durch, jeder Zug, Ton und Farbe, jede Bewegung stand wie gegenwärtig vor ihr. Ich schloß die Augen und lauschte nur, ich wagte nicht laut Athem zu holen.

„Wladimir kam nun öfter," fuhr sie fort, „Olga behandelte ihn ganz anders, als alle anderen Männer; ihm gegenüber zeigte sie sich bescheiden, anspruchslos, sie hörte zu, wenn er sprach, fragte um Manches, sprach selbst nur wenig, aber ihre Augen hingen immer an den seinen. Ihr Anzug zeigte eine ausgesuchte elegante Einfachheit, sie trug stets ein Kleid von dunkler Seide, das bis zum Halse geschlossen war, mit einem kleinen weißen Kragen. Das prächtige Haar lag in breiten Flechten wie eine Reihe dunkler Spangen auf ihrem Haupte.

Während die Anderen aus ihren Schuhen tranken, überhäufte sie Wladimir mit hundert kleinen Aufmerksamkeiten und machte ihm förmlich den Hof. Jede Bemerkung von ihm schien ihr wichtig.

Einmal warf er ein paar gewichtige Worte gegen den Schnürleib hin.

Den nächsten Abend erschien sie in einer bequemen Kazabaika[3] von dunklem Sammet, mit Marderpelz gefüttert und besetzt.

„So ist es recht," sagte Wladimir, indem er sie das erstemal mit einem gewissen Vergnügen betrachtete.

„Ich werde nie mehr ein Mieder nehmen," erwiederte Olga rasch.

„Warum nicht?"

„Sie haben es doch gesagt," rief sie, „und Sie verstehen Alles besser, als wir Anderen."

Beim Thee streifte sie zufällig seine feine Hand nur mit den äußersten Haarspitzen ihres pelzbesetzten Aermels, aber sie sah, wie es ihn elektrisch berührte; ihre Brust hob sich, ihre Augen blitzten im Triumphe auf.

Er aber wußte in demselben Augenblicke, daß

sie ihn erobern wollte und zeigte sich fortan noch zurückhaltender, mied sie so viel als möglich, und schloß sich noch herzlicher an ihren Mann.

Der Zufall brachte in den nächsten Tagen das Gespräch auf eine coquette Edelfrau, für die ein junger Officier im Zweikampf gefallen war.

„Ob so ein Weib kein Gefühl für ihre Ehre, ihre Kinder hat," meinte Mihael, „wenn sie schon kein Blut scheut?"

„Ach! Die Ehre dieser Gattung Frauen ist die eines Eroberers, sie wird nur nach dem Erfolg geschätzt," rief Wladimir höhnisch; „so ein Weib opfert ihrer Eitelkeit Glück, Liebe, Achtung, Alles. Aber ein Mann von Ehre und Charakter wird ihr stets fern bleiben; nur Gecken, Dummköpfe, schlechte Wichte sind ihre windige Beute, wie die Katze, die nicht auf edleren Raub ausgehen kann, im Hause Mäuse oder Fliegen fängt. Die Race wird übrigens immer häufiger, denn unsere gebildete Frau ist eine Müssiggängerin, die Romane liest und Klavier spielt; das ist das Unglück."

„Sie verachten die Künste?" warf Olga hin.

„O nein," antwortete er lebhaft, „aber ohne

Arbeit gibt es kein wahres Vergnügen. Diese Männer, die unsterbliche Werke der Kunst schufen, haben auch gearbeitet, sie haben den Pinsel, die Feder in ihr Herzblut getaucht. Nur wer selbst etwas leistet, ist im Stande, sie zu verstehen und zu genießen."

„Sie haben Recht," entgegnete Olga traurig. „Wie oft fühle ich eine entsetzliche Leere, einen Ekel an allem Leben in meiner Brust." —

„Versuchen Sie zu arbeiten," sprach Wladimir strenge, „Sie sind noch jung, Sie sind vielleicht noch zu retten."

Olga wagte nicht, ihn anzusehen. —

Wochen vergingen.

Trübe Nebel wogen um den Edelhof, die weite Ebene ist wieder mit tiefem Schnee, der Teich mit schimmerndem Eise überzogen. Der Schlitten steht indeß noch verstaubt in der Remise, Motten siedeln sich in den glänzenden Bärenfellen an. Olga vergräbt sich ganz in den weichen Polstern ihrer Ottomane und brütet. Je weniger Wladimir an ihren glühenden Blicken Feuer fängt, um so unbändiger verlangt ihr hochfahrender Sinn seine Unterwerfung,

sie ist beleidigt, verwundet, erniedrigt vor sich selbst. Sie muß ihn zu ihren Füßen sehen und dann will sie mit Siegesfreude auf ihm herumtreten. Es fällt ihr gar nicht ein, an eine Gefahr für sich zu denken. Sie hat den ersten Mann vor sich, der es werth ist, daß man ihn erobert, und da soll ihr Reiz, ihre Schönheit, ihre Kunst versagen?

Nein, sie muß ihn haben, sie will jeden Preis für ihn zahlen — den höchsten! —

Sie weiß, daß er Achtung vor der Arbeit hat und so beginnt sie zu arbeiten.

„Du übst einen trefflichen Einfluß auf meine Frau," sagt ihr Mann eines Abends zu Wladimir, während Olga am Stickrahmen sitzt; „sieh, wie sie sich seit einiger Zeit beschäftigt."

Wladimir sieht sie an. „Habe ich Ihnen gesagt, daß Sie sich die Augen verderben und das Brustblatt eindrücken sollen?" sagte er trocken. „Stehen Sie gleich auf!" Olga gehorcht. „Sie haben Besseres zu thun," fährt er fort; „so sehr mir Ihre Wirthschaft gefällt, so vermisse ich dagegen in Ihrem Hause jene glänzende Reinlichkeit, welche Holland und einen Theil von Deutschland so sehr auszeichnet.

Da haben Sie eine Aufgabe, bei der Sie gesund und schön bleiben."

Es war die erste Huldigung des ernsten eisernen Mannes. Olga wendete ihr Antlitz, über das sich eine flammende Röthe ergoß, überrascht zu ihm und sah ihn zugleich schüchtern und dankbar an.

Das nächstemal traf sie Wladimir, wie sie die Spinneweben von der Decke des Speisesaals herabwischte. Er nahm ihr den Besen aus der Hand und stellte ihn in die Ecke. „Das ist keine Arbeit für Sie," sprach er weich; „ich habe nicht gemeint, daß Ihre zarten, blutreichen Lungen so viel Staub schlucken sollen."

„Aber was soll ich anfangen," sagte sie, „meine Dienstleute sind einmal keine Holländer."

„Sie werden sie dazu machen," rief er. „Zeigen Sie ihnen nur Strenge und Gerechtigkeit zu gleicher Zeit, aber nicht einmal, sondern hundertmal, täglich, das ganze Jahr durch. Vergessen Sie nie, daß Sie die Herrin sind, daß, sobald Sie die Arbeit Ihrer trägen Dienstleute verrichten, Sie beiläufig dasselbe thun, wie Napoleon, der für den schlafenden Grenadier auf dem Vorposten steht."

Wladimir führte sie hierauf an seinem Arm durch das ganze Haus bis in die Küche und den Keller.

„Haben Sie nicht vom Morgen bis zum Abend zu thun, wenn Sie dieß Alles beaufsichtigen wollen? Leiten, anordnen, gebieten: das ist Ihre Sache. Führen Sie außerdem die Rechnungen, Sie schaffen Ihrem Manne dadurch eine wesentliche Erleichterung.“

Von der Terrasse aus zeigte er ihr den Garten. „Wenn der Frühling kommt, dann können Sie hier säen, setzen, graben, gießen und jäten; das Alles wird Ihnen vortrefflich bekommen. Da können Sie auch grausam sein, was jedes Weib von Zeit zu Zeit sein muß, indem Sie gegen Raupen und Engerlinge einen Krieg ohne Erbarmen führen. Ich empfehle Ihnen aber dafür die Bienenstöcke und meine kleinen fleißigen Lieblinge. Und nun“ — schloß er, indem er sie in den Salon zurückgeleitete — „nun bitte ich Sie, spielen Sie mir Etwas; Sie spielen mit so viel Verständniß und Empfindung.“

Olga zitterte am ganzen Leibe. Mit gesenktem Blick setzte sie sich an das Piano und ließ ihre Finger über die Tasten gleiten.

„Ich begreife Ihr Spiel, wenn ich Ihre Finger

betrachte, diese feinen durchsichtigen, gleichsam beseelten Finger," sagte er leise.

Olga war bis in die Lippen bleich geworden, sie legte einen Augenblick die Hand auf das Herz, dann spielte sie —

Die Mondscheinsonate von Beethoven.

Bei den ersten leise klagenden Tönen des Adagio legte Wladimir die Hand über die Augen. Alle Zauber der Mondnacht strömten über sie und ihn, tiefe Schatten sanken auf sie herab, ein magisches zitterndes, wehmüthiges Licht, und ihre Seelen schwangen mit in der dämmernden schmerzlichen Melodie. Als der letzte Ton in der Luft verschwamm, ließ sie die Hände langsam herabsinken.

Beide schwiegen.

„Entsagung, Ergebung," sagte er endlich, „das spricht zu uns aus dieser wunderbaren Sonate, wie aus der Natur, aus der Welt, die uns umgibt. Ergebung des Herzens vor Allem. Entsagung. Es mag die getäuschte Liebe sein, die fortlebt in dem treuen Herzen, oder eine Liebe, die sich selbst zu ewigem Schweigen verdammt. Wir Alle müssen entsagen lernen."

Er sah Olga an. Seine Augen schienen feucht. Er war merkwürdig weich. —

Einige Zeit vermied er es, zu kommen. Olga verstand ihn.

Dann kam ein Tag, an dem ihr Mann in die Kreisstadt nach Kolomea fuhr, um Einkäufe zu machen. Sie blieb zurück. Das Herz drohte ihr jeden Augenblick still zu stehen; sie wußte, daß er kommen werde, und wie die ersten Schatten der Dämmerung in ihr Zimmer fielen, schlüpfte sie mit zwei heftigen Bewegungen in die pelzbesetzte Kazabaika und setzte sich an das Piano. Beinahe willenlos begann sie die Sonate. Auf einmal brach sie mit einer Dissonanz ab. Sie dampfte vor Hitze in dem üppigen Pelz, riß ihn auf und ging mit großen Schritten, die Arme unter der wogenden Brust gekreuzt, auf und ab.

Und jetzt stand er im Zimmer.

Das Blut stieg ihr in die Wangen, sie zog die Kazabaika zusammen und reichte ihm die Hand.

„Wo ist Herr Mihael?" fragte er.

„In Kolomea."

„Dann will ich —"

„Sie wollen doch nicht gehen?"

Wladimir zögerte.

„Ich habe mich seit dem frühen Morgen gefreut, mit Ihnen zu sprechen, allein zu sprechen," sagte Olga mit gedrückter Stimme. „Ich bitte Sie, bleiben Sie bei mir."

Wladimir legte seine Mütze auf das Klavier und setzte sich in einen der kleinen braunen Fauteuils. Olga ging noch einige Schritte durch das Zimmer und blieb dann vor ihm stehen. „Haben Sie schon geliebt, Wladimir?" fragte sie rasch und rauh. „O gewiß!" Ihre Lippen zuckten verächtlich.

„Nein," entgegnete er mit tiefem Ernst.

Olga sah ihn sprachlos an.

„Und sind Sie im Stande, zu lieben?" fragte sie zaghaft. „Ich glaube nicht."

„Sie irren sich noch einmal," antwortete Wladimir. „Naturen, wie die meine, die sich nicht in kleiner Münze ausgeben, die reif geworden sind, ohne zu empfindeln, sind vielleicht allein im Stande, *wahrhaft zu lieben*. Wie sollte das so eine unreife grüne Pflaume von einem Mädchen oder einem jungen Menschen können? *Das kann nur*

ein Mann. Vielleicht auch ein Weib aber die Meisten haben dann ihr Herz bereits verzettelt."

„Und wie müßte ein Weib sein, das Sie lieben könnten?" fragte Olga weiter, ohne ihre Stellung zu verändern.

Wladimir schwieg.

„Das interessirt mich auf das Höchste," murmelte sie.

„Muß ich antworten?"

„Ich bitte Sie."

„Nun, sie müßte das gerade Gegentheil von Ihnen sein," sagte er mit trockener gepreßter Stimme.

Olga wurde todtenbleich, dann schoß ihr das Blut ins Gesicht und das Wasser in die Augen. Sie sah stumm zu Boden.

„Nun, lachen Sie doch," rief Wladimir mit wehmüthigem Humor, „es muß Ihnen das unendlich lächerlich vorkommen."

„Sie sind nicht artig," entgegnete Olga mit einer von Thränen erstickten Stimme.

„Aber wahr," entgegnete er rücksichtslos.

„Sie haben einen Widerwillen gegen mich," sprach Olga fest, indem sie zugleich hochmüthig

den Kopf emporwarf, „ich habe es lange schon gefühlt.“

Wladimir stieß ein kurzes, heiseres, unendlich trauriges Gelächter aus. „Nun, so sage ich Ihnen die ganze Wahrheit,“ rief er dann mit heftiger Bitterkeit, „ich fühle mehr für Sie, als für jede andere Frau auf der Welt.“

Olga sah ihn erschrocken an; ihr Herz schlug bis an den Hals hinauf, das Blut schoß ihr klingend in die Ohren.

„Ich könnte Sie lieben —“, fuhr er ruhiger fort, mit einem Blicke voll schmerzlicher Hingebung.

„Dann lieben Sie mich auch!“ rief Olga.

„Nein,“ sagte er leise, „dazu gehört vor Allem Achtung.“

Sie machte eine Bewegung.

„Ich bitte, mißverstehen Sie mich nicht,“ sprach er weiter, „ich will Sie nicht kränken, ich will mich Ihnen nur erklären. — Es ist am Ende nur ein Naturtrieb, der die Menschen zusammenführt, wie die Thiere, aber kein Naturtrieb ohne Wahl. Es handelt sich ja dabei nicht um uns, sondern um unser Geschlecht, nicht um unsere Freuden, sondern

um ein neues Leben; denn jeder Tag ist ein Schöpfungstag. Instinctiv suchen Mann und Weib, das eine an dem anderen, jene Eigenschaften, die ihm fehlen, die es am höchsten achtet oder liebt, und immer scharfsinniger, immer eigensinniger wird diese Wahl, je mehr die Vernunft bei derselben mit zu reden hat. So kann wahre Liebe zwar auch nur aus einem mächtigen Triebe der Natur, einem magnetischen Instinct entstehen, aber dauern kann sie nur durch volle gegenseitige Achtung des Wesens und der Eigenschaften. Wenn ich zu weit ausgeholt habe, so lachen Sie mich nur aus!"

„Ich lache nicht," erwiederte Olga finster. „Und Sie haben also nicht jene Achtung für mich —"

„Nicht jene volle Achtung," unterbrach sie Wladimir, „welche ich verlange, wenn ich einem Weibe mein Herz und Leben hingeben soll ..."

„Sie verachten mich!" sprach Olga zornig und die Schläfen begannen ihr zu pochen.

„Nein, ich bedaure Sie," erwiederte Wladimir, „ich nehme innigen Antheil an Ihnen, ich denke oft an Sie, ich möchte Sie retten."

„Warum verachten Sie mich?" rief sie mit blauen

bebenden Lippen. „Sie haben kein Recht dazu. Ich will nicht von Ihnen verachtet sein.“

„Was liegt Ihnen an mir?“ sprach Wladimir bitter, „Ihnen, der Alles zu Füßen liegt!“

„Warum verachten Sie mich?“ schrie Olga aus der Tiefe ihrer Seele auf. „Sagen Sie es, ich will es.“ Zugleich setzte sie den Fuß mit einer gewissen Wildheit heftig auf seinen Stuhl, und ihre Augen funkelten voll Haß und Mordlust.

„Gut. So hören Sie mich an,“ sagte Wladimir mit eisiger Kälte. „Sie sind ein Weib von seltener Schönheit, starkem Geiste, weichem zärtlichen Gemüth, ein Weib, geschaffen, den besten Mann zu ihrem Sklaven zu machen. Sind Sie damit zufrieden? Nein! Sie wollen jeden Tag einen neuen Sieg feiern, jede Nacht auf frischen Myrthen ruhen. Ihre Eitelkeit ist unersättlich, sie frißt wie ein Geier an Ihrem Herzen, aber dieß arme kleine Herz wächst nicht nach, wie jenes des Titanen, und so wird Ihr Ende Lebensekel, Menschenhaß und Selbstverachtung sein.“

Olga stöhnte auf, dann begann sie laut zu weinen, mit beiden Händen in ihrem Haar zu wühlen

und mit den Zähnen zu knirschen. Wie sie die Arme hob, flog der Pelz auseinander und sie stand mit zornig wogender Brust, lodernden Augen, aufgelöstem schwarzen Haare, wüthend, wie eine Mänade, über ihm.

Wladimir erhob sich.

Sie stieß einen schmerzlichen Schrei aus und hob die geballten Fäuste. —

Er runzelte nur die Stirne und sah sie an. Da sanken ihr auch schon die Hände herab und das Haupt auf die Brust.

Im nächsten Augenblicke war er fort und sie lag auf dem Teppich und schluchzte. — —

Tage vergingen, Wochen, ein Monat.

Wladimir kam nicht.

Er mied auch ihren Mann.

Olga leidet furchtbar. Sie weiß jetzt, daß er sie liebt, aber sie weiß auch, daß er sie verachtet, und ihre Leidenschaft entzündet sich gleichmäßig an seiner Neigung, wie an seinem Hasse. Sie fängt einen Brief an und zerreißt ihn wieder; sie läßt ihr Pferd satteln, um zu ihm zu reiten und reitet nicht. Stundenlang steht sie in der Küche und starrt

in das Herdfeuer. Ein bis jetzt nicht gekanntes Gefühl kommt über sie. Sie denkt nur an ihn. Wenn sie in der Dämmerung am Fenster steht, meint sie jede Secunde den Hufschlag seines Pferdes, seinen Schritt zu hören, seine Stimme. Sie wälzt sich Nächte und wieder Nächte schlaflos auf ihrem Lager und schlummert erst gegen Morgen ein.

Jetzt erst versteht sie die Dichter und die Musik.

Es ist dunkel geworden. Sie sitzt am Piano und spielt die Mondscheinsonate und mit den Tönen fließen ihre Thränen. Ihr Mann tritt leise hinter ihren Stuhl und zieht sie an sich. Er fragt nicht, und sie legt ihren Kopf schweigend an seine Brust und weint. — —"

Olga's Stimme sank zum Flüstern herab. Sie hatte sich verschämt von mir abgewendet, ihre ganze Seele zitterte in keuscher inniger Liebe.

„Es war am heiligen Abend," erzählte sie weiter; „Olga kam mit ihrem Manne im Schlitten von Tulawa, wo er im Pfarrhofe ein paar Schriftstücke abgegeben hatte, und sie fuhren bei Wladimirs Hof vorbei.

Olga faßte ein tiefer Schauer, als ihr Mann

unerwartet vor dem Thore halten ließ. „Wir holen ihn, komm," sagte Mihael. Olga rührte sich nicht. „Willst du nicht?" Sie schüttelte den Kopf. Ihr Mann ging hinein und kam nach kurzer Zeit mit Wladimir zurück, welcher ehrerbietig grüßte und dann zu ihnen in den Schlitten stieg. Während der Fahrt sprach Niemand ein Wort. Olga saß an Wladimirs Seite, ohne sich zu bewegen, nur einmal zuckte sie zusammen, da er sie unwillkürlich berührte. Als sie ankamen, betrachtete Wladimir den bekannten Edelhof mit einem sonderbaren Lächeln.

Nachdem Mihael seinem Weibe aus dem Schlitten geholfen und ihr den schweren Pelz abgenommen hatte, sprach er, sich vergnügt die Hände reibend: „Das wird jetzt ein heiliger Abend, wie es sich gehört. Ich will sehen, was die Kinder machen." Damit ging er hinaus und ließ sie mit Wladimir allein im Salon.

Olga warf sich nachlässig in einen Fauteuil und zündete eine Cigarette an. Plötzlich lachte sie hell auf. „Ihr Widerwille, Ihre Verachtung gehen so weit," sprach sie, „daß Sie mit mir nicht unter einem Dache sein können."

„Sie wollen mich nicht verstehen,“ sagte Wladimir kalt.

„Ach!“ rief Olga, „Sie sind eines tiefern Gefühls nicht fähig, sonst würden Sie mich nachsichtiger beurtheilen.“

Dießmal wurde er bleich. „Glauben Sie?“ sprach er. „Nun, so hören Sie mich noch einmal an. Ich liebe Sie!“

Olga warf die Cigarette fort und stieß ein rohes Gelächter auf.

„Und Sie sind die erste Frau, die ich liebe,“ fuhr er ruhig fort, „ich liebe Sie so, daß ich darunter leide, und ich leide nicht, weil ich Sie nicht besitzen kann; ich leide, weil ich Sie nicht lieben darf. Es zerreißt mir das Herz, daß eine so herrliche Natur einen so häßlichen Charakter gegeben hat.“

Olga regte sich schmerzhaft; ihr Blick hing scheu und flehend an dem seinen.

„Sehen Sie mich nicht so an,“ rief er; „ich muß Ihnen wehe thun. Ich habe kein Mitleid mit Ihnen. Haben Sie Mitleid gehabt mit dem jungen Bogdan, den der Herr von Zawale um Ihretwillen

im Birkenwäldchen von Tulawa todt niederstreckte? Mit Demetrius Litwin, der sein Gehirn, das Sie toll gemacht, mit einem Pistolenschuß an die Wände seines Zimmers spritzte? Haben Sie Mitleid mit Ihren Kindern, mit Ihrem Manne gefühlt, als Sie Zawadzki's Huldigungen annahmen, als Sie den Grafen —"

„Wann hätte ich das gethan?" rief Olga entsetzt, indem sie aufsprang und die Hände zusammenschlug. „Wer hat Ihnen das gesagt?"

„Alle Welt sagt es," erwiederte Wladimir höhnisch.

„Nun, so lügt die Welt," sprach Olga energisch, das Haupt muthig erhoben; ihre Wangen, ihre Augen glühten jetzt voll Zuversicht. „Ich aber rede die Wahrheit, Wladimir, ich bin unschuldig an diesem Blute, nicht ein Tropfen kommt über mich."

„Geben Sie sich keine Mühe," entgegnete er beklommen, „ich glaube Ihnen nicht."

Olga sah ihn an, brennend, thränenlos, voll Schmerz und Liebe, und ging dann langsam mit gesenktem Haupte in das Nebenzimmer.

„Nun, so glauben Sie diesen Briefen," rief sie

und riß ein Packet, das mit einem rosa Band geknüpft war, aus ihrem Schreibtisch.

Wladimir war ihr gefolgt. „Ihr Mann kann jeden Augenblick zurückkehren," sprach er hastig.

„Er soll kommen," entgegnete Olga mit stolzer Unschuld, „ich lasse mich nicht beschimpfen. Sie müssen meine Vertheidigung hören, dann verurtheilen Sie mich. Hier ist ein Brief von Litwin, zwei Tage vor seinem Tode. Schreibt so ein Mensch, der sich aus Liebesgram das Leben nimmt?" Sie warf den Brief verächtlich hin.

Wladimir entfaltete ihn und durchflog die Zeilen mit fiebernder Eile.

Hier sind Briefe von Bogdan. Lesen Sie. Sind das die Briefe eines Liebhabers, der für eine Frau im Zweikampf fällt? Litwin erschoß sich, weil er mehr Schulden als Vermögen hatte, und Bogdan duellirte sich mit dem Herrn von Zawale wegen eines Wortwechsels beim Kartenspiele. Hier sind Briefe von Zawadzki, vom Grafen Mnischek, von allen Anderen, die man meine Anbeter nennt. Schreiben so Männer, denen eine Frau ihre Gunst geschenkt hat? Ich bekenne, ich bin eine Coquette,

ich bin eitel, eroberungslustig, grausam, aber ich bin nicht schlecht, nicht verworfen. Weil die Männer mir huldigen, verleumden mich die Frauen und wälzen jede Schuld auf mich. Ich habe gefehlt, aber nicht so sehr, wie Sie glauben. Ich habe meinem Manne die Treue niemals verletzt. Ich schwöre es."

Sie wendete sich gegen das hölzerne Kreuz, das über ihrem Bette hing, hielt aber inne.

„Nein!" rief sie, „bei meinen Kindern will ich schwören! Nun, jetzt wissen Sie Alles, jetzt beschimpfen Sie mich."

Wladimir starrte noch in die Briefe. „Ich habe Ihnen Unrecht gethan," sprach er, seine Stimme bebte dabei, „vergeben Sie mir, wenn Sie können." —

Er war zu weit gegangen und stand nun erschüttert und wehrlos vor ihr.

„Spotten Sie nicht," erwiederte Olga, mit scheuer, schwermüthiger Zärtlichkeit im Blicke, „ich bin schuldig. Ich fühle es, ich gehe unter. Ich bin noch nicht so, wie Sie dachten, aber ich fühle es, ich bin auf dem Wege, es zu werden. Ich muß sinken, mir fehlt jeder Halt. Ich habe nicht gewußt, was ein

Mann, was die Liebe eines Mannes ist, jetzt fühle ich, es ist Alles in dem Leben eines Weibes, und ich muß zu Grunde gehen ohne sie, verzweifeln, sterben. Sie können mich retten, Sie allein, jetzt stoßen Sie mich von sich!"

Wladimir preßte eine Hand gegen das Herz, die andere gegen die Stirn. Sie warf sich schluchzend an seine Brust und schlang die Arme mit der Kraft der Verzweiflung um seinen Nacken und der starke eiserne Mann begann zu weinen, zog das arme Weib an sich und hing überwältigt an ihren Lippen. Die Gegenstände um sie verschwammen, sie fühlten nur ihre Herzen in schmerzlicher Seligkeit gegen einander schlagen. — —

Schritte tönten im Nebenzimmer, er ließ sie los und trat an das Fenster, Olga lehnte sich mehr todt als lebendig an den Schreibtisch. Ihr Mann trat ein, sah Beide mit einem durchdringenden Blicke an und meldete dann, der Weihnachtstisch sei bereit. Er sagte nichts, aber er zeigte sich den ganzen Abend wortkarg und verstimmt, während Olga ein Glas Wein nach dem andern hinabstürzte und ausgelassen mit den Kindern herumsprang. Zuletzt zündete sie

die Krippe an und rief die Dienstleute. Mit ihnen kamen zwei Kolendysänger,[1] ein alter würdiger Mann mit weißem Barte und ein junger Bursche mit muthwilligen Augen, und sangen unsere alten wunderbaren Weihnachtslieder, bald wehmüthig entsagend, bald gemüthvoll sinnig oder von toller Lustigkeit überschäumend, wie der Charakter unseres Volkes. Alle stimmten ein.

Und wie sie von ihm sangen, der in der armen Krippe lag und den die Hirten andächtig grüßten, weil er gekommen war, uns zu erlösen aus Tod und Sünde, da stockte Olga die Stimme von seligen Thränen und sie faltete demüthig die Hände in ihrem Schooße und blickte auf ihn, dem sie ihre Seele hingegeben hatte.

Bei ihrem Erwachen an dem nächsten Morgen machte Olga die Bemerkung, daß die Welt sich gleichsam um sie verändert habe. Das Stückchen Sonnenlicht, das auf dem Boden lag, bereitete ihr eine große kindische Freude, der Schnee im Garten und auf den Feldern schimmerte freundlich, die Raben, welche über die frostigen weißen Schollen hüpften, sahen alle so glänzend, wie geputzt aus, und in

ihrem eigenen Herzen war eine angenehme Unruhe.

Am zweiten Weihnachtsfeiertage fuhr Mihael zu einem benachbarten Gutsbesitzer, einem Kleinrussen, bei dem sich viele Parteigenossen zur Tafel einfanden. Wladimir wußte es.

Nachmittags, es dämmerte bereits etwas, tönten die Glöckchen seiner Pferde im Hofe.

Olga lief ihm entgegen, hielt plötzlich inne und bot ihm verschämt mit gesenktem Blicke die Hand. Wladimir drückte sie herzlich und führte die geliebte zitternde Frau zu dem kleinen braunen Sopha, auf das sie ihn zu sich niederzog. Eine beinahe jungfräuliche Keuschheit lag in ihrem ganzen Wesen, ihrer Haltung, als sie scheu und zärtlich den Kopf an seine Schulter legte; sie dachte in diesem Augenblicke an nichts mehr, nicht an sich, nicht einmal an ihn, sie schmiegte sich an seine Brust und war glücklich.

„Haben Sie mich erwartet?“ begann Wladimir schüchtern.

Sie nickte leise, ohne ihre Stellung zu ändern, nahm dann plötzlich seinen Arm und legte ihn um sich herum.

„Sie denken sich wohl, weshalb ich gekommen bin?" begann er wieder.

„Was ist dabei zu denken?" sagte sie naiv. „Ich habe Sie lieb, ich denke gar nichts."

„Sagt Ihnen Ihr Gewissen nicht, daß wir uns nicht so willenlos forttreiben lassen können?" fragte er dumpf.

„Sie wissen ja, ich habe kein Gewissen," entgegnete sie und ein muthwilliges Lächeln zog lieblich, von den Mundwinkeln aus, über ihr ganzes Gesicht.

„Mein Kopf ist wieder kalt geworden," fuhr Wladimir ernst fort, „ich habe unsere Lage redlich erwogen. Alles liegt jetzt bei Ihnen. Ich bin gekommen, damit wir uns aussprechen, damit wir über die Zukunft klar werden."

„Was noch?" entgegnete sie. „Ich liebe Sie über Alles, ich will nichts weiter wissen."

„Olga!" rief er beinahe erschrocken.

„Nun?" — sie richtete sich auf — „Wollen Sie mir sagen, daß der Augenblick Sie fortgerissen und getäuscht hat, daß Sie mich nicht lieben?"

„Ich habe Sie so lieb — Sie wissen nicht, wie lieb ich Sie habe, das können Sie nicht wissen,"

sprach er mit rührender Innigkeit, „und deshalb will ich Ihr Glück in Wahrheit. So können Sie nicht glücklich sein. Soll diese Liebe, die uns über uns selbst erhebt, Sie in jenen Schmutz hinabstoßen, in den ich Sie schon mit unendlichem Schmerz versunken sah? Bis jetzt waren Sie nicht glücklich, aber redlich und pflichttreu, und ich soll der Mann sein, der Sie sündigen, heucheln, betrügen lehrt? Und wie sollen Sie ein ruhiges Herz in der Brust tragen, wenn Sie zwei Gesichter zeigen müssen, eines dem Manne, das andere dem Geliebten, und zuletzt selbst nicht wissen, welches lügt? Das will ich nicht. Ich will nicht, daß Sie sinken, ich will Ihr Herz reinigen, ich will Sie aus diesen armen Flittern der Eitelkeit emporheben, ich will Sie retten, nicht verderben. Olga! liebe, liebe Olga! und dann — glaub' mir — ich bin das nicht im Stande, was allen Andern so geläufig ist. O! daß ich dir nicht sagen darf: Sei mein Weib! Die Ehe ist ein Sacrament bei uns; und mir kommt es recht erbärmlich vor, dem Manne hinter seinem Rücken sein Weib zu stehlen, und erst deinem Manne. Ich habe ihn lieb und ich achte ihn. Und dann kann ich dich

nicht theilen. — Ich kann entsagen, aber dich mein nennen und mein geliebtes Weib in den Armen eines Andern wissen, das kann ich nicht."

Olga hatte ihm mit großen offenen Augen zugehört. „Was willst du also? Ich verstehe dich nicht, es ist ja doch mein Mann, er hat sein heiliges Recht auf mich —"

„Ist dieses Recht heilig," entgegnete Wladimir streng, „dann werden wir es nicht verletzen, ich gewiß nicht."

„Wladimir!"

Olga stieß seinen Namen fast schmerzhaft aus der Brust und hing sich an seinen Hals. „Was soll ich thun? Sprich! Ich will ja Alles, was du willst."

„Ich will nur, daß wir rechtschaffen bleiben, Olga," erwiederte er, „und redlich handeln. Liebst du mich?"

Olga preßte ihre feuchten heißen Lippen leidenschaftlich gegen die seinen. „Jetzt weiß ich erst, wie das ist, wenn man liebt," flüsterte sie, „ich kann nicht mehr sein ohne dich, ohne deine Augen, deine Stimme; küsse mich doch."

„Nicht so," sprach er, sich sanft losmachend.

„Ich will vor Allem Wahrheit von dir.“ Er stand auf und ging durch das Zimmer.

„Hängt dein Leben an dem meinen,“ fuhr er fort, „so wie meines an dem deinen hängt, dann trenne dich von deinem Manne offen, ehrlich, vor aller Welt.“

Olga zuckte zusammen. „Das kann ich nicht,“ murmelte sie, „o! meine armen Kinder! Und Mihael! — wie er mich liebt — und was würden die Leute dazu sagen? — meine Ehre schon gebietet —“

Wladimir trat zu ihr und schloß sie sanft an sich.

„Ich übe keinen Zwang,“ sprach er milde, „ich verlange nicht, daß du mir folgst, aber dann mußt du deiner Pflicht gehorchen, dieses Gefühl für mich ersticken —“

„Wladimir!“ stieß Olga, starr und bleich vor Schrecken, heraus, „du willst mich verlassen!“

Sie warf sich vor ihm nieder und preßte verzweifelt, in Thränen aufgelöst, das Haupt gegen sein Knie.

„Verlaß mich nicht! Um Gotteswillen verlaß mich nicht, ich werde schlecht werden ohne dich, ich werde sterben — ich lasse dich nicht!“

Wladimir versuchte es, sie aufzuheben, sie umklammerte ihn nur um so fester und weinte auf seine Füße nieder.

„Ich werde dich immer lieben," sprach er wehmüthig, „dich allein und keine Andere, ich werde jeden Tag zu dir kommen. Du sollst durch mich die Dichter kennen lernen, die Geschichten der Vorzeit, die Blumen, die Thiere, die Sterne; ich will deine Kinder lieb haben und deinen Mann." Er zog sie an sich und küßte sie zärtlich auf den Scheitel.

„Wenn du mich ihm überlassen kannst, liebst du mich nicht," murmelte Olga.

„Und überlasse ich dich ihm nicht, wenn du meine Geliebte wirst und sein Weib bleibst?" sagte Wladimir bitter.

Olga schwieg.

„Wir müssen entsagen," begann er wieder.

„Ich kann es nicht!"

„Du mußt es können; ich werde dich nicht sinken lassen," sagte er leise, „du weißt es jetzt, was du entbehren kannst, was nicht."

„Ich weiß nichts, als daß ich dich ganz haben muß!" schrie Olga auf.

„Fasse dich,“ sprach er strenge, „ich muß fort.“

„Wladimir!“

„Ich muß. Ich lasse dir Zeit, prüfe dich, fasse einen Entschluß und schreibe mir dann, es wird dir leichter werden. Dann will ich wieder kommen, wie bis jetzt, ruhig, herzlich, ohne Groll und — ohne Hoffnung.“

Er bot ihr die Hand.

„Du gehst fort und küssest mich nicht?“ rief Olga, schlang die Arme um ihn und sog sich an seinen Lippen fest, daß sie bluteten, als sie ihn losließ. „Geh jetzt,“ sagte sie kurz und befestigte ihre losgelösten Flechten. „Geh! — O! — Du kannst nicht gehen — du bist doch recht schwach!“

„In der That,“ stammelte Wladimir. Seine Arme umschlangen sie heftig, Thränen traten in seine Augen. „Und deshalb fort.“ Er ließ sie los und eilte davon.

Im Schlitten wendete er sich noch einmal zurück. Sie stand auf der Freitreppe und winkte mit ihrem Tuche. — — —

Vergebens erwartete ihn Olga an dem nächsten Tage und auch an den folgenden. Es kam der

Sylvesterabend, da konnte er nicht ausbleiben, und er blieb doch aus. Am Neujahrstage kam ein Diener mit seiner Karte.

Olga sperrte sich in ihrem Zimmer ein und brütete, aber sie kam zu keinem Entschlusse. Alle Nichtigkeiten des Lebens, Zweifel, Schmerzen stürzen auf ihr Herz ein.

Sie frägt sich vergebens, was sie will, sie hört endlich auf zu denken, sie läßt sich von den Wogen treiben, vor ihr liegt nichts mehr, als ein großes dämmerndes Glück.

Am nächsten Morgen schlüpft sie mit bloßen Füßen in ihre Pantoffeln und eilt an den Schreibtisch. Sie weiß nicht, was sie schreibt, nur kommen soll er, sie vergeht im Fieber der Sehnsucht. Und der Kosak muß eilig zu Pferde steigen, aber er kehrt ohne Antwort zurück und Wladimir kommt nicht.

Er sitzt an dem Fenster seines Arbeitszimmers in seinem verschossenen Lehnstuhl, aus dem das Werg von allen Seiten hervorkriecht, vor sich die traurige schweigende Winterlandschaft, und liest in einem Buche, das er seine Bibel nennt, aus dem er so oft Trost und Erfrischung geschöpft, in dem „Faust“

von Goethe. Er hat in seiner Sprache kein Buch, das ihm so lieb wäre wie dieses.

„Du bist dir nur des einen Triebs bewußt,
O lerne nie den andern kennen!
Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust —"

Den letzten Vers versteht er heute zum erstenmale, es dämmert bereits, er lehnt sich zurück, schließt die Augen und läßt ihn immer wieder durch seine Seele klingen.

Ein leises Geräusch. Es schleicht wie auf sammetnen Füßen. Es wird die Katze sein, er will sich nicht bewegen. —

Und jetzt, ein halb unterdrücktes melodisches Lachen über ihm. Wie er sich überrascht herum wendet, steht Olga vor ihm, wirft den großen schweren Pelz ab und über ihn.

Ehe er sich herausarbeitet, hat sie ihn schon, auf ihren Knieen liegend, umschlungen und bedeckt ihn mit Küssen.

„Mein Gott! Was thun Sie? Welchen Gefahren setzen Sie sich aus?" rief Wladimir entsetzt. „Stehen Sie auf, Sie müssen fort, augenblicklich!"

„Ich rühre mich nicht von der Stelle," murmelte

Olga, „ich fürchte nichts, ich bin bei dir.“ Und sie schloß ihn noch fester in ihre Arme und legte den Kopf trotzig auf sein Knie.

„Olga, liebe Olga, ich vergehe aus Angst um dich; ich beschwöre dich, verlaß mich!“ flehte Wladimir.

„Du hast mich verlassen,“ erwiederte sie, „ich verlasse dich nicht. Ich bleibe bis es Nacht wird und werde täglich kommen.“

„Um Gotteswillen, nein!“ schrie er auf.

„Ich komme doch,“ sagte Olga entschlossen.

Er sah sie lange an, als wollte er sie ergründen, er verstand sie nicht mehr; war das noch das scheue, verschämte, willenlose Weib?

Sein Kopf begann zu glühen.

„Hast du über mein Schicksal entschieden,“ begann er erregt, „so sprich.“

Olga regte sich nicht.

„Sprich, ich bitte dich, sprich!“

Sie fühlte, wie seine Kniee zitterten.

„Ich bin nicht im Stande, zwischen dir und meinen Kindern zu wählen,“ erwiederte sie, ohne daß sie ihn anzusehen wagte. „Quäle mich nicht, gib mir, was ich dir gebe: Liebe, und frage nicht weiter.“

„Ich muß, um deinetwillen. Olga, liebe theure Olga, antworte mir!“ bat Wladimir mit wahrer Herzensangst.

„Ich will nicht antworten,“ sagte sie.

„Es handelt sich um dich, um dein Glück, dein Gewissen, den Frieden deiner Seele,“ fuhr er fort.

„Um dich handelt es sich,“ rief sie aufflammend, „um deine Selbstsucht, um deine ausgestopfte Ehre, deine theuren Grundsätze! Kannst du kein Opfer bringen, wo ich dir alles gebe?“

Wladimir sprang auf; Olga's Zobelpelz glitt an ihm nieder und zur Erde. Auch sie erhob sich, stützte sich auf die hohe Lehne des Stuhles und betrachtete den theuren Mann, wie er in schweren unsäglichen Qualen auf- und abging.

„Ich bin gekommen, um dir zu beweisen, daß ich alles für dich auf das Spiel setzen kann,“ fuhr sie mit energischer Betonung fort; „was nur mein ist, meine Ehre, meinen Mann, meine Kinder, mich selbst. Nun, stoß mich von dir, thu' es!“

„Das will ich nicht,“ stammelte Wladimir.

„Nun, was willst du denn?“ fragte Olga, in-

dem sie sich ihm näherte. „Ich will ja dein sein, dein Weib.“

„Bist du nicht das Weib eines Andern?“ sagte Wladimir kalt und schroff. Jener diabolische übermenschliche Hohn zuckte in seinem Auge, der Olga jedesmal bis in ihr Innerstes erzittern machte.

Diesmal hielt sie seinen Blick verächtlich, mit halbgeschlossenen Lidern aus und sagte dann gleichgültig: „Gib mir meinen Pelz, ich will fort.“

Wladimir legte schweigend den Zobel um ihre Schultern.

Sie ging ein paar Schritte gegen die Thür und blieb dann stehen.

Es faßte sie in diesem Augenblicke wieder mit dämonischer Gewalt, wie Haß gegen ihn, der so fest und frei vor ihr stand.

Sie will ihn quälen und selig machen können, er muß vor ihr vergehen, vor ihr zittern. Sie erträgt es nicht, daß er sie nicht besitzen will. So lange seine Leidenschaft nicht Alles verschlingt, seine Bedenken, seine Moral, liebt er sie nicht, nicht so, wie es ihr stolzes eitles Herz verlangt. Sie fühlt, daß sie sich ihm ganz hingeben muß, um ihn

ganz in ihrer Hand zu haben, wie ein Eigenthum, das ihr Niemand streitig machen kann.

Sie stampft mit dem Fuße und sagt dann kurz und rauh: „Ich gehe nicht.“ Ein boshaftes Lachen zuckt um ihre Lippen, während sie sich in den Lehnstuhl setzt und den Pelz fallen läßt.

„Vergib mir,“ nimmt Wladimir das Wort, „ich habe dich gekränkt, mir ist es recht leid, sehr leid. Hörst du, Olga, liebe Olga, sprich doch; du kennst jetzt meine Ueberzeugung. Du liebst mich, du kannst nicht von mir lassen, ich sehe das jetzt selbst ein. Ich wüßte auch nicht, wie ich weiter leben sollte ohne dich. Ich bitte dich, entscheide dich für mich, verlaß das Haus, dessen Friede für immer dahin ist, sei mein, ganz mein, ich will dich auf meinen Händen durch dieses rauhe Leben tragen, dir dienen, dich beschützen, nur für dich da sein.“

„Will ich nicht dein sein, ganz dein?“ rief sie mit fanatischer Hingebung, die Augen groß und ruhig zu ihm aufschlagend.

Wladimir schüttelte den Kopf, setzte sich auf den alten abgerissenen Divan und kehrte das Gesicht zur Erde.

„Du zweifelst?“ rief sie. „Nun, du kannst mich nicht überzeugen, aber ich dich.“

Eine sanfte Röthe ergoß sich über ihr Gesicht, sie ging rasch zur Thür, schloß sie und warf sich dann vor ihm nieder.

„Olga, was hast du vor?“

„Komm!“ sagte sie, „wie du zitterst. Komm zu mir,“ — sie setzte sich zärtlich zu ihm. „Fürchte dich nicht vor mir.“

„Ich fürchte mich in der That,“ entgegnete er wie im Fieber, „erbarme dich meiner, geh!“

„Ich erbarme mich deiner und bleibe,“ entgegnete sie lachend, „ja, du bist verloren.“

Ihre Pupillen erweiterten sich, ihre Nasenflügel zitterten, und wie sie sich sanft an ihn schmiegte und ihn zu küssen begann, fletschte sie die Zähne, ein graziöses Raubthier in seiner vollen entfesselten Grausamkeit.

„Du erstickst mich mit deinen Küssen,“ murmelte Wladimir, „meine Seele ist wie Wachs in deiner Hand.“

Der schöne Satan war aber mit seiner Seele nicht zufrieden. „Du sollst deinen Verstand verlieren,“ flüsterte sie, „dann sind wir gleich!“

„Und sie küßte ihn wieder mit nassen brennenden Lippen, die ihn wahnsinnig machten, bis er sie an sich riß und unbewußt mit beiden Händen in ihrem aufgelösten feuchten Haare wühlte.

„Sieh mich nicht an," stammelte sie. —

Und endlich war der Augenblick da, der alle ihre Zweifel, Leiden, Demüthigungen mit einemmale auslöschte. Er, den sie liebte, gehörte ihr, kein Blutstropfe war in ihm, der nicht von ihr erfüllt gewesen wäre!

Und als er ganz aufgelöst an ihrer Brust ruhte und dann hinabsank, vor ihr auf den Knieen lag und sie anbetete, stieß sie ein kurzes triumphirendes Gelächter aus.

„Siehst du," murmelte sie, „du hast mich verachtet, von dir gestoßen, und da liegst du nun zu meinen Füßen, und wenn ich wollte —"

„Ich habe dich beleidigt, gekränkt," sprach er leise, wie phantasirend, „nun kannst du mir Gleiches mit Gleichem vergelten."

„Du kleiner Einfaltspinsel!" rief sie muthwillig, „was hätte ich denn davon? Denke doch nach."

„Wenn ich noch denken könnte," erwiederte er.

Eine sanfte Trauer lag in seinem ganzen Wesen. „Die eine ungeheure Empfindung verschlingt alles Andere. Ich habe dir meine besten Gedanken, Empfindungen, die Grundsätze eines ganzen Lebens hingegeben, und du bläsest sie, wie die zitternden Kugeln des Löwenzahns, zum Spiele in die Luft. Ich frage dich nicht, was jetzt werden soll, ich weiß nichts, als daß ich dein sein will, weil ich muß, weil ich nicht anders kann."

Sie erwiederte nichts, in ihrer Seele war es stille; sie wußte jetzt, was Liebe ist und Glück. — — —

Olga hatte ihrer Amme, kurz nach ihrer Verheirathung, eine kleine Pachtung gegeben, ein unbedeutendes Vorwerk, das sich seitwärts im Gebüsch verbarg.

Die treue diensteifrige Alte wurde in das Vertrauen gezogen, und die Liebenden sahen sich bei ihr in einem kleinen Stübchen, das von Olga heimlich mit förmlichem Luxus eingerichtet wurde.

Wladimir war ihr jetzt ganz hingegeben.

Beide schwammen in Seligkeit. Alle Pein, alles Mißbehagen waren aus Olga's Leben verwischt durch

das Gefühl, das ihr im tiefsten Innern saß und von da aus die ganze Welt mit Licht und Glanz erfüllte. Und ein tiefes Bangen war auf einmal über sie gekommen in dem unendlichen Glück, eine mädchenhafte Scham, welche den Geliebten bis in das Innerste rührte. Sie zitterte jedesmal, wenn Wladimir ihr Gewand streifte.

Damals war es, wo zuerst diese zweite Stimme in Olga zu sprechen begann. Es war Wladimirs übermenschliches Auge, das die andere Seele in ihr weckte.

Bei einem Gewitter geschah es. Die Lichter waren verlöscht, nur rothe Blitze erhellten von außen das Gemach und Olga lag schlaftrunken an seiner Brust. Und auf einmal kamen die Visionen und sie sprach zu Wladimir.

Er verstand es anfangs nicht und rüttelte sie am Arme und rief ihren Namen. Sie erwachte jedoch nicht. Da faßte ihn ein namenloses Entsetzen und er lauschte halb neugierig, halb angstvoll Olga's Reden, bis die Wolken sich verzogen hatten, der Donner nur noch in der Ferne grollte und Olga im vollen Lichte des Mondes wie verklärt dalag.

Da faßte sich Wladimir ein Herz und begann sie zu fragen, und er fragte sie: „Gibt es einen Gott?“

„Ich weiß nichts von ihm,“ sagte Olga.

„Und gibt es ein Leben nach dem Tode?“

Olga schüttelte leise das Haupt.

Da wurde das Blut zu Eis in seinen Adern und das Herz stand ihm still.

Olga sah es und sprach: „Sie kann nichts sehen über den Dunstkreis dieser Erde hinaus, sie sieht nicht, was aus dem Menschen nach dem Tode wird, aber sie fürchtet sich entsetzlich vor dem Grabe, in der kalten Erde zu liegen, wo sie die Würmer essen, sie möchte lieber unter freiem Himmel liegen, aber da kämen die Raben und würden sie zerhacken. Wladimir muß ihr versprechen, wenn sie todt ist, sie in eine Gruft zu legen.“

Er versprach es.

In nicht langer Zeit gewöhnte er sich an Olga's zweite Seele und lauschte gerne ihrer Stimme, und die andere liebte ihn auch. Olga aber hätte ihr Leben für ihn gegeben, die Stunden mit Wladimir verrannen ihr stets wie ein seliger Traum.

Jetzt haßte Olga die Gesellschaft und, nur damit kein Aufsehen entstand, erschien sie noch von Zeit zu Zeit in derselben.

Wladimir kam oft in ihren Edelhof und blieb nicht selten über Nacht. Er schlief dann hier, in diesem Zimmer, in diesem Bette, und Olga —"

Sie stockte.

Jetzt verstand ich alles.

„Und Wladimir war so gut," erzählte Olga weiter, „er brachte jedesmal Bücher und las der Olga vor, und unterrichtete auch ihre Kinder mit einer Geduld wie ein Engel.

Als das Frühjahr kam, bebaute er mit Olga den Garten. Da war dann keine Blume, die sie nicht zusammen gepflanzt hatten, und es kam auch kein Kohlkopf, keine Rübe auf den Tisch, die sie nicht selbst gezogen hatten, und die Bienen saßen auf Olga's Händen wie gezähmte Kanarienvögel und krochen in ihrem Haar herum. Sie wußte auch jedes Nest im Garten, die Grasmücken im alten Birnbaume, den kleinen Zeisig, die Nachtigall, denn Wladimir zeigte sie ihr und sie sah oft zu, wie die Alten hin- und herflogen und die flaumigen Jungen fütterten.

Im Sommer gingen sie durch die Felder und saßen dann am Waldrand oder auf der Terrasse, den Himmel voll Sterne über sich, und Wladimir sagte ihr die wunderbarsten Sachen aus den verschiedensten Dichtern so aus dem Kopfe, die Verse flossen nur von seinen Lippen.

Olga zeichnete nun auch mit großem Eifer Landschaften und Scenen nach der Natur, und wenn sie etwas erfand und Wladimir betrachtete es und sie sah an seinen leuchtenden Augen, daß er damit zufrieden war, dann gab es kein Glück auf Erden, das dem ihren gleichkam.

Nach der Ernte durchwanderten sie zusammen die Karpathen. Mihael ritt vorne neben dem Huzulen,[5] der ihnen den Weg wies, und Wladimir führte Olga's Pferd am Zügel. Sie bestiegen den schwarzen Berg, sahen den tiefen, unergründlichen, dunklen See auf seiner Spitze und blickten von den höchsten Kuppen des Gebirges in die endlose heimatliche Fläche.

Und als der Winter sie wieder in das kleine warme Haus bannte, da überzog ihnen die Liebe die alten grauen Wände mit Myrthen und Rosen,

und die Musen erfüllten die traute Dämmerung desselben mit Licht und Melodie.

Dann saß ihr Mann mit den Kindern auf dem Sopha, Wladimir in einem der kleinen braunen Fauteuils und Olga an dem Piano. Sie spielte die herrlichen Compositionen der großen deutschen Meister oder sang mit Wladimir ein schwermüthiges kleinrussisches Volkslied. Oft brachte er ein Buch und trug etwas vor, dann lasen sie auch zusammen Scenen aus dem Faust, dem Egmont, aus Romeo und Julia. Dann war er immer Faust, Egmont, Romeo und sie das Gretchen, Clärchen und die Julia, die an seinen Augen, seinen Lippen hing.

„Es tagt beinah, ich wollte nun du gingst;
Doch weiter nicht, als wie ein tändelnd Mädchen
Ihr Vögelchen der Hand entschlüpfen läßt —“

Fror der kleine Teich fest zu, so liefen sie dort an sonnigen Vormittagen auf Schlittschuhen, und Wladimir lehrte sie die merkwürdigsten Figuren in das Eis schneiden. Wenn sie im Schlitten fuhren, deckte Olga ihren Zobel über seine Kniee und setzte ihre Füße auf die seinen, wie auf einen Schemel. — —

Doch hatte sie auch dunkle schwere Stunden.

Manchmal faßt sie eine tiefe Reue, dann will sie ihrem Manne alles gestehen und ihre wonnevolle Sünde büßen. Manchmal möchte sie wieder mit Wladimir in die Welt hinauslaufen und sein Weib werden, dann halten sie die Kinder zurück und ihre Ehre. Sie schwankt und grübelt und quält sich selbst; aber wenn sie in seinen Armen ruht, an seiner treuen Brust, dann schweigen alle Zweifel, alle Sorgen, alle Gedanken, dann ist sie vollkommen glücklich.

Und doch nicht.

Wladimir schweigt, aber sie liest oft von seiner finstern Stirn die traurige Selbstanklage herab: ich betrüge den Freund, der mir vertraut, ich habe das Weib, das ich erheben wollte, hinabgerissen in Schmach und Sünde.

Sie quält etwas ganz anderes.

Man bemerkt, daß sie schlecht mit ihrem Manne lebt, man bedauert sie, und sie ist so wahnsinnig glücklich, so stolz in ihrem Glück, sie möchte es in alle Welt hinausrufen: ich liebe, ich bin geliebt von ihm, den ihr Alle bewundert, und ich bin die

Erste, die den Fuß auf seinen stolzen Nacken gesetzt hat.

Sie hat das Geheimniß verlangt, und eben sie erträgt es nicht. Sie möchte sich beneidet sehen und noch mehr ihn, den sie durch ihre Gunst zum Gotte macht.

So wird sie selbst zur Verrätherin an ihrer Liebe.

Jede Gelegenheit, wo sie Wladimir auf irgend eine Weise auszeichnen kann, kommt ihr erwünscht. Nur er darf ihr den Bügel halten, sie aus dem Schlitten heben, ihr den Pelz abnehmen; ihn wählt sie beim Tanze, von ihm verlangt sie Erfrischungen, ihm befiehlt sie, ihr Glas zu füllen, das Geflügel zu schneiden, das sie auf dem Teller hat. Dann nimmt sie einen Bissen und reicht ihm den nächsten auf ihrer Gabel, oder sie trinkt aus seinem Glase und überläßt ihm das ihre, und sucht mit ihrer Fußspitze die seine. Ihre Augen sind immer auf ihn geheftet, oder auf die Thür, wenn er noch nicht da ist, und sobald er eintritt, erbleicht sie und wird gleich darauf blutroth. Wenn von ihm die Rede ist, ergreift sie mit Leidenschaft seine Partei,

und spricht von seinem Charakter, seinem Geiste mit einem Enthusiasmus, welcher selbst die Gutmüthigsten und Unachtsamsten aufmerksam macht.

Es entsteht ein Gesumme, ein Gerede, ein Gewebe von Wahrheit, Lüge und Niederträchtigkeit, und zuletzt zweifelt Niemand mehr daran, daß Wladimir Podolew der begünstigte Liebhaber der schönen stolzen Frau ist.

Halbe Worte dringen bis zu ihrem Manne, er wehrt sich lange genug gegen den Zweifel an seinem Weibe, endlich faßt er Argwohn und beginnt sie zu beobachten.

So ist ein Jahr vergangen. —

Der Frühling wirft sein holdes rosiges Licht, seine ersten weißen Blüthen auf die Freitreppe und durch die offene Thür in den kleinen Saal, in dem Olga mit ihrem Manne und dem Geliebten bei dem kleinen Theetisch sitzt.

Die Luft ist so seltsam frisch und aromatisch, der weite abendliche Himmel flimmert von zahllosen Sternen, die Wachtel schlägt im grünen Feld, das Herz fühlt ein unerklärliches Bangen und Sehnen, eine süße Wehmuth, ein Glück ohne Ruhe.

Um die Lampe summen kleine grünschimmernde Fliegen und weiße Schmetterlinge flattern um die matt leuchtende Glaskugel. Wladimir hat einen Band von Shakespeare aufgeschlagen, Olga blickt über seine Schulter und liest mit ihm:

„All dies Leiden" — spricht Romeo — „dient
In Zukunft uns zu süßerem Geschwätz."
„O Gott," — erwiedert Julia — „ich hab' ein Unglück ahnend Herz.
Mir däucht' ich säh' dich, da du unten bist,
Als lägst du todt in eines Grabes Tiefe.
Mein Auge trügt mich, oder du bist bleich."

Olga fühlte einen seltsamen Stich im Herzen, eine namenlose Angst faßte sie, und sie blickte auf Wladimir, der in der That entsetzlich bleich geworden war.

„Ich kann nicht weiter lesen," stammelte sie, „mir droht das Herz zu springen!"

„Es ist die Frühlingsluft," sagte ihr Mann, „schließen wir die Thür."

Olga tritt einen Augenblick auf die Freitreppe hinaus, kehrt dann zurück und füllt die Tassen. Sie sitzt jetzt dem Geliebten gegenüber.

Ihr Mann beobachtet sie unaufhörlich, und

während er in die Zeitung vertieft scheint, bemerkt er, wie sie mit Wladimir einen Blick voll wahnsinniger Zärtlichkeit wechselt. Zu gleicher Zeit berührt ihr Fuß den seinen.

„Es ist mein Fuß,“ sagt Mihael ruhig.

Olga fährt zusammen und beugt sich zitternd über den Tisch, sie sieht das furchtbar entstellte Gesicht ihres Mannes in dem Augenblicke, wo er langsam das Zimmer verläßt.

„Du hast uns verrathen,“ sagt Wladimir leise.

„Ich fürchte selbst,“ murmelt sie; „nun, er soll alles wissen, dann bin ich ja dein, ganz dein, dein Weib, Wladimir.“

Er sieht sie dankbar an und preßt seine Lippen auf ihre Hand.

„O! wie ich dich liebe! — und jeden Tag und jede Stunde mehr und mehr. Du mußt hier bleiben,“ fährt sie fort, „wir haben uns so viel zu sagen . . .“

„Nur heute nicht,“ fleht er erschreckt, „ich habe eine schlimme Ahnung; um Gotteswillen nicht!“ —

Mihael hustete ehe er eintrat, nahm seinen Thee und klagte dann über Kopfweh. „Gehen wir zu Bett,“ sagte er dumpf.

Wladimir drückte ihm und Olga die Hand und ging auf sein Zimmer, wo er sich angekleidet auf das Bett warf.

Nach Mitternacht knisterte ein Frauengewand auf der Terrasse.

Wladimir eilte an das Fenster. Alles war wieder still. Plötzlich sprang Olga aus dem tiefen Schatten hervor und faßte ihn mit ihren Händen.

„Das war deine böse Ahnung!“ lachte sie.

Wladimir erwiderte nichts, half ihr herein, blickte mißtrauisch in den Garten hinaus und schloß dann das Fenster.

Indeß hatte sich Olga gesetzt.

„Fürchtest du dich vor mir?“ scherzte sie. „Du hast alle Ursache.“ Und plötzlich warf sie die weißen Arme wie eine Schlinge um seinen Hals und zog ihn an sich. — — — — — — — — — —

„Mir ist so heiß,“ sprach sie nach einer Weile, „öffne das Fenster.“

Wladimir schüttelte den Kopf.

„Was hast du?“ rief sie mit silberhellem Lachen. „Ich glaube, du fürchtest dich vor meinem Mann?“

Sie erhob sich, öffnete das Fenster und schmiegte sich dann wieder an ihn.

„Ich bitte dich, geh'," sprach er mit zitternder Stimme.

„Es ist nicht dein Ernst," erwiderte sie.

„Wenn du mich nur etwas liebst, so geh', ich beschwöre dich!"

Olga schüttelte nur den Kopf und spielte sorglos mit seinem Haar.

Da machte er eine heftige Bewegung gegen das Fenster; sie schrak zusammen und wendete rasch den Kopf.

Es war zu spät.

Ihr Mann stand vor ihnen.

Olga lehnte sich stumm, wie erstarrt, zurück, während Wladimir sich mit einem Sprunge zwischen ihn und sie stellte.

„Es ist nicht nöthig, daß du sie beschützest," sprach Mihael kalt, „ich thue ihr nichts. Geh' auf dein Zimmer, Olga, wir haben ein paar Worte allein zu sprechen."

Sie verließ mit einem langen schmerzlichen Blick auf Wladimir, der sie mit übernatürlich leuchtenden

Augen ansah, langsam das Zimmer, sperrte sich in ihrem Schlafgemach ein und warf sich dann in dumpfem schweigenden Schmerz auf ihr Lager.

Nach einiger Zeit hörte sie ihren Mann auf sein Zimmer gehen, dann den Hufschlag eines Pferdes, dann war lange Zeit Alles still.

Endlich kam ihr Mann mit festem Schritte über den Corridor, sein Rappe wieherte im Hofe, noch wenige qualvolle Secunden und er sprengte davon.

Es war gegen Morgen. Das Licht sank trübe, fahlgrau herein.

Olga ging hinaus.

„Niemand da?" rief sie.

Alles schwieg. Sie ging bis auf die Freitreppe und rief noch einmal. Da kam der Kosak gähnend mit schläfrigen verklebten Augen aus dem Hofe herauf.

„Wo ist Wladimir?" fragte sie. „Und wo ist der Herr?"

„Der Herr hat einige Briefe geschrieben," sagte der Kosak gleichgültig, indem er einen Strohhalm zerbiß, „und ist dann weggeritten, und der Herr Wladimir, der ist schon früher fort."

Sie weiß jetzt, daß sie sich duelliren, sie wankt in ihr Zimmer zurück, bei jedem Schritte drohen ihr die Kniee zu brechen, das Blut wird kalt in ihren Adern, weinen kann sie nicht.

Sie wirft sich vor dem Gekreuzigten nieder, der über ihrem Bette hängt und schlägt sich mit den Fäusten vor die Stirn, sie hofft, daß Wladimir ihren Mann, den Vater ihrer Kinder, tödten wird, sie kniet und betet — — — bis ein Reiter die Straße herauf jagt und vor dem Edelhofe hält.

Sie horcht angstvoll, den Kopf zur Seite geneigt, alle ihre Pulse pochen, sie wagt es nicht, sich zu bewegen.

Schritte — — sie fühlt sich dem Tode nahe.

Es ist ihr Mann.

Er steht jetzt vor ihr.

„Er ist todt," spricht er — seine Stimme zittert — „hier ist ein Brief an dich — der Ehre ist genug geschehen. Du kannst jetzt gehen, wenn du willst" — — — — — — — — — — — —

Weiter vernahm sie nichts mehr, es schoß ihr wie Wasser in die Ohren und sie sank um.

Wie sie zu sich kam, lag sie noch auf derselben

Stelle, ihr erster Blick fiel auf das Kreuz an der Wand.

Sie erinnerte sich nicht, was geschehen war, nur war es ihr entsetzlich wüst und trübe im Kopfe und das Herz wie wund.

Dann entdeckte sie den Brief, sah ihn an und langsam kamen ihr die Gedanken zurück, aber sie war wie versteinert in ihrem Schmerze, die Thränen stockten ihr, beinahe theilnahmlos öffnete sie den Brief und las:

„Mein geliebtes Weib!

„Du warst mir Alles, mein Leben, mein Glück, meine Ehre. Für dich habe ich gefehlt, gesündigt, meine bessere Ueberzeugung verleugnet. Das, was ich that, verlangte eine ernste Sühne.

„Sobald du diese Zeilen lesen wirst, ist mein Schicksal erfüllt. Weine nicht um mich. Du hast mir ein Jahr meines Lebens so mit Liebe und Seligkeit erfüllt, daß es ein ganzes armes Menschendasein aufwiegt. Ich danke dir.

„Sei glücklich, und kannst du es nicht sein, so sei rechtschaffen und erfülle deine Pflicht.

„Laß mich fortleben in deinem Angedenken. Leb' wohl. Für immer.

Dein

Wladimir.“

Olga legte den Brief schweigend zusammen, stand auf, kleidete sich an und begann ihre Sachen zu packen. Sie wollte das Haus ihres Mannes sofort verlassen.

Da hörte sie ihre Kinder im Corridor, riß die Thür auf und wie sie jubelnd an ihrem Hals hingen, fiel sie schluchzend vor ihnen nieder und — die Koffer blieben offen stehen. — —

Man fand Wladimir im Birkenwäldchen von Tulawa. Dort ist der stillste Ort auf zehn Meilen in der Runde. Der Feldhüter der Gemeinde — der Leopold kennt ihn ja — der Capitulant stieß auf ihn, wie er das Gehölz durchstreifte.

Er lag auf dem Rücken, die Kugel in der Brust, die Pistole in der Hand.

Man fand bei ihm einen Brief, wie ihn Jeder schreibt, der sich auf Tod und Leben duellirt. So war es eine ausgemachte Sache, daß er sich selbst erschossen hatte, und man begrub ihn außer der Mauer des Friedhofes. —

Was jetzt noch kommt, ist das Alltägliche, das Gemeine, doch es gehört dazu.

Olga verabscheute ihren Mann von ganzer Seele und sie blieb doch bei ihm; sie wurde vor Kummer fast toll, oft faßte sie ein dämonischer Haß, sie hatte schon die Pistole geladen, mit der er Wladimir getödtet, um ihn zu erschießen, und — sie blieb doch bei ihm, denn sie erträgt es nicht, nicht geliebt zu werden, und es thut ihr wohl, daß er sie liebt, daß er leidet, in dem furchtbaren Gefühl, daß sie sein ist und doch nicht sein.

Das Leben wird ihr oft recht schwer.

Eine tiefe Blässe lagerte sich seit jener Zeit auf ihrem Antlitz; ihr Herz ist krank und in der Mondnacht muß sie wandern, ruhelos! — —"

Sie schwieg.

„Jetzt weiß der Leopold Alles," sagte sie dann mit stiller rührender Ergebung, „jetzt wird er die Olga verstehen und — schweigen."

Ich hob die Hand wie zum Schwure.

„Er wird sie nicht verrathen, ich weiß es," sagte sie, „gute Nacht. — Der Hahn hat das zweitemal

gekräht, im Osten liegt ein Streifen Licht wie Milch. Ich muß nun fort."

Sie ging langsam, ihre prächtigen Glieder dehnend, und fuhr mit beiden Händen durch das Haar, das unter ihren Fingern knisterte und Funken gab. Im Fenster wendete sie sich noch einmal und legte den Finger auf den Mund.

Dann war sie verschwunden. —

Ich horchte lange, stand dann auf und ging an das Fenster. Ringsum war nichts als das niederfließende Silber des Mondes und die tiefe dämmernde Nachtstille.

— — — — — — — — — — — — — —

Als ich am Morgen in den kleinen Speisesaal kam, lud mich der Gutsherr ein, mit ihm das Frühstück zu nehmen. „Dann werde ich Ihnen selbst den Weg zeigen," sagte er zuvorkommend.

„Wo bleibt unsere Herrin?" fragte ich zögernd.

„Meine Frau ist unwohl," entgegnete er ziemlich nachlässig, „sie leidet stark an der Migraine, besonders bei Vollmond. Wissen Sie kein Mittel dagegen, mein Lieber? Ein altes Weib hat mir saure Gurken gerathen, was halten Sie davon?"

Wir verabschiedeten uns erst jenseits des Waldes.

Trotz seiner freundlichen Einladung vermied ich es, ihn zu besuchen, und jedesmal, wenn ich Nachts an dem einsamen Edelhofe mit den düsteren Pappeln vorbeifahre, kömmt noch ein wehmüthiger Schauer über mich.

Ich habe Olga nie mehr gesehen, aber im Traume erscheint mir noch oft ihre liebliche Gestalt mit dem edlen bleichen Haupte, den geschlossenen Augen, dem offenen wollüstigen Haare.

Anmerkungen zur „Mondnacht."

[1] Twardoffki. Vom Satan in die Luft entführt, begann er, über Krakau schwebend, beim Läuten des Ave Maria ein Muttergotteslied zu singen, das ihn einst die Mutter gelehrt. Der Teufel ließ ihn hierauf los und er blieb zwischen Himmel und Erde hängen, wo er heute noch schwebt. Eine Spinne kömmt von Zeit zu Zeit zu ihm hinauf und bringt ihm Nachricht von der Erde.

[2] Kleiner Edelmann.

[3] Galizische Damenjacke.

[4] Kolendy heißen bei uns die Lieder, welche vom Volke und herumziehenden Sängern und Spielleuten zu Weihnachten vorgetragen werden.

[5] Russischer Gebirgsbewohner der ostgalizischen Karpathen.